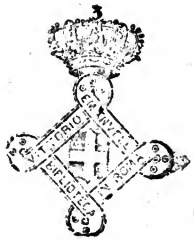
BIBLIOTECA NAZIONALE VITT. EMANUELE
201
46 C
9

1828. f.

L. Müller
Ex libr. patr. dit.



B. I. T. II.

F. A. Schubert del. C. F. Stölzel Sc. Dresd. 1814.

Arminius der Retter der Deutschen Freyheit.

Historischer Bildersaal

oder

Denkwürdigkeiten

aus der neuern Geschichte.

Ein Lehr- und Lesebuch für gebildete Stände.

Herausgegeben

von

Kaspar Friedrich Lossius,

Diakonus an der Prediger-Kirche zu Erfurt,

und

Christian Ferdinand Schulze,

Professor am Gymnasium zu Gotha.

Erster Band.

Mit zwölf Kupfern,

nach Schubert'schen Zeichnungen.

Ordinäre Ausgabe. Ladenpreis 3 Thlr. 12 Gr. oder 6 fl. 18 Kr.

Gotha,

bey Justus Perthes. 1815.

Deutsches Wörterbuch

von

Jacob Grimm und Wilhelm Grimm.

Leipzig,
Verlag von S. Hirzel.
1854.

Pränumeranten-Verzeichniß.

Ihro Königl. Hoheit Alexandrine von Preußen, Prinzessin Tochter Sr. Majestät des Königs.

— Durchlaucht die Prinzessin Dorothee Luise Pauline Charlotte Friederike Auguste zu Sachsen-Gotha.

— Durchlaucht die Prinzessin Adelheid von Sachsen-Meiningen.

— Durchlaucht Frau Gräfin Mensdorf, geborne Prinzessin zu Sachsen-Coburg-Saalfeld.

— Durchlaucht die Prinzessin Henriette von Carolath-Beuthen.

— Durchlaucht die verwittwete Fürstin von Kirchberg in Hachenburg.

Se. Durchlaucht Fürst Karl Hohenlohe zu Langenburg.

— Durchlaucht Prinz Ernst zu Hessen-Philippsthal.

— Durchlaucht Prinz Friedrich von Carolath-Beuthen auf Saabor.

Ihro Erlaucht die Frau Gräfin von Erbach-Fürstenau.

— Erlaucht die Frau Gräfin von Erbach-Schönberg.

Se. Erlaucht Reichsgraf Heinrich der 44te Reuß, Graf und Herr von Plauen.

Herr Sanitätsrath D. Aepli in St. Gallen.

— Agricola, Kandidat d. Theol. in Gotha.

Herr Albanus, Buchhändler in Neustrelitz.
— Ritter von Alvensleben in Erxleben.
— Vikar Ammann in Maerstetten.
— M. Andraßy in Tübingen.
Die Andreäische Buchhandlung in Frankfurt a. M. 4 Ex.
Herr J. E. Anschütz jun. in Benshausen.
— Apotheker Appelius in Homberg.
— Kammerherr und Oberforstmeister von Arnswald in Eisenach.
— Kassirer Augener in Kassel.
Frau Professorin Autenrieth in Tübingen.

Herr Edukationsrath Bagge in Koburg.
— A. Barth, Buchhändler in Leipzig. 2 Ex.
— J. Bauder, Kiefermeister in Stuttgart.
Frau Geheime Räthin von Baumbach in Meiningen.
— Generalin von Bechtolsheim in Glückstadt.
Herr Beck, Buchhändler in Wien. 6 Ex.
Herrn Becks Wittwe in Nördlingen.
Herr Becker, Kaufmann in Chemnitz. 2 Ex.
— Beier, Schulamts-Kandidat in Jauer.
— Belling, Kaufmann in Erfurt.
— Bendixen, Schreib- und Rechenmeister in Flensburg.
Frau Gräfin von Bentheim in Büdingen.
Herr Bergfeld, Seminarist in Nordhausen.
— Inspektor Beringer auf dem Fürstenauer Hammer.
— Bezirksdirektor Freyherr von Berlepsch in Seebach.
— J. D. Bertels, Erzieher in Flensburg.
— Bescherer, Stadtfeldmesser in Pforzheim.
— Kammerherr von Beust auf Thoßfell.
— Hofiskal Beyer in Brieg.
— Floßmeister Beyer in Kahla.

Die

Die Herren Beyer u. Maring, Buchhändl. in Erfurt, 2 Ex.
Die Reichsgräfl. v. Stochbergsche Bibliothek zu Fürstenstein.
Herr Biebler, Verwalter in Stedten.
— Bierwirth in Celle.
— Binckebanck, Posamentier in Mühlhausen.
Frau Binder-Gonzenbach in St. Gallen. 3 Ex.
Herr Bley, Gymnasiast in Nordhausen.
— Blumenau, Kaufmann in Altenburg.
— Obrist-Lieutenant Blumenröden in Sondershausen.
— Bodamer, holländ. Komp. Verwandter in Pforzheim.
— Regierungsrath Bode in Berlin.
— J. A. Bode, Kaufmann in Münden.
— Hauptmann Bödicker in Hanau.
— Flozinspektor Böhringer in Pforzheim.
— Hofkammerrath Böhringer das.
Frau Räthin Bohle in Kassel.
Herr Pastor Bohne in Nordhausen.
— Bolt, Kupferstecher in Berlin.
— Amtmann Bonde in Zella-St. Blasii.
— Rittmeister von Boyneburgk in Städtfeld.
— Bräuer, Flaschner in Chemnitz.
— Brandt, Böttcher-Meister in Chemnitz.
Jungfrau Henriette Brauer in Kassel.
Herr Vicarius Braun in Dülken.
Demoisell J. Brecht in Breslau.
Herr Kommissär Breimann in Goslar.
— Rektor M. Breitschwerdt in Ludwigsburg.
— Forstrath Brenner in Darmstadt.
Frau Geh. Conferenzräthin Baronin v. Broxdorf in Glückstadt.
Herr Bruchhold, Zolleinnehmer und Postexpediteur in Pulßnitz.
— Stadtschreiber Bruckmann in Heilbronn.
— Brück, Schullehrer in Lierschied.

Herr

Herr Brückner, Lehrer der Zeichenkunst in Gotha.
— Inspektor Brumhard zu Bromskirchen.
— Buchwald, Mauermeister in Flensburg.
— Prediger Buddeberg in Lippstadt.
— Geh. Rath und Oberbürgermeister Büsching in Berlin.
— Büschler, Buchhändler in Elberfeld. 4 Ex.
— Oberbergamtsverwalter Bülau in Freyberg.
— Buhk, Kaufmann in Chemnitz.
— Hofgerichtsrath Burchardi in Wiesbaden.
Das Bureau für Litteratur in Halberstadt.
Herr Kantor Burhenne in Kassel.
— Burkhardt, Lederfabrikant in Mühlhausen.
Frau Aebtissin von dem Bussche in Minden.
Herr Hans von Buttlar in Markershausen.

Herr Calwer, Königl Hofkaminfeger in Stuttgart.
Demoiselle Christiane Carotti in Meiningen.
Herr Vicarius Clemens in Dülken.
— Cnobloch, Buchhändler in Leipzig. 3 Ex.
Frau Justizräthin Cnyrim in Kassel.
Herr Oberst-Lieutenant von Cochenhausen in Kassel.
— Landespolizey-Assessor und Geheimsekretär Conta in Weimar.
Die Cottasche Buchhandlung in Tübingen. 4 Ex.
Herr Pfarrer Credner in Remstedt.
— Amtmann Credner in Tonna.
— Amtmann Cuno in Colditz.
— Pastor Curtius in Oberfarnstedt.

Herr Darnmann, Buchhändler in Züllichau.
— Regierungsadvokat Debertshäuser in Meiningen.
— F. W. Deußen, Seidenfabrikant in Süchteln.

Herr

Herr Peter Martin Dewes in Magdeburg. 3 Ex.
— Archidiakonus M. Dietrich in Freyberg.
— Rathmann Dietrich in Ohlau.
— Kantor Döring in Eisleben. 9 Ex.
— Dörstling, Kaufmann in Altenburg.
— Dreesen, Schullehrer in Friedrichsgabe.
Frau Henriette Dreßer in Ronneburg.
Herr Drüdecke, Kaufmann in Lippstadt.
— Hofrath Dürisch in Chemnitz.
— Rendant Dufft in Erfurt.

Herr Justiz-Kommissionsrath Eberhard in Brieg.
— Egen, Vorsteher einer Erziehungsanstalt in Brieg.
Herrn David Egg's seel. Frau Wittwe in Lindau.
Herr Eichhoff in Naumburg.
Frau Majorin von Elterlein in Chemnitz.
— Elvers in Flensburg.
— Charlotte Emminghaus, geb. v. Einem in Gotha.
Herr Vollmacht Engelbrecht in Wörden.
— Engelmann, Buchhändler in Leipzig. 3 Ex.
— Engelschall, Kaufmann in Freyberg.
— Engler, Bäckermeister in Brieg.
— Epping, Kaufmann in Lippstadt.
— Lieutenant Baron von Erfe in Meiningen.
— Ernst, Buchhändler in Quedlinburg.
— Senator Esmarch in Husum.
— J. H. Ewbler, Fruchthändler in Lindau.

Herr Fahrenholz, Kaufmann in Goslar.
— Fehr-Schirmer in Rheineck.
— Feiler, Mahler und Lackirer in Neusalz a. O.
— Friedrich Feilgenhauer in Pillnitz.

Herr

Herr Ernst von Feilitzsch in Heynersgrün.
— Hauptmann von Feilitzsch auf Taltitz.
— Regierungsrath von Fels in St. Gallen.
— M. Fels, Präses des Kommerzienrathes in Lindau.
— Felsecker, Buchhändler in Nürnberg.
— Rector M. Ficker in Eibenstock.
— Fiebig, Lehrer am Gymnas. zu Brieg.
— Stadtrichter Fischer in Colditz.
— Fischer u. Sohn in Chemnitz.
— Rektor Fleckeisen in Dahme.
— Fleers, Kaufmann in Wörden.
Die J. B. G. Fleischersche Buchhandlung in Leipzig.
Herr Oberamtmann Floto in Tangermünde.
Demoiſell Henriette Flügger in Kassel.
Herr Fölckel, Regimentsquartiermeister und Justitiarius in Fürstenstein.
— Amtsaktuarius Förster in Glauchau.
— C. G. Folié D. Med. in Lindau.
— Bürgermeister Franke in Colditz.
— Kandidat Franke, Lehrer am Waisenhaus zu Bunzlau.
— Frenzel, Kaufmann in Ronneburg.
— Senator Freude, Apotheker in Neusalz a. O.
Fräulein Freudenberg in Erfurt.
Herr J. H. Freuler in Glarus.
— Pfarrer Frey in Schönegrund.
— Othmar Friederich, Kaufmann in St. Gallen.
— Friedrich, Kaufmann in Altenburg.
— Rath und Kanzler Fritsch in Liebenthal.
— Bau-Inspektor Fritsche in Brieg.
— Amts- u. Land-Physikus Dr. Fritzsche in Neustadt bey Stolpen.
— Froböse, Gymnasiast in Nordhausen.
— J. C. L. Fröbel in Osterode.

Herr

Herr Frölich, Inspektor des Waisenhauses und der Freyschule in Goslar.
— Füchsel, Buchhändler in Zerbst. 2 Ex.

Frau Generalin von Gablenz in Klettstädt.
Herr Pfarrer Galluser in Cappel.
— Garsolky, Kantor an der ev. Kirche in Neusalz a. O.
— Gebhardt, Buchhalter in Mylau.
— Geigenbach, Adj. Minist. u. Catecheta in Lindau. 6 Ex.
— Geiger, Rathsverw. u. Stadthauptmann in Pforzheim.
— Regierungsrath Geißler in Gotha.
— Gelbke, Bankier in Leipzig.
— Sub-Senior Gerhard in Breslau.
— Dr. Gerhard, Schullehrer in Eisenberg.
— Kabinets-Sekretär Gerlach in Gotha.
— Kammerrath Geutebrück in Altenburg.
— Rath Geutebrück in Gotha.
Frau Mairln Giesecke in Goslar.
Herr Pastor Giesel in Aslau.
— Dr. Glasewald jun. in Dahme.
— Stadt-Apotheker Gleitsmann in Altenburg.
— Goldmann, Buchbinder in Beuthen a. d. O.
Demoisell Luise Gräff in Leipzig.
Herr Gräff, Portraitmahler in Eisenach.
— Meinert Grawert in Friedrichsgabe.
Frau Elsabe Grawert daselbst.
Herr Ober-Kirchner Grosch in Gotha.
— Advokat und Rechtskonsulent Große in Prag. 6 Ex.
— Hofrath Baron Grote in Hannover.
— Elisäus Gruber, Kaufmann in Lindau.
— Martin Gruber, Kaufmann daselbst.
— Amtsregistrator Grumbt in Colditz.

Herr

Herr Baron von Grundherr in Ludwigsburg.
— Pastor Guder in Waldenburg.
Die Neue Günthersche Buchhandlung in Glogau.
Herr Post-Administrator Gürtler in Ohlau.
— Guilhaumann, Buchhändler in Frankfurt a. M. 5 Ex.
— Amtmann Gutbier in Pforta.

Herr Haase, Bäckermeister in Lauban. 5 Ex.
— Pfarrer Habicht jun. in Steinbach-Hallenberg.
— C. Ch. Händler, Gräfl. Erbach-Fürstenauischer Agent in Frankfurt a. M. 5 Ex.
— Kommerzien-Rath Hagenbruch in Mühlhausen.
— Justizrath Hager in Glückstadt.
— Hammerich, Buchhändler in Altona.
— Amtmann Happel in Marburg.
— Hartknoch, Buchhändler in Dresden.
— Hartmann, Faktor auf der Zorge.
Die Herren Hande u. Spener, Buchhändler in Berlin.
Herr Professor Hauschild in Altenburg.
— H. Haußner, Kaufmann in Plauen.
— Pastor Hecker in Cythra.
— Hofapotheker Heerlein in Eisenach.
— Vikar Heidegger in Salmsach.
— von Heiduck, Rittmeister und Brigade-Adjudant bey der K. Preuß. Garde in Berlin.
— Geheime Rath Heinrich in Breslau.
— Heinrichshofen, Buchhändler in Magdeburg. 8 Ex.
Fräulein von Heising in Ohlau.
Herr G. J. Heller, Lehrer in Stuttgart.
Frau Rittmeisterin von Helmolt in Dresden.
Herr Geh. Kammerrath von Heppe in Kassel.
— Rentmeister Herbst in Schul-Pforta.

Die

Die Hermannsche Buchhandlung in Frankfurt a. M. 3 Ex.
Herr Herrmann, Kandidat d. Theol. in Vierschen.
Die Herren Herold u. Wahlstab, Buchhändler in Lüneburg.
Herr Heubner, Kaufmann in Plauen.
— Heyer, Buchhändler in Gießen. 2 Ex.
Die Herren Heyer u. Leske, Buchhdl. in Darmstadt. 8 Ex.
Herr Schullehrer Heyne in Goslar.
— Heyse, Rektor des Gymnasiums in Nordhausen.
— Hildbrand, Raths-Substitut in St. Gallen.
— Amtmann Hille sen. in Marburg.
Herr Geh. Kriegs-Rath Himly in Berlin.
Frau Amtmännin Hinnüber in Hilwardshausen.
Herr Professor Dr. Hörner in Lindau. 6 Ex.
— Hoffmann, Kaufmann in Chemnitz.
Demoisell Hoffmann in Fürstenau.
Herr Kandidat Hoffmann in Naumburg.
— Adjunctus Hoffmann in Niedergrunstädt.
Frau Majorin Hoffmann in Salzungen.
Herr Holäufer, Buchhändler in Breslau. 3 Ex.
Frau Inspektorin Holzberg in Goslar.
Herr Regierungsrath Hoppenstedt in Gotha.
— K. F. Hornung in Fraukenhausen.
— Horvath, Buchhändler in Potsdam. 2 Ex.
— Landrath Graf von Hoverden in Ohlau.
— Faktor Hoyer in Chemnitz.
— Huber und Komp. in St. Gallen. 8 Ex.
— Hüber-Schlatter, Kaufmann daselbst.
Die Herren Friedr. u. Benj. Hübner in Chemnitz. 3 Ex.
Herr W. Hübner, Kattunfabrikant daselbst.
— C. J. Hülsenbeck, Kaufmann in St. Gallen.
— Professor Hünerwadel in Bern. 2 Ex.

Herr Jäcklin, Schullehrer in Lindau.
— Pfarrer M. Jäger in Damm.
— G. C. Jäger, Buchdruckerherr in Flensburg.
— Jahn, Kaufmann in Chemnitz.
Madam Jahr in Brieg.
Herr Idler, Provisor in Pforzheim.
Die Jenische u. Stagesche Buchhandl. in Augsburg. 4 Ex.
Herr Salomon Jenny in Enneda.
— M. C. F. Illgen in Leipzig.
— C. G. Illgen in Chemnitz.
Madam John in Breslau.
Herr Jünger, Graveur in Hanau.
— Wirthschaftsdirektor Just in Kölmchen.

Herr Känzler u. Komp. in Süchtelen.
— Kanz, Kaufmann in Plauen.
— Karchhausen, Pelzhändler in Kassel.
Frau Finanzkommissairin Kasten auf Oberweischlitz.
Herr Kandidat Keil in Gotha.
— Keller, Kaufmann in Plauen.
— Kriegsrath Kellerhans in Lippstadt.
— Forst-Inspektor Kern in Primkenau.
— Kerst, Erzieher d. Prinzen v. Langenburg in Langenburg.
— Kantonsrath Keßelring in Märstetten.
— Kestner, Kaufmann in Waltershausen.
— Kirsch in Gera.
— Erpriester Klebelly in Naumburg a. d. Queis.
— H. Kleinfeller, Weinhändler in Kitzingen.
— Administrator Kleinschmidt in Mühlhausen.
— Ch. G. Kloße auf Schwerta.
— Kluge, Posamentier in Brieg.
— Postdirektor Kneuper in Arolsen.

Herr

Herr Knoll, Hauslehrer in Breslau.
— Knoll, Poſtſekretair d. Königl. Preuß. Feldpoſt, jetzt in Bunzlau.
— Knoth, Schullehrer in Meiningen.
— Akciſeinſpektor Köhler in Chemnitz.
— Senator Kölz daſelbſt.
— Superintendent König in Mühlhauſen.
— Juſtiz-Aſſeſſor Königk in Löwenberg.
— Körner, Buchhändler in Frankfurt a. M. 2 Ex.
— Stiftsrath Körner in Naumburg a. d. Queis.
— Kantonsrath Kolp in Guttingen.
— Konrektor Koopmann in Wörden.
— Paſtor Koppe in Freyburg.
Frau von Koppenfels in Heukendorf.
Herr Korckhaus in Kaſſel.
— W. G. Korn, Buchhändler in Breslau. 6 Ex.
— Kraft, Zeichenmeiſter in Sonderburg.
— Rath und Amtmann Kramer in Arnſtadt.
Die Herren Gebrüder Krauſe in Chemnitz.
Herr Pfarrer M. Krauſe in Taltitz.
— Schullehrer Krauſe in Uttig.
— Organiſt und Schullehrer Kretſchmer in Liebentzig.
— Krüll, Buchhändler in Landshut. 3 Ex.
— Küchler, Kaufmann in Münden.
— Kantor Kühn in Erfurt.
— Kümmel, Buchhändler in Halle.
— Kuhlmey, Buchhändler in Liegnitz. 6 Ex.
— Kummer, Buchhändler in Leipzig. 7 Ex.
Madam Wilhelmine Kunſtmann in Chemnitz.
Herr Kantor Kunzwelly daſelbſt.
— Paſtor Kurtz in Hainau. 2 Ex.

Herr Rendant Landeck in Brieg.
— Kantor Langner in Fischbach.
— Wilhelm von Langsdorff in Lahr.
— Kriegs-Kommissär Langsdorf in Wiesbaden.
— Pfarrer Lanker in Walzenhausen.
— Lappe, Apotheker in Neusalz a. O.
— Pfarrer Laquai in St. Gallen.
— Justiz-Kommissionsrath Laube in Brieg.
— Oberpfarrer und Adjunkt Lautenschläger in Laucha.
— Tribunalrichter Lehmann in Goslar.
— Lehmann, Schulmeister in Großbeuthen.
— Geh. Rath Lennep in Kassel.
— Regierungsrath Leopold in Sondershausen.
— Superintendent Lettow in Berlin. 4 Ex.
Fräulein von Leutzsch in Naumburg.
Herr Kammerherr von Levetzow in Husum.
— Lieber in Christinenhof.
— Lienig, Schullehrer in Mittlau.
— Lindauer, Buchhändler in München. 2 Ex.
— Doktor Lindner in Nürnberg.
Herrn C. Linke's Leseinstitut in Leipzig. 3 Ex.
Herr Löffler, Buchhändler in Mannheim. 5 Ex.
— Löfflund, Buchhändler in Stuttgart. 2 Ex.
— Regierungsrath Lorentz in Altenburg.
— Pfarrer Lorenz in Goßel.
— Pfarrer Lucan in Steinbach.
— Hofapotheker Lucas in Arnstadt.
— Lucius, Buchhändler in Braunschweig. 3 Ex.
— Hofapotheker Luck in Michelstadt.
— H. A. Lüntzel in Hildesheim.
— Luge, Handlungs-Kommis in Greifenberg.
Madam Eleonore Lutteroth in Mühlhausen.

Herr Mämpel, Gastwirth in Arnstadt.
— Friedrich Mämpel daselst.
Frau Oberforstmeisterin von Malortie geb. Gräfin von Platen in Hannover.
Herr Pastor Manfrost in Alzenau.
— Justiz-Rath Martin in Heidelberg.
— Kantor Matthös in Waldiz.
Die Maurersche Buchhandlung in Berlin. 3 Ex.
Herr Postsekretair Mayländer in Coswig. 2 Ex.
Die Mayr'sche Buchhandlung in Salzburg. 12 Ex.
Herr Meder, Kaufmann in Altenburg.
Die verwittwete Frau Räthin Meese in Löwen.
Herr Pastor Meez in Salzbrunn.
Herr Pfarrer M. Meiner in Lichtenberg.
— M. Memminger, der lat. Schule Präceptor in Canstatt. 10 Ex.
— Merbeth, Succentor u. Lehrer am Gymnas. in Freyberg.
— A. Messerschmidt, Garnhändler in Neusalz a. O.
— Schloß-Intendant Mettner in Ohlau.
— Pfarrer Metzger in Wilferdingen.
— Oberpostamts-Direktor von Meyenburg in Schaffhausen. 2 Ex.
— Meyer, Arzt in Dülken.
Die Meyersche Buchhandlung in Lemgo. 7 Ex.
Herr Assessor Meyer in Rinteln.
— Schullehrer Michel in Mühlhausen.
— Michelsen, Buchhändler in Lübeck.
— Mittler, Buchhändler in Leipzig.
— Rektor Möbius in Waldheim. 9 Ex.
— T. A. Möller, Kaufmann in Bielefeld.
— Kirchspielvoigt Möller in Hemmingstedt.
— Mog, Laborant in Breslau.
Die Herren Mohr u. Zimmer, Buchhändler in Heidelberg.

Die

Die Herren Monath u. Kußler, Buchh. in Nürnberg. 5 Ex.
— — Montag u. Weiß, Buchhändl. in Regensburg.
Herr Paſtor Moſche in Keula.
— Ober-Landgerichtsrath Mühler in Brieg.
— Geheime Rath Müller in Aſchaffenburg. 8 Ex.
— W. Müller in Bleicherode.
— Ober-Amtmann Müller in Brieg.
— Superintendent und Kirchenrath Müller in Gießen.
— Prälat Dr. Müller in Maulbronn.
— Poſtmeiſter Müller in Naumburg.
— Paſtor Müller in Ohlau.
— J. F. Müller, Rothgerbermeiſter in Stuttgart.
— Hauptmann Müller in Thal-Itter.

Herr Sanitätsrath Dr. Näf in St. Gallen.
Frau Kammerherrin von Naundorf auf Zechau und Kloſchwitz in Geilsdorf.
Herr Schulmeiſter Nicolaus in Schönefeld.
— Pfarrer Niezoldi in Löbitz bey Naumburg. 3 Ex.
Frau Paſtorin Niſſen in Wörden.
Herr Aktuar Nitſchke in Beuthen a. d. O.
— Kantor und Mädchenlehrer Nixdorf in Dahme.
— Stifts-Prediger Nöldecke in Stift-Baſſum. 3 Ex.
— Konrektor Nonne in Lippſtadt.
— Kreiseinnehmer Nordmann in Mühlhauſen.

Herr Rath und Amtmann Oberländer in Königsberg in Franken.
— Amtmann Olbers in Nienburg.
— Kreis-Einnehmer Oldenburg in Melle.
Die Herren Orell, Füeßli und Komp., Buchhändler in Zürich. 2 Ex.

Herr

Herr Osiander, Buchhändler in Tübingen. 2 Ex.
— Ostertag, Kommis in Pforzheim.
Frau von Ostrowsky in Cannawurf.
Herr A. T. Otto, Buchdrucker in Chur.
— Otto, Kaufmann in Gotha.

Herr Palm, Buchhändler in Erlangen. 8 Ex.
— Küchschreiber Paschke in Breslau.
— Paulsen, Kaufmann in Husum.
Madam Paulsen in Schnepfenthal.
— Baroneſſe Eliſe von Pechlin in Glückſtadt.
Herr Perl, Rittergutsbeſitzer auf Glaubitz.
— Petersen, Kaufmann in Husum.
— Petri, Pfarrer in Schönefeld.
— A. Pfaff, Fabrikant in Chemnitz.
— Pfarrer Pfiſter in Kaſſel.
— Chriſtoph von Pfiſter, Kaufmann in Lindau.
— M. Pietſch in Glaubitz.
— Doctor Pinder in Naumburg.
— Major von Planitz daſelbſt.
— C. H. Ploß, Bankier in Leipzig.
— Porzelius, Pfarrer in Reuti und Lokal-Schul-Kommiſſär in Lindau.
— Joh. Jak. Porzelius, Kaufmann daſelbſt.
— Hauptmann von Poſt in Lügde.

Frau Kriegsräthin von Rademacher in Kaſſel.
Herr Ramann, Weinhändler in Erfurt.
— Geh. Finanzrath Ransleben in Berlin.
— Archidiakonus M. Rath in Stolpen.
— Joſeph Rathgeber, Bildhauer in Gotha.
— Paſtor Rauſch in Zſchaiz.

Demoiſell Dorette Rautenberg in Nordhauſen.
Herr Senator Rehder in Huſum.
— Stadtgerichts-Aſſeſſor Reichert in Brieg.
— Rein und Komp., Buchhändler in Leipzig.
— C. Reinhard, Kaufmann in Burgſtädt.
— Reinhard, Alt-Oberrichter und Kantonsrath in Meinfelden.
— Stadtphyſikus Dr. Reinhardt in Mühlhauſen.
— Kandidat Reinhold in Mühlhauſen.
— Kreis-Kaſſen-Kontroleur Reinſch in Ohlau.
— Retzmann, Kaufmann in Münden.
— Rheniſch, Buchbinder in Brieg.
— Richard, Königl. Burgpfleger in München.
— Richter, Kaufmann in Freyberg.
— Richter, Erzieher des jüngſten Grafen von Solms-Rödelheim in Laubach. 18 Ex.
— Richter, Vorſteher einer Erziehungsanſtalt in Leipzig.
Frey-Frau von Riedeſel zu Eiſenbach.
Die Herren Riegel u. Wießner in Nürnberg. 6 Ex.
Herr Archidiakonus Ringleb in Mühlhauſen.
— Geh. Referendar Kriegsrath Rivalier in Kaſſel.
— Rölicke, Kaufmann in Breslau.
— Röwer, Buchhändler in Göttingen. 1 Ex.
— Rommerskirchen, Buchhändler in Kölln. 2 Ex.
— Droſt Roſe in Lippſtadt.
— Regierungsſekretair Roſenberg in Gotha.
— Rudolph, Gymnaſiaſt in Freyberg.
— Baron von Rüpprecht, Kaufmann in Lindau.

Herr J. G. Sauer, Kandidat der Theol. in Nordheim. 2 Ex.
— Sauermann, Profeſſor am Gymnaſ. in Brieg.
— Oberfaktor Schachtrupp in Goslar.

Herr

Herr Hofkammerrath Schäffer in Fürstenau.
— Finanzrath J. L. Schätzler, Bankier in Augsburg.
— Regierungsrath Schaffer in Marburg.
— Scheibler, Luth. Prediger in Montjoie. 15 Ex.
— Scheidemantel, Universitäts-Pedell in Erfurt.
Frau von Scheidlin in Nürnberg.
Herr Scheithauer, Schullehrer in Chemnitz.
— Ober-Landgerichts-Rath Scheller der 2te in Brieg.
— Kantor Schenck in Eckardtsberga
— Rath und Bibliothekar Schenck in Meiningen.
— Kammerrath Schenck daselbst.
— Diakonus Schenck zu Wasungen.
— Sequester Schiebler in Aslau.
— Pfarrer Schieß in Langenriekenbach.
— Schiller in Volckersdorf.
— Schirmer-Gonzenbach, Appellationsrichter in St. Gallen.
— Garnisonprediger Schläger in Münden.
— Joseph Schlatter, Kaufmann in Lindau.
— Prediger Schliepstein in Lippstadt.
— Schlimpert, Gymnasiast in Freyberg.
— J. B. Schlippe, Kaufmann in Altenburg.
— Schlüter, Kaufmann in Goslar.
— Schluttig in Chemnitz.
— M. Schmidt, Lehrer bey den Königlichen Prinzen in Berlin.
— Schmidt, Kaufmann in Husum.
— Kammer-Kommissionsrath Schmidt in Gotha.
— Schmidt, Kaufmann in Mühlhausen. 2 Ex.
— Senator Schmidt, Uhrmacher in Neusalz a. O.
— Amtmann Schmidt in Roßdorf.
— Baumeister Schneider in Naumburg.
— Schnuphase, Buchhändler in Altenburg. 2 Ex.

Herr Schnurlen, Chirurg in Husum.
— Pfarrer Schönau in Großenbehringen.
Fräulein von Schönberg in Chemnitz.
Herr Wilhelm Graf von Schönburg in Penig.
— Rektor Schollmeyer in Mühlhausen.
— Kämmerer Scholz in Löwenberg.
— Regierungsrath Schrader in Rinteln.
— Diakonus M. Schreckenbach in Chemnitz.
— Schreiner, Buchhändler in Düsseldorf. 2 Ex.
— Inspektor Schröder in Hachenburg.
— Kommerzienrath Schröder in Spangenberg.
— Schüttelthau jun., Kaufmann und Lieutenant vom Landsturm in Brieg.
— von Schuler herzogl. Meklenburg. Strelitzscher Kammerherr in Hildburghausen.
— Inspektor Schulz in Rodtleberode.
— Schwabe, Pachter in Tiefenort.
— Pastor Schwarz in Wörden.
— Schwarze, Kaufmann in Lippstadt.
— Kammerherr von Seckendorf auf Unterweischlitz.
— Kammerdirektor Seeger in Michelstadt.
— Steuereinnehmer Seewald in Löwenberg.
— Impost-Haupteinnehmer Seidel in Obertirschheim.
Die Seidelsche Buchhandlung in Sulzbach.
Herr Helfer M. Seybold in Langenburg.
— Konsistorial-Assessor Dr. Sickel in Leipzig.
— Siemer, Privatlehrer in Sondershausen. 4 Ex.
— J. H. Simmler, Kaufmann in Zürich.
— Pastor Simon in Tornow.
— Stadtrichter van der Sloot in Ohlau.
— Pfarrer Soldan in Haina.
— Domstifts-Vicarius Spiller in Breslau.
— Rathsherr Stache in Brieg.

Herr

Herr Stahel, Buchhändler in Würzburg.
— W. Starke, Buchhändler in Chemnitz. 2 Ex.
— Servis-Rendant Staroste in Brieg.
— Professor Staubler in Breslau. 2 Ex.
— Amtmann Stecke in Wildeshausen.
— Steinagel, Kandidat in Breslau.
— Pfarrer M. Steinbrenner in Großbodungen. 2 Ex.
— Gerichtskopist Steinert in Lichtewalde.
— Steinmann auf Berthelsdorf.
— Steinmann, Dominial-Gutsbesitzer in Ohlau.
— Justizrath von Stemann in Husum.
— Stempel, Kaufmann in Breslau. 2 Ex.
— Stepf in Gotha. 2 Ex.
— E. Stephan, Steinmetz in Neusalz a. O.
Die Stettinsche Buchhandlung in Ulm. 14 Ex.
Herr Pfarrer M. Stettner in Ebermergen. 6 Ex.
— Steudel, Buchhändler in Gotha. 14 Ex.
— Gastwirth Steymann in Brieg.
Die Stiftsschule in Ebeleben.
Herr Stiller, Buchhändler in Rostock. 16 Ex.
— Stirl, Flaschner in Chemnitz.
— von Stocmeier in Hildburghausen.
— Kammerrath Stopfel in Gotha.
— Justiz-Direktor Streckenbach in Löwenberg.
— Dr. Struve, Arzt in Dresden.
— Archidiakonus Struve in Plauen.
— Martin Sunderhof in Nordhausen.
— Rector M. Suttinger in Lübben. 2 Ex.

Demoisell Johanne Taube in Celle.
Herr Professor Tennemann in Marburg.
— J. A. Tetzner in Chemnitz.

Herr

Herr Stadtpfarrer und Kapitels-Kämmerer Thomann in Lindau.
— Thomas, Buchhändler in Hirschberg.
— Doktor Thulemeyer in Lippstadt.
— Bau-Inspektor Tiede in Ohlau.
— Vorsteher-Amtsverweser Töpfer in Altenburg.
Die Trachslersche Buchhandlung in Zürich. 3 Ex.
Herr Ober-Amtmann Treblin in Philippsthal.
— J. C. S. Trefftz in Stuttgart. 3 Ex.
Madam Treitschke in Gera.

Herr Pastor M. Unger in Chemnitz.
— Regierungsrath von Uttenhoven in Meiningen

Die Herren Vandenhöck u. Ruprecht in Göttingen. 3 Ex.
Herr Fr. Varrentrapp, Buchhändl. in Frankfurt a. M. 2 Ex.
— Major von Vendt in Glückstadt.
— F. C. W. Vogel, Buchhändler in Leipzig. 10 Ex.
— Hofrath Vogler in Hachenburg.
Frau Doktorin Friedr. Voigt in Naumburg.
Herr Vollmar, Schullehrer in Tübingen.

Herr Rath Wachler in Gotha.
— Rentmeister Wacke in Saabor.
— Rath und Amtmann Wagner in Altenburg.
— Amtmann Wagner in Erxleben.
— Wagner, Buchhändler in Neustadt a. d. Orla.
— Forstmeister von Wangenheim in Sonneborn.
— Schulamtskandidat Weber in Groß-Hartmannsdorf.
— Peter de Weerth, Rentenirer in Elberfeld.
— Diakonus M. Weickert in Chemnitz.
— Weigand, Lehrer am Gymnas. zu Brieg.

Herr

Herr Pastor M. Weiske in Erlbach.
— Weiß, Schullehrer in Tübingen.
— Diakonus M. Weißig zu Nieder-Wiese.
Frau von Welk in Meißen.
Herr Michael Weniger, Kaufmann in St. Gallen.
— Wergo, Kaufmann in Stuttgart.
— Amtmann Werner in Glauchau.
— Präceptor Werner in Stuttgart. 6 Ex.
— Präceptor Werner in Tübingen.
— Wesener, Buchhändler in Paderborn. 2 Ex.
— Hofadvokat Westhof in Kahla.
— Wiedemann, Destillateur in Breslau.
— Hofkonditor Wilcke in Gotha.
— Dr. Wilmans in Bielefeld.
— Dr. G. Winkler, Vorsteher einer Erziehungsanstalt in Altenburg.
— Dr. med. Winkler in Altenburg.
— Bürgermeister Winter in Ohlau.
— Stadtschreiber Winzer in Chemnitz.
— Pfarrer Wirth in Göttingen.
— Kirchspieldeputirter Claus Witt in Schlichting.
Die Wittekindtsche Buchhandlung in Eisenach. 2 Ex.
Die Wohlersche Buchhandlung in Ulm.
Herr Oberhüttenvorsteher Wolf in Freyberg.
— Professor Dr. Wolf in Nürnberg.
— Ch. Wüstenfeld, Kaufmann in Münden.
— G. E. Wüstenfeld, Kaufmann daselbst.
— Amtsverwalter Wurzler in Volkmaritz.
— Obristlieutenant von Wynecken in Glückstadt.
Fräulein Amalie von Wynecken in Glückstadt.

Herr Kirchenrath Zandt in Karlsruhe.
— Hofrath von Zech in Gotha.
— Zenker, Oekonom in Burkersdorf.
— Pfarrer Zeyß in Herbsleben.
Herrn J. G. Ziegler's seel. Wittwe in Ruhla.
Herr Regierungsrath von Zisky in Dresden.
— Pastor Zobel in Warthau.
— Zöschinger, Stiftungs-Administrator in Kempten.
— Sensal Zollikofer in St. Gallen.
— Bürgermeister Zurhelle in Lippstadt.

Vor-

Vorrede.

Viele Freunde und Beförderer der moralischen Bilderbibel, die mit Kupfern nach Schubert'schen Zeichnungen und mit Erklärungen von K. F. Lossius in fünf Bänden erschien, haben den Wunsch geäussert, daß dieses in vielem Betracht erfreuliche und nützliche Werk fortgesetzt, oder daß die neue Geschichte auf eine ähnliche Weise, wie dort die alte, bearbeitet werden möchte.

Als eine solche Fortsetzung erscheint das gegenwärtige Werk, das, äusserlich dem vorigen völlig ähnlich und wie dieses mit Kupfern ausge-

gestattet, da anhebt, wo dasselbe aufhört; übrigens aber, von demselben unabhängig, ein für sich bestehendes Werk bildet, und nach einem veränderten Plane ausgearbeitet ist.

Es kam nämlich darauf an, ein Werk für den Liebhaber der Geschichte und insbesondere für die reifere Jugend zu liefern, das eben so zur Beförderung des historischen Wissens, als zur Belebung edler Gesinnungen und Gefühle beytragen, und denen, die andrer Hülfsmittel ermangeln, zum Unterricht in der Geschichte dienen könnte. Um aber diesen Zweck zu erreichen, schien es nicht genug, einzelne moralisch-wichtige Handlungen und Charactere aufzustellen und diese ordnungslos an einander zu reihen; sondern erst mußten die Weltbegebenheiten überhaupt, dann einzelne Handlungen und Charactere geschildert, und diese mit jenen in Verbindung gebracht werden. Denn nur auf diese

Art

Art konnte sich das Manchfaltige zur Einheit gestalten, während auf jene Art eine endlose, mehr verwirrende als belehrende Sammlung historischer Aggregate entstehen mußte.

Demnach faßte ich den Entschluß, den ganzen Umkreis der Geschichte, von Jesu Zeiten an (womit sich die moralische Bilderbibel schloß) bis zu den neuesten Ereignissen, Periodenweise zu verfolgen, und jede der sechs Perioden, in welche sich derselbe theilen läßt, auf die Art zu behandeln, daß zuerst ein gedrängter Umriß ihrer Hauptbegebenheiten aufgestellt, dann einzelne Erscheinungen, die in ihr hervorragen, umständlich geschildert würden. Jene Umrisse sollten also gleichsam das Band seyn, das diese Schilderungen zu einem Ganzen vereinigte, sollten die Zeiten und Umstände, denen diese angehören, näher bezeichnen, und wie zur richtigen Auffassung des Einzelnen so auch zur Kenntniß der Geschich-

schichte hinführen. Diese Schilderungen aber, der Haupttheil des ganzen Unternehmens (worauf auch der Titel dieses Werkes hindeutet), sollten das ausführlich erörtern, was jene Umrisse nur leise berührten, und, wäre es möglich, nicht bloß flüchtige Unterhaltung, sondern auch dauernde Belehrung gewähren. Dabey sollten die vorzüglichsten derselben, besonders solche, die einer künstlerischen Darstellung fähig sind, durch Kupfer anschaulich gemacht, und auf diese eben der Kunstfleiß verwendet werden, wodurch sich die Kupfer zur moralischen Bilderbibel jedem Kenner empfehlen.

Diesem Plan zufolge, der den Beyfall einsichtsvoller Beurtheiler gefunden hat, soll jede der oben bemerkten sechs Perioden einen Band, und folglich das ganze Werk sechs Bände umfassen. Zur Ausführung desselben hat sich mein verehrter Freund, Herr Diakonus Lossius in

Er-

Erfurt, der rühmlichst bekannte Herausgeber der moralischen Bilderbibel, mit mir vereinigt. Indessen haben überhäufte Geschäfte bey fortdauernder Kränklichkeit diesen würdigen Mann bis jetzt gehindert, mitwirkenden Antheil an diesem neuen Werke zu nehmen. Der vorliegende erste Band ist demnach von mir allein ausgearbeitet worden.

Derselbe enthält, dem eben aufgestellten Plane gemäß, zuerst eine Darstellung der Hauptbegebenheiten von der Stiftung des Christenthums bis zur Auflösung des weströmischen Reichs. Hierauf folgt die ausführliche Schilderung einzelner Begebenheiten und Charactere aus jener Periode, chronologisch geordnet. Hierzu habe ich theils solche ausgewählt, die allgemeines Interesse haben, theils solche, die schon dramatisch behandelt sind, damit die Leser wissen, was historisch davon bekannt oder begründet ist. Selbst Sa-

gen

gen und Erzählungen, in denen sich der Geist der Zeiten spiegelt, oder die an wichtige Ereignisse geknüpft sind, habe ich aufgenommen. Auch wird wohl Niemand daran einen Anstoß nehmen, daß nicht bloß gute und nachahmungswürdige, sondern auch böse und verwerfliche Charactere geschildert werden. Jene stehen hier als vorleuchtende Muster, diese aber als Warnungen vor jeder Entehrung unsrer Menschenwürde.

Den Stoff zu diesen Schilderungen habe ich aus den Quellen selbst geschöpft und dabey die besten Hülfsmittel zu Rathe gezogen. Unzweckmäßig aber schien es mir, da, wo keine Verschiedenheit der Meinungen und Ansichten Statt findet, Citate hinzuzufügen. Die Leser, für die ich zunächst schrieb, bedürfen solcher Nachweisungen nicht, und auch für den Kenner, der mit den Quellen bekannt ist, sind sie überflüssig.

Die zwölf Kupfer, die diesem Theile beygegeben sind, werden hoffentlich den verdienten Beyfall erhalten. Möge es aber auch mir gelungen seyn, durch meine Arbeit die Erwartungen des Publicums zu befriedigen, das zutrauensvoll das Beginnen dieses Unternehmens befördert hat!

Zur Erleichterung des Gebrauchs soll, wenn das ganze Werk vollendet seyn wird, ein allgemeines Register dasselbe schließen. Inzwischen ist diesem Bande (und eben dieß soll bey jedem folgenden geschehen) ein Inhaltsverzeichniß beygefügt, und dieses, was die Darstellung der Hauptbegebenheiten anbetrifft, so eingerichtet worden, daß es von Lehrern, die sich dieses Buches bey dem historischen Unterricht bedienen wollen, als Leitfaden zur Wiederholung gebraucht werden kann.

Der folgende, oder zweyte Theil dieses Werks, der die Periode von dem Untergang des weström-

schen

schen Reichs bis zum Vergleich zu Verdün enthalten wird, soll, wenn keine hindernde Umstände eintreten, zu Ende dieses Jahres erscheinen, so wie überhaupt das Ganze binnen möglichst kurzen Fristen vollendet werden soll.

Gotha, den 1. Febr. 1815.

Christian Ferdinand Schulze.

Er=

Erſte Periode

von

der Stiftung des Chriſtenthums

bis zur

Auflöſung

des weſtrömiſchen Reichs 476.

Erster Abschnitt.

Darstellung der Hauptbegebenheiten von der Stiftung des Christenthums an bis zur Auflösung des weströmischen Reichs — 476.

Einleitung.

Als Jesus geboren ward im jüdischen Lande, waren Römer, Parther und Deutsche unter den unabhängigen Völkern, von denen die Geschichte redet, die wichtigsten.

Vor allen strahlten die Römer hervor. Ihr Reich, dessen Muttersitz Italien war, ging von Lusitanien (dem heutigen Portugal) bis zum Euphrat, und von den Sandwüsten Africas bis zum Rhein und der Donau und späterhin bis zum heutigen Schottland. Es umfaßte also in Europa, ausser Italien, Lusitanien, Hispanien, Gallien, späterhin auch Britannien, Helvetien, den südwestlichen Theil von Deutschland, Panonien, Mösien,

Thracien, Macedonien, Illyrien, Griechenland und alle Inseln des mittelländischen und ägeischen Meeres; in Asien, Kleinasien, Phönicien, Judäa und Syrien bis an den Euphrat; in Africa, Aegypten und die ganze Nordküste bis zum westlichen Mauritanien. Dieses große Reich, aufgerichtet durch die Tugenden seiner Bürger, durch langgenährte Kriegserfahrung, durch schlaue Politik und durch begünstigendes Glück; dann aufrecht erhalten durch das Schrecken seines Namens, durch die Kraft seiner Legionen und durch die weisen Einrichtungen in seinem Innern — fing nun unter der Last seiner eigenen Größe und unter den Folgen eines zerstörenden Sittenverderbnisses zu wanken an. Eben daher war es auch, kurz vor Jesu Geburt, unter die Gewalt eines Einzigen gerathen, nachdem es über sieben Jahrhunderte erst unter Königen, denn als Freystaat sich aufgebildet hatte.

Die Parther, das zweyte der genannten Völker, herrschten in Asien vom Euphrat (der östlichen Grenze des römischen Reichs) bis zum Indus, und vom indischen bis zum caspischen Meere. Ihre Hauptstadt war Ctesiphon. Den ersten Grund zu diesem Reiche hatte Arsaces gelegt, der ums Jahr 250 v. Chr. die Parther von der syrischen Oberherrschaft befreyte; zur Sicherung seiner Selbstständigkeit gelangte es durch den Sieg, den Ar-

saces

saces II. im Jahr 238 v. Chr. über den syrischen König Seleucus erfocht (ein Sieg, der als Anfang der Herrschaft der Arsaciden betrachtet wird); seine Größe aber erhielt es durch die Einverleibung des bactrischen Reichs, das der Arsacide Mithridates I. (164 v. Chr.) eroberte. Mit furchtbarer Macht und abwechselndem Glücke hatte es schon oft den Kampf gegen Rom bestanden, als zu den Zeiten, von welchen unsere Erzählung anhebt, innere Uneinigkeit und stürmischer Regentenwechsel die Parther schwächte und den Römern Einfluß auf ihre innern Angelegenheiten gestattete.

Das dritte unabhängige Volk, dessen die Geschichte zu Jesu Zeiten erwähnt, waren die Deutschen, oder die verschiedenen Völkerschaften, die zwischen dem Rhein und der Donau bis ans baltische Meer hin wohnten. Unbestimmt waren die Grenzen gegen Osten. Traurig und armselig war dieses Land. Das Clima war rauh, der Boden voll Wälder, Seen und Moräste; des tragbaren Landes gab es wenig, aber viel Weideplätze und noch mehrere Jagdbezirke. Die deutschen Völker selbst, nie zu einem Ganzen vereinigt, zeichneten sich aus durch Leibesgröße, röthliches Haar, blauliche Augen, mächtigen Gliederbau, durch wilden Muth und feurige Liebe zur Freyheit. Zufolge der Beschreibung, die Tacitus, ein römischer

Schrift-

Schriftsteller, von ihnen hinterlassen hat, waren sie zwar auf einer niedern Stufe der Cultur, aber keineswegs Barbaren; denn es bestand unter ihnen eine gesellschaftliche Verfassung, ordentliche Ehen, Unterschied der Stände (oder der Edeln, der Freyen und Leibeignen), Gemeindeversammlungen, nach und nach auch Völkervereine. Die wichtigsten Völkerschaften unter ihnen waren zur Zeit Jesu: die Cheruscer am Harz, die Marcomannen in Böhmen, die Quaden in Mähren; dann die Catten im Hessischen, die Bructerer an der Lippe und Ems, die Frisier und Chaucer an der Nordsee, die Hermunduren zwischen der Elbe und Saale, die Gothen an der Ostsee. Im Innern von Deutschland, nach Nordosten hin, wohnten die Sueven, — ein Name, der alle den Römern nicht näher bekannt gewordenen Völker begriff. Aufgereizt durch Wanderungslust: denn ihr ärmlicher Boden konnte sie nicht fassen und ihr Muth trieb sie vorwärts; dann in Bewegung erhalten durch die Eroberungssucht der Römer, und durch Bekanntschaft mit der Anmuth eines südlichern Himmelsstrichs, wurden sie allmählich aus verachteten Barbaren Roms gefährlichste Feinde.

Der sittliche und religiöse Zustand aller dieser Völker war verschieden. — Die Deutschen waren

ren unverdorbene Kinder einer rohen aber bildungsfähigen Natur; einfach in ihren Sitten und Bedürfnissen. Selbst ihre Edeln, nur mit Krieg und Jagd, oder mit gemeinsamen Berathschlagungen, oder mit Spiel und Trunk beschäftigt, kannten und fühlten nicht den Werth einer höhern Geistesentwickelung. Ihre Gottheiten waren Sonne und Mond, Erde und Feuer, oder die Geister ihrer abgeschiedenen Helden; ihre oberste Gottheit nannten sie Wodan (Allvater). Götterstatuen hatten sie nicht, denn es fehlte ihnen die Kunst, sie zu bilden. Opfer, selbst Menschenopfer waren unter ihnen nicht ungewöhnlich; Aberglaube und Vorspiegelung der Priester leitete sie. — Die Parther waren ein rohes, wildes Volk; nur als Krieger, besonders durch ihre Reuterey ausgezeichnet. Kenntniß der griechischen Litteratur mag unter ihren Vornehmen geblüht haben; aber sie trug keine ersprieslichen Früchte. Ihre Religion war die Religion der Magier, oder Feueranbeter; nähere Nachrichten hierüber mangeln. — Am gebildetsten waren die Römer. Künste und Wissenschaften prangten unter ihnen; alles, was die Griechen und andre gebildete Völker Großes und Schönes erwirkt hatten, hatten sie sich angeeignet; und denkende Männer suchten dieß zur Verbreitung wahrer Aufklärung zu nützen. Aber vergebens! Die Tugenden der Vorfahren, Zufrie-

den-

denheit mit Wenigem, hoher Muth in Gefahren, Anhänglichkeit an die Gesetze, Aufopferungen fürs Vaterland, waren den entehrenden Lastern der Habsucht, Ueppigkeit und Verkäuflichkeit gewichen. Besonders traurig war ihr Religionszustand. Von Alters her herrschte unter ihnen Vielgötterey, oder der Kinderglaube an eine Menge übermenschlicher Wesen von guten und bösen Eigenschaften, die, den Menschen immer nahe, ihren Willen durch Wunderzeichen, durch den Flug der Vögel, das Fressen der Hühner und die Eingeweide der Opferthiere kund thäten, und deren Gnade man durch Opfer, Gelübde, Weihungen und Reinigungen erwerben könnte. In früheren Zeiten hatte dieser Glaube, wie irrig und mangelhaft er auch war, heilsamen Einfluß auf das Betragen der Bürger und auf die Leitung der Staatsangelegenheiten behauptet; jetzt aber hatte er diese wohlthätige Wirksamkeit verloren. Dem Denkenden war er ein Gegenstand philosophischer Zweifel, von dem Leichtsinnigen wurde er verspottet, dem gemeinen Haufen gab er nicht mehr Freude und Hoffnung, noch Furcht und Schrecken; allen war er unzureichend. So suchte nun die Menge das Bedürfniß der Religion, das jeder Mensch früher oder später in seinem Leben fühlt, dadurch zu befriedigen, daß sie sich jeder Art von Aberglauben hingab. — Selbst die Juden, schon damals dem römischen Reiche einverleibt,

leibt, waren einer Religionsverbesserung bedürftig. Zwar bestand unter ihnen der ihren Vätern verkündigte Glaube an Einen Gott, den Schöpfer und Regierer Himmels und der Erden, den sie als ihren König und Herrn betrachteten, und herrliche Andeutungen einer Geist und Herz erhebenden Verehrung Gottes ließen sich daraus entwickeln; aber der Sectengeist hatte sich dieses einfachen Glaubens bemächtigt, hatte ihn mit unnützen Lehrsätzen überladen und zu einem leeren Ceremoniendienst herabgewürdigt.

Wie wohlthätig war daher eine Religion, die auf erleuchtete Ansichten von Gott und Menschen gegründet, wahre Gottes- und Menschenliebe lehrt, und zu dem Himmel, von dem sie stammt, ihre Verehrer hinführt. Und so ist das Christenthum der Welt erschienen! Es hat richtige Begriffe über Gott und seine Verehrung geoffenbaret; es hat die Menschen gelehrt in ihren Mitmenschen ihre Brüder zu erkennen; es hat die Gefühle für reine, gottähnliche Tugend geweckt und gestärkt; es hat in seinem Stifter und den ersten Schülern desselben der menschlichen Schwäche große, nachahmungswürdige Vorbilder aufgestellt; es hat das Vergängliche des Irdischen und das Unwandelbare des Himmlischen, es hat Leben und Unsterblichkeit ans Licht gebracht, und dadurch die Schrecken des

Todes

Todes und jeder zeitlichen Trübsal gemildert. Mag auch der menschliche Geist da oder dort schon früher zu Wahrheiten dieser Art erhoben haben, so waren sie doch nur das Eigenthum Weniger. Erst das Christenthum brachte das, was von reinen Herzen geahnet, und höchstens in den Schulen der Weisen gelehrt, wurde in weitern Umschwung und in Anwendung aufs Leben. Wie ganz anders wurde nun die Verehrung der Gottheit! Abergläubische Gebräuche, in deren Beobachtung man sonst das Wesen der Religion setzte, wurden abgeschafft; die Götzenbilder wichen der Wahrheit, Gott ist ein Geist; die Opfer hörten auf, die Orakel verstummten, die Mysterien, sonst vielleicht Verkündiger heilsamer Wahrheiten, gingen als überflüßig oder ausgeartet zu Grunde: kurz was den früheren Weisen nicht gelungen war, das bewirkte die eben so einfache als hoch erhabene Lehre Jesu.

Wie sehr aber diese Lehre den höheren Bedürfnissen der damaligen Menschen entsprach, wie mächtig sie den denkenden Geist und die Gefühle des Herzens in Anspruch nahm: davon gibt selbst die bereitwillige Annahme derselben, oder die schnelle Ausbreitung des Christenthums einen nicht unverkennbaren Beweis. Gleich nach Jesu Tode überschritt seine Lehre die engen Grenzen Palästinas; schon seine Schüler und Freunde brachten sie

trotz

trotz aller Verfolgung nach Syrien, Aegypten, Kleinasien, Griechenland, Macedonien und Italien; hierauf breitete sie sich in allen Provinzen und unter allen Ständen des römischen Reichs aus; und im ersten Viertel des vierten Jahrhunderts wurde sie aus einer geduldeten und oft bedrückten und verfolgten Secte zur herrschenden Religion im römischen Reiche erhoben. Indessen bewirkte dieß nicht bloß die Macht der Wahrheit — denn Wahrheit wird öfter verschmäht, als in ihrer Würde anerkannt — sondern es kamen auch, nach der weisen Leitung der ewigen Vorsehung, mehrere Zeitumstände hinzu.

Zu solchen Zeitumständen, wodurch die schnelle Ausbreitung des Christenthums befördert wurde, gehört zuerst die weite Ausdehnung des römischen Reichs, wodurch die entferntesten und gebildetsten Länder in Verbindung gebracht waren; dann die Waffenruhe, die damals nach erschöpfenden Bürgerkriegen, wenn auch nicht ganz allgemein, doch weit anhaltender herrschte, als vor der Regierung des Augustus; ferner die Duldsamkeit, welche die Römer theils aus Aufklärung, theils aus dem Aberglauben, der jede fremde Gottheit bereitwillig aufnahm, gegen neue Lehren bewiesen. Viertens ward damals die griechische Sprache in dem ganzen Umkreis des römischen Reichs geredet, so daß

also die Boten des Evangeliums sich überall leicht mittheilen konnten. Fünftens waren die Juden, durch ihre Religion und durch ihre Erwartungen eines Erretters (oder Messias) am ersten für die neue Lehre empfänglich, schon seit den Zeiten der syrischen Könige durch die ganze römische Welt zerstreut, und ihre Lehr- und Bethäuser (Synagogen) waren auch den Heyden geöffnet; demnach konnten also diese wie jene die neue Lehre, die hier vorgetragen wurde, leicht auffassen und verstehen. Hierzu kam endlich noch das lobenswerthe Betragen der ersten Christen; ihre feste Anhänglichkeit an ihren Glauben, ihr hoher Muth und ihre himmlische Freudigkeit, wenn sie um dessenwillen Verfolgungen, Martern und Tod erleiden mußten; ihre brüderliche Fürsorge für die Witwen und Waisen ihrer verstorbenen Mitchristen, und ihr lebendiges Streben, die Religion Jesu, die sie als Sache Gottes erkannten, eifrigst zu verbreiten. Dieses Streben wirkte auch späterhin noch fort, da schon der erste Enthusiasmus erkaltet war; und wenn dann Belehrung und Ueberzeugung nicht ausreichte, so wurden das Beyspiel der Vornehmen, das Machtgebot der Gewaltigen, oder die eigennützige Rücksicht auf zeitliche Vortheile mächtige Hebel zur immer weitern Ausbreitung des Christenthums.

Aller-

Allerdings war dieß der Würde des Christenthums entgegen, das nur da, wo es mit reinem Herzen empfangen und gepflegt wird, seine schönsten Früchte trägt. Noch mehr aber schadete es demselben, daß ihm viele fremdartige Meinungen und Lehren aufgedrungen wurden. Und dieß geschah schon frühzeitig. Denn mit dem Uebertritt zum Christenthum wurden die Bekenner desselben nicht auf einmal andre Menschen. Wie sie ihre Neigungen und Leidenschaften in dasselbe übertrugen, so auch ihre Meinungen und philosophischen Ansichten, welche sie dann zur Erklärung, Umdeutung und Empfehlung der neuen Lehre anwendeten. Freylich mochten viele unter den Gelehrten im römischen Reiche nur dadurch für die Lehre des Christenthums gewonnen werden, daß diese umkleidet mit den herrschenden Vorstellungen des Zeitalters erschien; aber gewiß ist es auch, daß auf diese Art das Christenthum vieles von seiner ursprünglichen Lauterkeit und Einfachheit verlor, mit einer Menge Spitzfindigkeiten überhäuft und jeder Umdeutung preis gegeben wurde.

Die Wahrheit aller hier angedeuteten Bemerkungen über die Wohlthätigkeit und frühzeitige Entstellung des Christenthums, so wie über den politischen und moralischen Zustand der Hauptvölker damaliger Zeiten ergibt sich aus der Geschichte.

Wir

Wir gehen daher zur nähern Darstellung derselben fort. Hierbey aber folgen wir vorzüglich der Geschichte der Römer, weil diese gleichsam im Mittelpunct aller damaligen Ereignisse steht, und weil also die Geschichte aller andern Völker jener Zeiten leicht an dieselbe geknüpft werden kann.

Erstes

Erstes Kapitel.

Vom Kaiser Augustus bis zum Vespasian im Jahre 70 nach Christi Geburt.

Kurz vor Jesu Geburt war Rom, nach langen und blutigen Kämpfen und großen Zerrüttungen in seinem Innern, zu einem monarchischen Staate umgebildet worden. Zwar dauerte dem äussern Anschein nach die vorige Verfassung fort: es blieb der Name der Republik, es blieben die vorigen Abtheilungen der Bürger, die alten obrigkeitlichen Aemter, die Rathsversammlungen; aber alle Gewalt lag in den Händen eines Einzigen, der Princeps, Imperator oder Cäsar (Kaiser) hieß, und von dessen Willen der Wohlstand oder Untergang vieler Millionen Menschen abhing.

Diese Umbildung hatte Augustus, vorher Octavian genannt, geleitet von dem tapfern Agrippa und von dem schlauen Mäcenas, zu Stande gebracht.

bracht. Durch Mord, Krieg und Argliſt hatte er ſeine Gegner unterdrückt: die eifrigſten Republikaner hatte er in Schlachten oder durch Achtserklärungen vertilgt; die übrigen Vornehmen, größtentheils ſclaviſch geſinnt, waren durch Reichthümer und Ehrenſtellen, das Heer durch Geſchenke, das Volk durch Getraideſpenden, die Provinzen durch Ausſichten auf Ruhe und mildere Behandlung, alle durch die Süßigkeiten des Friedens gewonnen worden. So war Auguſtus zur Regierung gelangt!

Aber über die Art, wie er ſie verwaltete, konnte man leicht die Art vergeſſen, wie er ſie erlangt hatte. Alles, was die ungewohnte Gewalt Verhaßtes haben konnte, verbarg er ſorgfältig. Er ließ das alte Gerüſte der Republik unangetaſtet, wollte nur erſter Staatsbeamter ſcheinen, und ſorgte um ſo eifriger für das gemeine Beſte, je mehr ſein eigner Wohlſtand den Wohlſtand des Staates erheiſchte. Er machte daher der innern Zwietracht ein Ende, ſtellte die öffentliche Sicherheit wieder her, beſchränkte die Willkühr der Statthalter in den Provinzen, verbeſſerte die Rechtspflege und äußere Zucht, beförderte den Flor der Künſte und Wiſſenſchaften, ließ neue Heerſtraßen anlegen, andere ausbeſſern, und viele große Bauten, vorzüglich zu Rom aufführen: kurz er umfaßte mit ſcharfem Blick und ſeltener Thätigkeit das Ganze und

deſſen

dessen einzelne Theile, und der römische Staat befand sich unter ihm in einem blühenden Zustand. Kein Wunder also, daß er den Namen „Vater des Vaterlands" erhielt und daß man ihm die Macht ertheilte, die Republik nach Gutdünken zu beherrschen. Dennoch fehlte es nicht an Verschwörungen, die gegen ihn angesponnen wurden; aber er wußte sie durch strenge Aufsicht zu entdecken und bald durch gewaltsame Maßregeln, bald durch Milde zu unterdrücken. *)

Im Innern seines Reichs blieb während seiner langen Regierung der Friede herrschend; nur an den Grenzen regte sich der Krieg, und größtentheils zum Vortheil der Römer. Das nördliche Spanien und das südwestliche Gallien wurden besiegt; ein Fürst der Parther, Namens Phraates, schickte die Fahnen, die die Parther früherhin den Römern abgenommen hatten, dem Augustus zurück, um durch ihn den parthischen Thron zu behaupten. Dagegen mißlang der Feldzug gegen das glückliche Arabien (24 nach Chr.), und noch mehr die Unternehmungen gegen Deutschland.

Schon

*) Ein Beyspiel hiervon liefert die erste Erzählung im zweyten Abschnitt unter dem Titel: „Augustus und Cinna".

Schon Julius Cäsar, Augusts Großoheim, hatte versucht, von Gallien aus Eroberungen in Deutschland zu machen. Er war zweymal über den Niederrhein gesetzt, hatte den römischen Waffen Achtung verschafft, und Deutsche in römische Kriegsdienste aufgenommen. Augustus setzte diese Versuche fort, und brachte die Länder vom Rhein bis zur Weser und von den Alpen bis zur Donau unter römische Herrschaft. Dadurch kam römische Cultur unter die Deutschen. Sie lernten von den Römern Handwerke, Handlung, Schreibekunst, Kriegszucht. Aber ihr Freyheitssinn ward dadurch nicht so gebeugt, daß sie auch römische Bedrückungen geduldig ertrugen. Es gelang daher dem Arminius (oder Hermann), einem tapfern und patriotisch gesinnten Anführer der Cheruscer, eine Verbindung mehrerer deutschen Völkerschaften zu bewerkstelligen, und den Römern in dem teutoburger Walde eine Niederlage beyzubringen (9 J. nach Chr.), wodurch deren Herrschaft in Niederdeutschland ein Ende gemacht wurde.*) Ganz Rom gerieth hierüber in großes Schrecken; schon fürchtete man den Einbruch der Deutschen in Italien: aber diese mit ihrem Siege zufrieden drangen nicht weiter vor. Augustus selbst traf kräftige Vor-

*) Mehreres hierüber enthält die zweyte Erzählung im zweyten Abschnitt unter dem Titel, „Arminius, der Retter der deutschen Freyheit".

Vorkehrungen, und wurde durch eben diese Niederlage, die ihn anfangs betäubte, immer mehr überzeugt, daß es besser sey, den schon erlangten Länderbesitz zu sichern, als das Reich durch neue Ländermassen zu vergrößern.

Leibliche Kinder hatte Augustus nicht, ausgenommen eine einzige Tochter Julia, deren Ausschweifungen ihm großen Kummer verursachten. Die Jünglinge, die er an Kindesstatt angenommen hatte, raubte ihm ein frühzeitiger und gewaltsamer Tod, und es blieb ihm niemand übrig, als sein Stiefsohn Tiberius, den er nicht aus Liebe, sondern aus Willfährigkeit gegen seine Gemahlin Livia, Tibers Mutter, erst an Kindesstatt und dann zum Mitregenten angenommen hatte. Endlich nach einer vierundvierzigjährigen Regierung, im 76. Jahre seines Alters (14 Jahre nach Chr. Geb.) starb Augustus, nicht glücklich in seinen häuslichen Verhältnissen, aber glücklich als Regent, und nach seinem Tode vergöttert.

Alles, was er an Ansehen und Würden besessen, war nur als sein persönliches Eigenthum anzusehen. An eine Erblichkeit der Regierung, die nie im römischen Staate gesetzlich wurde, war damals noch viel weniger zu denken. Gleichwohl wurde es dem Tiberius, der in seinen frühern

Jahren Beweise kriegerischer Geschicklichkeiten gegeben, schon seit einigen Jahren an der Spitze der Geschäfte sich befunden, und die kaiserliche Leibwache (die Prätorianer) für sich gewonnen hatte, leicht, die Regierung an sich zu reißen. Aber er blieb dabey nicht stehen. Seine finstre und herrschsüchtige Gemüthsart, und die Entartung der Römer, die seit vierundvierzig Jahren an Unterwerfung und Schmeicheley gewöhnt waren, führte ihn zu dem schrecklichen Despotismus, der von nun an, mit wenigen Ausnahmen, Rom bedrückte. Er vereinigte daher die Prätorianer in einem befestigten Lager bey Rom, hob die Volksversammlungen auf, übertrug die Rechte derselben dem abhängigen und sklavischgesinnten Senat, dehnte ferner das Gesetz wegen Beleidigung der Majestät, das bisher nur auf Handlungen gegen den Staat angewendet worden war, auf alle Handlungen, Worte und Mienen, die den Kaiser beleidigen konnten, aus, ermunterte Ankläger durch Belohnungen, und ließ alle, die ihm verdächtig waren, ohne Untersuchung des angeschuldigten Verbrechens verbannen oder hinrichten. — Freylich muß man zu seinem Lobe gestehen, daß er über die Beobachtung der Gesetze wachte, daß er die Provinzen in Schutz nahm und ihre Lasten milderte, daß er die Einkünfte in Ordnung und überhaupt die Würde und den Wohlstand des Reichs aufrecht erhielt. Aber

wie

wie viel verliert dieſes Lob, wenn wir ihn in ſeinem Leben und Wirken betrachten! Die Gerechtigkeit und Achtung der Geſetze, die er von andern verlangte, verleugnete er in ſeinen eignen Handlungen; voll Verſtellung und Argwohn, voll Rachſucht und Blutdurſt fürchtete und verfolgte er jedes ausgezeichnete Verdienſt, namentlich ſeinen angenommenen Sohn, den edlen Germanicus, der ſich durch Kriegsthaten in Deutſchland hervorthat, indem er, die Niederlage des Varus rächend, bis an die Weſer vordrang. — In Rom blieb Tiberius nur bis zum 12. Jahre ſeiner Regierung; die übrige Zeit brachte er theils auf ſeinen Landgütern, theils auf der kleinen Inſel Capreä, nicht weit von Miſenum zu, wo er nach Tyrannen Weiſe in Furcht und Angſt unnatürlichen Lüſten fröhnte. Indeſſen fuhr er fort, Rom durch blutdürſtige Befehle zu ſchrecken, bis er nach einer dreyundzwanzigjährigen Regierung im 78. Jahre ſeines Lebens, (37 nach Chr.), ſtarb.

Noch ärger wütheten nach ihm Caligula, Claudius und Nero, die meiſtens gut anfingen, aber als Tiger zu regieren aufhörten.

Caligula (von 37 bis 41), ein Sohn des edeln Germanicus, fiel im achten Monate ſeiner Regierung in eine Krankheit, die ſeinen ſchwachen Ver-

BIBLIOTECA NAZIONALE ROMA

Verstand ganz zerstörte. Von nun an zeigte er nichts als rasende Verschwendung und niederträchtige Habsucht, unnatürliche Wollust und blutdürstige Grausamkeit. Unsinnig in seinen Reden und Handlungen äusserte er den Wunsch, daß das ganze römische Volk nur Einen Kopf haben möchte, damit er es mit Einem Streiche zu Boden schlagen könnte. Nach vier Jahren wurde er ermordet.

Claudius, sein Oheim (von 41 — 54), von den Soldaten zum Thron erhoben, überließ die Regierung seinen Freygelassenen und Frauen, der unzüchtigen Messalina und der herrschsüchtigen Agrippina. Er selbst, schwach an Verstande, aber ein tückischer Mensch und in seinen Launen fürchterlich, beschäftigte sich mit üppigen Gastmählern, und Erfindung unnützer Buchstaben, und hatte seine Freude an dem Anblick der Sterbenden. Durch vergiftete Pilze, die ihm seine zweyte Gemahlin Agrippina reichen ließ, und durch eine vergiftete Feder, die ihm sein Leibarzt Xenophon in den Hals stieß, wurde er im 64. Jahre seines Lebens getödtet *).

Nero

*) Wo große Laster herrschen, erheben sich oft auch große Tugenden. Einen Beweis hiervon giebt die hochsinnige Arria. Man lese die dritte Erzählung im zweyten Abschnitt

Nero (reg. von 54 bis 68), sein Stiefsohn, erst 17 Jahre alt, als er zum Thron gelangte, zeigte sich, nachdem er die ihn anfangs leitende Furcht vor seiner Mutter und seinem Lehrer Seneka überwunden hatte, als den schamlosesten Tyrannen. Bruder, Mutter, Lehrer, Gattin und die edelsten Menschen wurden auf seinen Befehl getödtet; Rom ließ er anbrennen, um das Schauspiel des brennenden Troja zu haben, und schob die Schuld dieses Brandes auf die Christen, die deshalb schreckliche Verfolgungen leiden mußten *). Uneingedenk seiner Würde, durchzog er Griechenland als Sänger und Harfenist; in Rom selbst trat er als Schauspieler auf, und wehe dem, der das Theater verließ, während er spielte! Um seine rasende Verschwendung zu befriedigen, plünderte er den Staatsschatz, die Tempel und das Privatvermögen seiner Unterthanen; ja er scheute sich nicht, jedem, dem er ein Amt übertrug einzuschärfen: „du weißt, was ich brauche; laß es unsre Sorge seyn, daß niemand etwas übrig behält". Erst nach 13 Jahren brach der Aufstand gegen ihn los; anfangs in Gallien, dann in Spanien, wo Galba von der Armee zum Kaiser ausgerufen wurde.

Bald

*) Eine ausführliche Darstellung der Schandthaten des Nero, oder der Ermordung des Britannicus, der Agrippina, der Octavia, des Seneca, so wie der Feuersbrunst zu Rom findet sich im zweyten Abschnitt dieses Bandes.

Bald darauf verbreitete sich die Flamme des Aufstands durch das ganze Reich; und nun erst faßte der feige Senat Muth, den Nero zu verurtheilen, der flüchtig und der Verzweifelung hingegeben, sich endlich von einem seiner Freygelassenen tödten ließ *). Mit ihm starb das ganze Haus der Cäsarn aus.

Große Stürme folgten. Die Armeen im Westen und Osten setzten Kaiser ein und ab; und ehe zwey Jahre vergingen, ward der Thron viermal vergeben.

Zuerst gelangte zu demselben Galba (vom 6. April 68 bis 15. Januar 69), vorher Statthalter in Spanien, ein Greis von 72 Jahren, geitzig und bis zur Grausamkeit streng. — Ihm folgte Otho (vom 15. Januar bis zum 16. April 69), ein ausgelassener Weichling (er trug zuerst falsches Haar), den die Prätorianer zu Rom gegen den ihnen verhaßten Galba erhoben hatten. — Aber schon hatten die Armeen in Deutschland ihren Oberanführer Vitellius zum Kaiser erwählt. Dieser schlägt den Otho (der sich darauf selbst entleibt), kommt nach Rom, und bezeichnet seine Regierung durch zügellose Schwelgerey (16. April bis

*) Man lese unten im zweyten Abschnitt die Erzählung vom Tod des Nero.

bis 20. Dec. 69). Doch die Armeen im Orient wollen ihren Brüdern in Spanien, Italien und Deutschland nicht nachstehen. Sie erwählen ihren Oberanführer, Flavius Vespasianus, der eben Jerusalem belagerte, zum Kaiser. Ein Theil von ihnen rückt nach Italien; die Anhänger der Gegenparthey werden geschlagen; Rom wird erobert, Vitellius getödtet und Vespasianus bleibt Kaiser.

Erwägt man diese Vorgänge, so weiß man nicht, ob man mehr über die Lasterhaftigkeit der Regenten, oder über das muthlose Dulden der Unterthanen erstaunen soll. Beydes ist wenigstens in gleichem Grade auffallend; aber doch nicht unerklärlich. Das Sittenverderbniß, das in Rom so fürchterlich überhand genommen hatte, mußte doppelt fürchterlich bey denen erscheinen, denen alle Mittel, ihre Lüste zu befriedigen, zu Gebote standen; und da ferner der Kaisergewalt gar keine bestimmten Grenzen vorgeschrieben waren, so mußte das Ungezügelte derselben leicht zu den rohesten Ausschweifungen hinreißen. Eben so läßt sich auch das muthlose Dulden von Seiten der Unterthanen erklären. Die blutgierige Wuth der Tyrannen traf eigentlich nur Rom, und hier nur die Vornehmen und Reichen, von denen die meisten einem niedrigen Sklavensinn hingegeben waren. Das

Volk

Volk und das Heer hatte unter den Tyrannen goldene Tage; jenes bekam Getraide und Schauspiele, dieses reichliche Geschenke. Auch die Provinzen litten unter den Tyrannen bey weitem nicht so viel, wie Rom; ja im Ganzen genommen wurde durch Milderung der Abgaben und durch Beschränkung der Willkühr der Statthalter für sie jetzt besser gesorgt, als dieß in den Zeiten der Republik geschehen war. Nur wenn etwa ein Kaiser, wie Nero, eine Reise in dieselben machte, theilten sie das Loos der Hauptstadt. Auch die Macht und Würde des ganzen Staats wurde aufrecht erhalten. Unter dem Tiberius wurden Cappadocien in Kleinasien und Commagene in Syrien zu römischen Provinzen, und unter dem Claudius und Nero wurden wichtige Eroberungen in Britannien gemacht, und der Krieg mit den Parthern und Juden glücklich geführt. Gleichwohl ist es gewiß, daß die Lasterhaftigkeit dieser Regenten dem Staate ungemein viel schadete. Denn theils durch ihr Beyspiel — das als Beyspiel von oben herab nicht ohne nachtheilige Wirkung bleiben konnte — theils durch die Mittel, die sie zur Erhaltung ihrer Regierung brauchten, als Verrath, Belohnung der Angeber, blutige Gewaltthaten, Zerrüttung der Staatseinkünfte u. s. w. wurde immer mehr die Denkart verschlimmert, der Patriotismus vernichtet und die Stützen des vorigen Wohlstandes, Freyheit

heit der Bürger, Ansehn des Senats, und Sicherheit des Lebens und Eigenthums untergraben. Ja vielleicht wäre jetzt schon der römische Staat gänzlich zerrüttet worden, hätte er nicht bey ausgedehnter Macht viel innere Lebenskraft gehabt, und das Glück genossen, eine Reihe guter Regenten zu erhalten, die eifrigst für den Wohlstand desselben sorgten. Diese Reihe fängt mit dem Vespasian an und geht, mit einziger Ausnahme des Domitian, bis zu dem Tode des Marcus Aurelius.

Zweytes Kapitel.

Vom Vespasian bis zum Tode des Kaisers Marcus Aurelius 70 — 180.

Flavius Vespasianus, (69 — 79) war ein Regent, wie ihn der römische Staat nach so sturmvollen Zeiten brauchte. Er hatte sich schon frühzeitig als einsichtsvollen und biedern Feldherrn erprobt, und Größe und Majestät brachten (wie ein Schriftsteller seiner Zeit, Plinius, sagt) in ihm keine andre Veränderung hervor, als daß sie seine Macht, Gutes zu thun, so groß machten, als schon vorher sein Wille war. Nachdem er im Sommer

des

des Jahres 70 nach Rom gekommen war, arbeitete er ernstlich an der Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung. Durch kluge Wirthschaftlichkeit und neue Bestimmung der Abgaben half er den zerrütteten Finanzen wieder auf; die Truppen suchte er zum Gehorsam, die Bürger der Hauptstadt zu guten Sitten zurückzuführen. Er vereinigte und ergänzte daher den Senat, verbesserte die Rechtspflege, beförderte den Kunstfleiß und errichtete öffentliche Lehranstalten. Man wirft ihm Geiz vor; aber gewiß mit Unrecht. Eher trift ihn der Vorwurf, daß er nicht immer seines Rachgefühls Meister war. *)

Gleich gut nach ihm regierte sein älterer Sohn Titus (23. Junius 79 — 13. Sept. 81). Während der Regierung seines Vaters hatte er Jerusalem auf eine grausame Art zerstört (70), und mehr Furcht als Hoffnung von sich erregt. Aber als Regent fand er seine Freude im Wohlthun, und hielt den Tag für verloren, an dem er nichts Gutes gethan hatte. Mancherley Unglücksfälle, die sich während seiner kurzen Regierung ereigneten, gaben ihm Gelegenheit, diesen menschlich schönen Sinn zu bewähren. Ein Ausbruch des Vesuv verwüstete Campanien, eine Feuersbrunst wüthete

*) Ein Beyspiel hiervon enthält die Erzählung im zweyten Abschnitt, „Sabinus und Epponina".

wüthete drey Tage lang zu Rom, und eine ansteckende Krankheit folgte. Ueberall war Titus hülfreich zugegen. Eben darum verdiente er es auch, die Liebe und Wonne des menschlichen Geschlechts *) genannt zu werden.

Wie ganz anders regierte sein jüngerer Bruder Domitian (13. Sept. 81 — 18. Sept. 96), ein zweyter Tiberius und Nero! Von Jugend auf lüderlich, dann argwöhnisch, ehrgeitzig, raubsüchtig und grausam, tödtete er zuletzt Menschen eben so kaltblütig, wie vorher Mücken, und doch verlangte er „Herr und Gott" zu heißen. Seine Regierung gründete er auf Furcht und Schrecken. Er zog daher die Soldaten durch Erhöhung ihres Solds, die vorher unterdrückten Angeber durch neue Belohnungen an sich. Um die dazu nöthigen Gelder aufzubringen, ließ er die Reichsten tödten, und kein Testament war gültig, in dem er nicht wenigstens zum Miterben eingesetzt war. Die Gelehrten wurden vertrieben, ihre Schriften verbrannt, und die ausgezeichnetsten Männer hingerichtet. Unter ihm ward Britannien erobert; aber der Eroberer dieses Landes, der biedere Agricola, wurde bald darauf von ihm, der es

*) Amor et deliciae generis humani! — Mehreres über ihn enthält die Erzählung im zweyten Abschnitt: „Großmuth des Titus".

es nicht leiden mochte, daß ein Andrer Ruhm einärndete, zurückgerufen und, wie wahrscheinlich ist, getödtet. Domitian selbst, ohne Tapferkeit und Feldherrntalent, wollte als Krieger glänzen. Er griff daher (82) die Catten in Deutschland an, floh aber zurück, als er hörte, daß sie sich zusammen zogen. Den Daciern an der Donau kaufte er späterhin (90) den Frieden ab. Nur das läßt sich zum Lobe seiner schlechten Regierung sagen, daß er die Truppen und die Statthalter in den Provinzen unter strenger Aufsicht hielt, und dadurch das Reich vor inneren Zerrüttungen sicherte. Endlich nach einer funfzehnjährigen Tyranney brach auf Veranstaltung seiner Gemahlin eine Verschwörung der Vornehmen gegen ihn aus, die ihm Thron und Leben kostete. Nun wurde er für ehrlos erklärt, aber die von ihm gestifteten Spiele (die capitolinischen) wurden beybehalten.

Ein Glück war es für Rom, daß es jetzt durch die Wahl des Senats den Nerva zum Regenten erhielt (96 — 98) einen erfahrenen Rechtsgelehrten und vortrefflichen Menschen. Obgleich alt und schwächlich (er war 70 Jahre alt) that er doch, was er konnte, um die Wunden zu heilen, die Domitian dem Staate geschlagen hatte. Er unterdrückte die Majestätsklagen, beschränkte die Abgaben, vertheilte die Aecker, und krönte

seine

seine kurze Regierung dadurch, daß er den Trajan zum Sohn und Mitregenten annahm. Er starb am 27. Januar 98.

Trajan (98 — 117), aus Spanien gebürtig, besaß alle Eigenschaften, die einen Fürsten groß und liebenswürdig machen. Als er auf die Nachricht von Nervas Tod, von Cöln, wo er bey der Armee stand, nach Rom zurückkam, umarmte er seine alten Freunde mit Innigkeit, verlangte von ihnen, daß sie ihn nicht als ihren Oberherrn, sondern als ihren Freund ansehen möchten, und versicherte ihnen: „ihn würden sie immer so finden." Späterhin überreichte er einem Obersten der Leibwache das Schwert mit den Worten: „Für mich, wenn ich gut regiere, wider mich, wenn ich Tyrann werden sollte!" Aber das wurde er nie, sondern vielmehr ein wahrer Vater seines Volkes. Die alten Rechte des Senats, des Volkes und der Magistrate machte er wieder geltend; er schaffte die Klagen auf Majestätsverbrechen ab, vervollkommnete die Gesetzgebung, mäßigte oder erließ viele Auflagen in den Provinzen, stiftete Erziehungsanstalten für arme Kinder, legte gute Heerstraßen an, errichtete große und herrliche Denkmähler. Auch als Feldherr war er groß! In zwey Kriegen mit den Daciern an der Donau befreyte er zuerst (103) Rom von dem Tribut, den

Do-

Domitian sich hatte auflegen lassen, und verwandelte dann (105 — 107) Dacien in eine römische Provinz. Mit den Parthern führte er Krieg von 114 bis 117, angeblich wegen der Besetzung des Throns in Armenien, aber vielleicht bloß durch seine allzugroße Neigung zum Kriege bewogen — denn diese, so wie seine Neigung zum Trunk und zu unerlaubter Liebe waren die einzigen Fehler, die man an ihm bemerkte. — In diesen Kriegen drang er über den Euphrat und Tigris bis nach Indien vor, nahm die Hauptstadt der Parther, Ctesiphon, ein, eroberte er das glückliche Arabien, und beschiffte, der erste und letzte unter allen römischen Feldherrn, den persischen Meerbusen. Auf der Rückreise nach Rom starb er zu Selinus in Cilicien, im 63. Jahre seines Alters, nach einer 19jährigen Regierung. Seine Asche wurde nach Rom gebracht, und unter der von ihm errichteten, vortrefflichen Säule (Columna Trajani) beygesetzt. Und wie er schon bey seinem Leben den Beynahmen „der Beste" erhalten hatte, so wurde noch lange nach seinem Tode sein Andenken durch den Zuruf geehrt, der seinen Nachfolgern bey ihrer Thronbesteigung entgegen schallte: „Sey glücklicher als Augustus und besser als Trajanus!"

Sein Nachfolger Hadrian (117 — 138), gleichfalls aus Spanien gebürtig, mit Trajan verwandt,

wandt, und, wie es heißt, durch ein untergeschobenes Testament zum Kaiserthron befördert, war ein wohlthätiger Regent, und ein hochbegabter Mensch; aber auch voll Leidenschaftlichkeiten und Launen, die ihn häufig über die Grenze des Rechts führten. Als Regent strebte er vorzüglich dahin, die Grenzvölker dem römischen Staate unschädlich zu machen und seine Unterthanen durch die Segnungen des Friedens zu beglücken. Er gab daher Trajans Eroberungen in den Morgenländern auf und machte den Euphrat wiederum zur östlichen Grenze des römischen Reichs. Die Provinz Dacien an der Donau behielt er, weil sich viele römische Bürger in derselben niedergelassen hatten; aber die Brücke, die Trajan mit vieler Mühe und Kosten dort erbauet hatte, ließ er wenigstens zum Theil abbrechen, damit die Barbaren nicht in das römische Gebiet einfallen möchten. Dagegen ließ er im nördlichen Britannien eine zwanzig Meilen lange Mauer aufführen, um den Andrang der kriegerischen Caledonier aufzuhalten. Nur einmal führte er Krieg, und gezwungen, um die Juden, die sich empört hatten, zur Ruhe zu bringen (132 — 135). Desto mehr that er für den Wohlstand des Innern. Er verminderte die Abgaben durch das ganze Reich, erleichterte die Lasten der Provinzen, erklärte, daß die verwirkten Güter verurtheilter Personen nicht

in seine Kassen, sondern in den allgemeinen Schatz fallen sollten; er verbesserte ferner die Justiz und Polizey, sorgte für Künste und Wissenschaften, indem er Lehrer besoldete und Bibliotheken anlegte; er erweiterte und vermehrte die von Trajan gegründeten Anstalten zur Erziehung armer Kinder, milderte das oft harte Loos der Sklaven, machte den Anfang zu einem Gesetzbuch (edictum perpetuum), und gab der kaiserlichen Macht durch Anordnung eines geheimen Raths (Consistorium principis) und durch Errichtung neuer Hof- Staats- und Kriegsämter bestimmtere Formen. Um den Zustand und die Bedürfnisse seines Reiches näher kennen zu lernen, bereiste er 15 Jahre lang (von 121 — 136) ohne alles Gepränge, größtentheils zu Fuß und immer mit unbedecktem Haupte alle Provinzen, erst die westlichen, dann die östlichen, späterhin die südlichen, und überall ließ er rühmliche Denkmäler seiner Fürsorge und Thätigkeit zurück. „Ein Kaiser", pflegte er zu sagen, „müsse die Sonne nachahmen, die alle Winkel der Erde erleuchtet und erwärmet". Aber so wie durch Regentensorgfalt, eben so zeichnete er sich auch durch die hohen Gaben seines Geistes aus. Er konnte den Inhalt eines ganzen Buchs, wie schwer und verwickelt auch derselbe seyn mochte, hatte er es nur einmal gelesen, auswendig wiederholen; die Namen aller Soldaten seiner großen Armee waren

ihm bekannt; er konnte zu gleicher Zeit schreiben, seinen Geheimschreibern dictiren, und mit seinen Ministern Sachen von Wichtigkeit verhandeln. Keine Wissenschaft oder Kunst war ihm fremd; aber er hatte auch die Eitelkeit und Ruhmsucht mehr darin zu scheinen, als er vermochte, und es war schwer sich mit ihm in gelehrte Streitigkeiten einzulassen. Der gelehrte Favorin, den er einst wegen eines Ausdrucks fälschlich getadelt hatte, sagte zu seinen Freunden: „Glaubt ihr wohl, daß ich mir anmaßen werde gelehrter als derjenige zu seyn, dem auf einen Wink dreyßig Legionen zu Gebote stehen?" — Ueberhaupt war er in allem sehr leidenschaftlich und launenvoll. Seinen Hunden (er liebte die Jagd sehr) ließ er Grabmähler erbauen; als sein Liebling, der schöne Antinous, plötzlich gestorben war, ließ er ihn unter die Götter versetzen. Im 19. Jahre seiner Regierung verfiel er in eine schwere Krankheit, die ihn oft zu Versuchen des Selbstmordes und zu Handlungen der Grausamkeit hintrieb. Dadurch machte er sich zuletzt so verhaßt, daß, als er nach einer einundzwanzigjährigen Regierung im 63. Jahre seines Alters starb, der Senat auf dem Punkt war, ihn für einen Tyrannen zu erklären. Doch der, den er an Sohnesstatt und zum Nachfolger angenommen hatte, Antoninus, verhinderte dieß, und erwarb

warb sich dadurch den Beynamen des Frommen, oder Kindlichen (pius).

Dieser Antoninus Pius (138 — 161), aus Gallien gebürtig, war einer der edelsten Regenten, die je den Herrscherthron geschmückt haben. Das reine Wohlwollen seiner Seele offenbarte sich in der freundlichen Heiterkeit seiner Mienen. Unbescholten wie sein Privatleben war auch sein öffentliches Leben. Weisheit, Gerechtigkeit und Milde bezeichneten seine Regierung, und als Regent des mächtigsten Staates glich er dem redlichen Hausvater, der in geräuschloser Stille für alle Glieder seines Hauses wohlthätig wirkt. Glücklich war der römische Staat unter ihm. Das Gute, das seine Vorgänger gestiftet hatten, kam durch ihn immer mehr zur Reife; Rom genoß einen dauerhaften Frieden; die Provinzen erfreuten sich eines blühenden Wohlstandes. In denselben stiftete er Schulen der Beredtsamkeit und Philosophie; in Italien legte er eine Anstalt zur Erziehung armer Mädchen an; und man hörte ihn oft sagen: „er wolle lieber einen Bürger erhalten, als tausend Feinde tödten". Ruhig und sanft, wie sein Leben, war sein Tod. Im 73. Jahre seines Alters und im 23. seiner Regierung schlummerte er ein. Da betrauerte ihn die römische Welt als ihren Vater, und aus Ehrfurcht für ihn führten seine

Nach-

Nachfolger ein ganzes Jahrhundert hindurch den Namen Antonin.

Dem Willen Hadrians gemäß hatte Antoninus Pius den Marcus Aurelius und Lucius Verus an Sohnesstatt angenommen, und beyde kamen nun zugleich zur Regierung. Zum ersten Male herrschten also jetzt zwey Kaiser neben einander; aber welcher Unterschied zwischen beyden! Verus (161 — 169) war roh, träge, ausschweifend, und seine Neigung zum Bösen ward nur durch das höhere Ansehn des Marcus Aurelius im Zaum gehalten oder unschädlich gemacht. Dieser, auch Antoninus Philosophus genannt (161 — 180) war ein Philosoph in Lehre und Leben, voll heiligen Eifers für seine Pflichten; streng gegen sich, nachsichtig gegen Andre, und unermüdet thätig. Fand er auch zuweilen, aus Gefälligkeit gegen das Volk, sich bey den öffentlichen Schauspielen ein, so pflegte er während derselben zu lesen, oder zu schreiben, oder mit seinen Ministern von Geschäften zu reden. Den wahren Bedürfnissen seines Volkes kam er überall liebevoll entgegen. Aber es war sein Schicksal nicht, in stiller Ruhe die Früchte seiner Anstrengungen reifen zu sehen; vielmehr sollte seine Tugend durch Leiden bewährt werden. Zuerst bekümmerte ihn die Lasterhaftigkeit seines Collegen; dann brach ein Krieg

mit

mit den Parthern aus (162 — 165). Dieser wurde zwar siegreich geendigt; aber dem heimkehrenden Heere folgte die Pest, und mehrere Provinzen litten durch Erdbeben und Ueberschwemmung. Darauf folgten stürmische Bewegungen unter den Völkern des Nordens. Die Marcomannen, mit mehreren deutschen und sarmatischen Völkern vereinigt, brachen in Italien ein, und drangen daselbst bis Aquileja vor (168). Mit Aufopferung seines Privatschatzes und aller Kostbarkeiten seines Hauses, brachte Marcus Aurelius Geld und Truppen zusammen, und nöthigte die Feinde, nachdem er sich und die Seinigen glücklich aus den größten Gefahren errettet sah, jenseit der Donau sich zurück zu ziehen (174). Während dieses Krieges starb Verus (169), und bald nach diesem Kriege (176) erregte Avidius Cassius, ein tapfrer Feldherr der Römer, damals Statthalter in Syrien, einen Aufstand, der sich aber bald mit dem Tode desselben endigte (Avidius Cassius wurde von seinem eignen Anhang getödtet). Marcus Aurelius war deshalb nach Asien gezogen; indessen erneuerten die Marcomannen mit ihren Verbündeten den Krieg (178). Er wendet sich also gegen sie; aber ehe noch dieser Krieg geendigt ist, stirbt er nach 18jähriger Regierung im 59. Jahre seines Alters, voll trauriger Besorgnisse wegen seines schlecht gesinnten Sohnes, Commodus. Die

Nach-

Nachsicht gegen die Fehler der Seinigen, und namentlich gegen diesen Commodus, den er in den letzten Jahren seines Lebens zum Mitregenten angenommen hatte, ist das Einzige, was ihm zum Vorwurf gemacht wird. Uebrigens verdient er das Lob eines Weisen auf dem Throne! Den Krieg, wie viele Feldzüge er auch zu machen genöthiget war, führte er immer mit innerer Abneigung, und mitten im Kriegsgetümmel schrieb er die vortrefflichen „Betrachtungen über sich selbst" (die wir noch besitzen), einen Inbegriff der besten Regeln zur Führung eines tugendhaften Lebens.

Einhundert und zehn Jahre hindurch, von Vespasian bis zum Marc Aurel — mit einziger Ausnahme der funfzehnjährigen Regierung des Domitian — hatte das römische Reich das seltene Glück genossen, von Regenten beherrscht zu werden, die sich recht eifrig bemühten, ihre Unterthanen glücklich zu machen. Die Folgen hiervon waren Friede im Innern, Eintracht unter den verschiedenen Staatsbehörden, Verbindung sonst unvereinbarscheinender Dinge, der Freyheit und monarchischer Herrschaft; ferner Beschränkung der Abgaben, Begründung und Pflege heilsamer Anstalten, Wohlstand der Provinzen und Städte. Und dieses Glück wurde nicht etwa nur einem kleinen Winkel der Erde, oder wenig Menschen zu Theil, sondern einem

einem ganzen Reiche, das mehr als 100,000 Quadratmeilen, gegen 120 Millionen Menschen und über 300,000 Soldaten in sich faßte!

Allein wie viel Heilsames und Herrliches diese Regenten auch bewirkten, so vermochten sie doch die Uebel nicht zu entfernen, an denen Rom erkrankte; denn was Jahrhunderte lang verderbt war, konnte in Jahrzehnden nicht wieder hergestellt werden. Diese Uebel aber bestanden vornehmlich in dem großen Sittenverderbniß, und der immer mehr zunehmenden Weichlichkeit.

Seitdem in Rom nicht durch die Industrie der Einwohner, sondern durch Plünderung der Länder ein ungeheurer Reichthum zusammen geflossen war (und dieß war schon seit dem ersten Krieg in Asien, 190 Jahre vor Christi Geburt, geschehen), waren die Sitten der Römer von der alten Einfachheit und Unbescholtenheit abgewichen; und im Laufe der Zeit, unter den blutigen Bürgerkriegen und durch das vergiftende Beyspiel schlechter Kaiser, waren sie immer mehr verschlimmert. Unter den Reichen herrschte Ueppigkeit, Verschwendung, Habsucht, Verachtung der Armuth, niedriger Eigennutz; das Volk aber war ein müssiger und feiler Haufe, der sich jedem hingab, der ihn am besten fütterte und am reichlichsten bezahlte.

Wo aber Ueppigkeit und Müßiggang herrschen, da ist der Weichlichkeit, oder Erschlaffung an Seele und Leib, Thor und Thüre geöffnet. Dieß zeigte sich auch in Rom. Die großen Männer wurden immer seltener; in keiner Wissenschaft oder Kunst wurden bedeutende Fortschritte gemacht; Ackerbau und Industrie geriethen in Verfall. Dagegen vermehrte sich die Zahl der Bedürfnisse, die Masse der Sklaven, die Menge der Krankheiten. Nur die gröbsten sinnlichen Genüsse, als schwelgerische Mahlzeiten, blutige Fechterspiele u. s. w. konnten dieß ausgemergelte Volk reizen. Die Feigheit nahm überhand, und daher niedriger Sklavensinn gegen Machthaber, und tyrannische Härte gegen Unterworfene. Freylich zeigten sich diese Ausartungen unter so vortrefflichen Kaisern wie Titus, Trajan und die beyden Antonine waren, nicht ganz in ihrer Blöße. Aus Scheu vor der hohen Tugend dieser Imperatoren zogen sie sich zurück; aber sie waren darum nicht ausgerottet, und brachen bald wieder, als schlechte Kaiser den Thron bestiegen, schamlos hervor.

Ein Glück für Rom war es, daß, während die andern Tugenden schon längst entflohen waren, die militärischen Tugenden sich noch in Uebung erhielten. Darum konnte auch das römische Reich, selbst in seinem krankhaften Zustande noch fast drey

Jahr-

Jahrhunderte lang fortdauern, und noch immer Eroberungen machen. So ward Jerusalem im Jahre 70 von den Römern zerstört, Britannien unterjocht (85), und Parthien, durch innere Uneinigkeit zerrüttet, in Zaum gehalten.

Dagegen wurden die deutschen Völker immer furchtbarer. Schon unter dem Marcus Aurelius nimmt man bey ihnen Bündnisse und Bewegungen gegen Italien hin wahr, die als Vorläufer der großen Völkerwanderung betrachtet werden können. Auch treten von nun an Völker auf, deren Namen man vorher noch nicht gehört hatte, und die mächtig gegen die römischen Grenzen andringen.

So kündigten sich also schon jetzt, in einer Zeit, die als die glücklichste Periode der Menschheit, richtiger aber als eine glänzende Abendröthe des römischen Reichs dargestellt wird, Zeichen an, die auf eine Zerstückelung und endliche Auflösung dieses Reiches hindeuteten. Noch mehr aber ist dieß der Fall in dem nun folgenden Abschnitt der römischen Geschichte.

Drittes

Drittes Kapitel.

Von dem Tode des Kaisers Marcus Aurelius bis zu Constantins des Großen Alleinherrschaft; von 180 bis zum Jahre 324.

Nach dem Tode des Marcus Aurelius kam dessen Sohn Commodus (180 — 193) auf den römischen Thron. Es ist wahr, große Männer haben selten große Söhne; aber nicht leicht ist ein Sohn einem edlen Vater unähnlicher gewesen, als Commodus dem Marcus Aurelius, und fast möchte man glauben, was das Gerücht von ihm sagt, daß er eigentlich der Sohn eines Fechters gewesen sey. Gleich nach seines Vaters Tode erkaufte er den Frieden von den Marcomannen, um desto früher die Vergnügungen in Rom genießen; und in Rom angelangt verstieß er die erprobten Räthe seines Vaters, um desto ungescheuter sich seinen Lastern überlassen zu können. Alle Uebel der Tyranney kehrten zurück; Mord und Grausamkeit herrschte aufs neue; niedrigdenkende Minister drückten das Volk und der bisher zurückgehaltene Uebermuth der Leibwache (Prätorianer) brach wieder hervor, denn Commodus erlaubte ihnen alles. Er selbst ergab sich seiner rasenden Neigung

gung zu Thierhetzen und Fechterspielen, und schämte sich nicht, nackend auf öffentlichen Schaubühnen als Fechter aufzutreten. Erst nach 13 Jahren, als er zuletzt auch seinen Hausbedienten drohete, wurde er von denselben ermordet (im 31. Jahre seines Lebens, den 31. Dec. 193.)

Seine Mörder erhoben, um sich vor der Welt zu rechtfertigen, den Statthalter von Rom, Pertinax, auf den Thron — einen tugendhaften Mann, der Ordnung in den Staat zurückzubringen und vorzüglich die erschöpfte Staatskasse wieder zu füllen suchte. Aber seine Tugenden gereichten ihm zum Verderben. Die Prätorianer, die keine Einschränkung ihrer Ausgelassenheit ertragen mochten, haßten und ermordeten ihn. Er starb mit dem Hochsinn eines alten Römers nach einer Regierung von 87 Tagen, im 69. Jahre seines Alters (28. März 193).

Jetzt steigen die Prätorianer auf die Wälle ihres Lagers, und boten — so groß war ihr Uebermuth! — den römischen Thron öffentlich feil. Didius Julianus, ein reicher Schwelger, eben so träg als ausschweifend, kaufte ihn, indem er jedem der 16,000 Prätorianer über 1300 Thaler (oder 6250 Drachmen) angelobte. Der Senat mußte ihn als Kaiser anerkennen. Aber die Armeen

meen bezeigten bald ihr Misfallen über dieſen ſchnöden Handel, und es kam ihnen in den Sinn, daß auch ſie, eben ſo gut wie die Prätorianer, Kaiſer wählen könnten. So rief die Armee in Syrien ihren Anführer Pescennius Niger, die Armee in Britannien den dortigen römiſchen Statthalter Clodius Albinus, und die Armee in Pannonien (Ungarn) den Septimius Severus, als Kaiſer aus.

Septimius Severus (193 — 211), ein thätiger und entſchloſſener Mann, an Tapferkeit den größten Feldherrn alter Zeiten gleich, aber auch falſch, hartherzig und fähig alles ſeiner Ehrſucht aufzuopfern, verſchaffte ſich bald das Uebergewicht über ſeine Gegner. Schnell rückte er nach Italien, nahm dem Didius Julianus Thron und Leben (1. Jun. 193), hob die ſeitherige Leibwache auf, und errichtete eine neue, viermal ſtärkere aus ſeiner Armee. Dann zog er nach Aſien und unterdrückte den Pescennius Niger (Schlacht bey Iſſus, 194). Hierauf wendete er ſich gegen den Clodius Albinus, der bis nach Gallien vorgedrungen war, ſchlug ihn bey Lion (197), und behandelte deſſen Leichnam mit wilder Grauſamkeit. In Rom wüthete er nicht minder; doch ſorgte er auch für gerechte Verwaltung des Staates, für Geldvorrath und Lebensmittel; und ſeine

Re-

Regierung war, wenn auch sehr hart und rauh, doch nützlich für den römischen Staat. Aber sein kriegerischer Geist ließ ihn nicht lange in Rom rasten. Im Jahr 198 zog er gegen die Parther, die in Mesopotamien eingefallen waren, war glücklich gegen sie, und plünderte ihre Hauptstädte, Ctesiphon und Seleucia. Späterhin im Jahr 208 bekriegte er die Caledonier (Bewohner des heutigen Schottlands). Dieser Krieg, gefeyert durch Ossians unsterbliche Gesänge, wurde mit abwechselndem Glücke geführt. Doch brachte Septimius Severus die Caledonier in großes Bedrängniß, und ließ, um das nördliche Britannien gegen ihre Einfälle zu sichern, einen Erdwall aufführen. Krankheit und Kummer über seine Söhne nagte an seinem Leben. Da ergriff ihn der Gedanke an das Hinfällige alles Irdischen. „Ich bin", rief er aus, „ich bin alles gewesen, was ein Mensch seyn kann, und finde, daß es nichts ist." — Und als man ihm auf seinem Befehl die Urne brachte, worein seine Asche kommen sollte, sprach er: „Kleine Urne, du sollst einen Mann in dich fassen, dem die ganze Welt nicht groß genug war." Zuletzt ermahnte er seine Söhne, die sich von Jugend auf anfeindeten, zur Eintracht, und starb zu Eboracum (York), den 4. Febr. 211, im 66. Jahre seines Lebens und im 18. seiner Regierung.

Seine

Seine Söhne Caracalla und Geta, jener 24, dieser 23 Jahre alt, machten schnell mit den Caledoniern Frieden und zogen, voll Haß gegen einander, nach Rom. Sie wollten anfangs das Reich theilen, doch der rohe Caracalla, ein Unmensch, der schon dem Leben seines Vaters nachgestellt hatte, ließ seinen sanftern Bruder Geta tödten (27. Febr. 212), und bald darauf auch die, die diesen Mord nicht gut heißen wollten *). So ward Caracalla einziger Regent (212 — 217). Aber was für ein Regent! Um die Soldaten, in deren Anhänglichkeit er Sicherheit für sich fand, zu gewinnen, überhäufte er sie mit Geschenken, wodurch er in einem Tage das vergeudete, was sein Vater in achtzehn Jahren mühsam gesammelt hatte. Als es ihm darauf an Geld mangelte, ließ er Reiche ermorden, die Münze verfälschen, und an alle seine freyen Unterthanen das römische Bürgerrecht verkaufen. Als er des Aufenthalts in Rom müde war, durchzog er die Provinzen und verheerte sie durch Erpreßungen und Grausamkeiten. Namentlich richtete er zu Alexandrien, wo Spottlieder auf ihn verfertigt worden waren, ein fürchterliches Blutbad an (216). Den Deutschen kaufte er (214) den Frieden ab und die Parther reizte

*) Ein Opfer dieser Grausamkeit ward auch der edle Papinianus. Man sehe unten im zweyten Abschnitt die achte Erzählung.

reizte er durch ehrlosen Ueberfall zum Kriege. Endlich wurde er auf Anstiften des Obersten seiner Leibwache, Macrin, den er beleidigt hatte, in Syrien getödtet (4. April 217).

Macrin, von Geburt ein Africaner, in dem nichts Großes zu finden war, wurde nun von den Soldaten zum Kaiser ernennt; aber ehe er noch Rom sah, fand er seinen Untergang. Denn nachdem er den Frieden von den Parthern durch große Summen erkauft, die Vornehmen durch Zurücksetzung, die Soldaten durch unzeitige Härte beleidigt hatte, wurde er nebst seinem Sohn Diadumenian, den er zum Mitregenten erwählt hatte, noch in Syrien von seinen aufrührerischen Soldaten umgebracht (8. Jun. 218).

Ein naher Verwandter Caracallas, der bey den Soldaten noch immer in gutem Andenken stand, Bassian, oder gewöhnlicher Elagabal (Priester der Sonne), ward nun von ihnen auf den Thron gesetzt (218 — 222). Er, ein Knabe an Jahren (er war erst 14 Jahre alt) und doch schon ein moralisches Ungeheuer, sah die Kaiserwürde als ein Mittel an, seinen Hang zu viehischen Ausschweifungen und rasenden Verschwendung ganz schamlos zu befriedigen. Wie ein Kind freute er sich des glänzenden Goldes. Alle seine

Ge-

Geräthschaften waren von Gold; wenn er ausfuhr war der Weg von seinem Zimmer bis dahin, wo er in den Wagen stieg, mit Goldstaub bestreut; bey jeder Mahlzeit ließ er seine Speisen in goldenen Geschirren auftragen, welche er jedesmal nach der Mahlzeit seinen Gästen und Bedienten schenkte. Seine Lieblingsgerichte waren Zungen von Pfauen und Nachtigallen; seine Fischteiche füllte er mit Rosenwasser; seine Pferde fütterte er mit Rosinen, seine Hunde mit Gänselebern. Seine Großmutter ernannte er zum Senator; für seine Mutter ordnete er einen weiblichen Senat an, der über Moden und Rang der römischen Frauen zu entscheiden hatte. In Rom führte er den Dienst der Sonne ein, und ließ ihr Kinder opfern. Von seiner Unzucht und Sittenlosigkeit scheut man sich zu reden. Seine Laster waren so groß, daß selbst die, die um ihn waren und sogar seine Leibwache dadurch beschämt wurden. Er mußte daher seinen Vetter, Alexian oder Alexander Severus, einen liebenswürdigen Jüngling, zum Mitregenten annehmen, und wurde, als er diesem Nachstellungen bereitete, schmählich getödtet (11. März 222).

Alexander Severus (222 — 235) erst 17 Jahre alt, aber ausgezeichnet durch sanfte Sitten und große Geistesbildung, ganz das Gegenbild des nichtswürdigen Elagabal, regierte unter der

Leitung seiner verständigen Mutter und eines geheimen Rathes von sechzehn Personen. Sein Hauptstreben ging dahin, die Lüderlichkeit, die sich unter der vorigen Regierung frech emporgehoben hatte, zu verdrängen, und Zucht und Ordnung, besonders unter den Truppen, wieder herzustellen. Auch als Krieger zeichnete er sich aus. Damals (227) war das parthische Reich gestürzt und an die Stelle desselben ein neupersisches Reich errichtet worden; und, der dieses vollbracht hatte, Artaxerxes, Sassans Sohn, war auch über die römischen Provinzen in Asien, die ehemahls zu dem altpersischen Reiche gehört hatten, hergefallen, und schon bis Syrien vorgedrungen. Da machte sich Alexander Severus gegen ihn auf, schlug ihn, und brachte alles Verlorene wieder unter seine Bothmäßigkeit (233). Gleich darauf (234) mußte er nach Gallien eilen, weil er hörte, daß deutsche Völker daselbst eingefallen wären. Diese Völker zogen sich auf das Gerücht von seiner Ankunft zurück; aber unter seinen Truppen entstand Meuterey, da sie über die Strenge unwillig waren, mit der sie zur Kriegszucht zurück geführt werden sollten; und wie früherhin (228) Ulpian, der treue Rathgeber dieses Kaisers, so wurde er selbst jetzt (235) ein Opfer ihrer rasenden Wuth. Aufgehetzt durch einen ihrer Befehlshaber, Maximin, überfielen sie ihn in seinem Lager bey Mainz, und tödteten

ihn

ihn in der Blüthe seiner Jahre, zum großen Schmerz derer, die an die längere Dauer seiner Regierung große Hoffnungen für den Wohlstand des römischen Reiches geknüpft hatten.

Von nun an bis zu Constantin dem Großen folgt eine sehr sturmvolle Periode. Wie Schatten verdrängen sich die Kaiser im schnellen Wechsel. Oft regierten mehrere nebeneinander, viele nur einige Monate, manche nur einige Tage. Die wenigsten von ihnen zeichneten sich aus, wie etwa ein Decius, Claudius, Aurelian, Probus, Diocletian und Constantius Chlorus durch gutes Wollen, hervorstechende Talente, oder durch erfolgreiche Anordnungen; die meisten verließen den Thron eben so ruhmlos, als sie ruhmlos auf denselben gelangt waren, und verdienen kaum einige Erwähnung.

Maximin, auf dessen Anstiften der liebenswürdige Alexander Severus getödtet worden war, ein roher Soldat, von riesenmäßiger Größe und Stärke, tyrannisirte von seinem Lager aus den römischen Staat (235 — 238). Gegen ihn rief die Provinz Africa ihren achtzigjährigen Statthalter Gordian I. und dessen gleichnamigen Sohn Gordian II. zu Kaisern aus (April 237). Der Senat zu Rom erkannte diese an. Als aber letzterer

in einem Gefecht getödtet, ersterer vor Gram und Alterschwäche gestorben war (Jul. 237): so ernannte der Senat, aus Furcht vor dem schrecklichen Maximin, die beyden Consuln Pupien und Balbin zu Kaisern, denen der Enkel des alten Gordian, Gordian III., ein dreyzehnjähriger Knabe, auf Verlangen des Volkes beygefügt wurde. Voll brennender Rachsucht war unterdessen Maximin bis vor Aquileja vorgerückt; aber hier wurde er von seinen aufrührerischen Soldaten getödtet (April 238). Ein gleiches Schicksal hatten bald darauf Pupien und Balbin, aus Abneigung der Truppen gegen die Maßregeln des Senats. Jetzt war Gordian III. allein Kaiser, und regierte gut, so lange er der Leitung des redlichen Mistheus, des Befehlshabers seiner Leibwache, genoß. Als aber dieser gestorben war, wurde er von Philipp, den er an jenes Stelle gesetzt hatte, getödtet (März 244). Dieser Philipp, aus Arabien gebürtig, der die tausendjährige Dauer Roms (am 21. April 247) durch glänzende Spiele feyerte, verlor gegen Decius, den die Truppen in Pannonien wider seinen Willen zum Kaiser ausgerufen hatten, Thron und Leben (249). Decius, ein weiser und thätiger Fürst, ein Freund alter Sitten und beßrer Zeiten würdig, suchte im Innern des römischen Reichs Zucht und Ordnung wieder her-

zu-

zustellen, und den Andrang ausländischer Feinde (vornehmlich der Gothen) zu vereiteln. Keins von beydem gelang ihm. Die Römer seiner Zeit hatten sich zu weit von den Sitten ihrer Vorfahren entfernt, als daß die Wiedereinsetzung der Censorwürde etwas genützt hätte, und in dem Kampf mit den Gothen, den er siegreich anfing, mußte er zuletzt unterliegen. In einem hitzigen Treffen mit ihnen wurde einer seiner Söhne getödtet. Er sah ihn fallen, und bemerkte, daß seine Soldaten darüber den Muth sinken ließen. Ohne die geringste Betrübniß zu verrathen, rief er ihnen zu: „Kameraden, wir haben nur einen einzigen Mann verloren. Ein so geringer Verlust darf euch nicht niederschlagen". Mit diesen Worten drang er mitten unter die Feinde, ward aber von ihnen umringt, und mit einem großen Theil der Seinigen getödtet (Dec. 251).

Nach ihm kam Gallus auf den Thron, der mit den Gothen einen schimpflichen Frieden schloß, und nach anderthalb Jahren (May 253) vom Aemilian, der die Gothen über die Donau zurück getrieben hatte, verdrängt ward. Nach vier Monaten hatte Aemilian dasselbe Schicksal (Sept. 253). Valerian, des Gallus Rächer und Aemilians Unterdrücker, war nicht im Stande, die

Ach-

Achtung, die er sich im Privatstande erworben hatte, als Kaiser zu behaupten. Von allen Seiten bedrängt, ernannte er seinen nichtswürdigen Sohn Gallienus zum Mitregenten, und im Kriege mit den Persern, gegen die er, ein sechzigjähriger Greis in Person zog, verlor er seine Freyheit. Er starb, der erste römische Kaiser, in schimpflicher Gefangenschaft.

Unter Gallienus, der nun allein Kaiser hieß (260 — 268), gerieth das römische Reich in schreckliche Verwirrnng. Der persische König Sapores, der den Valerian gefangen genommen hatte, ernannte, zum Schimpf für die Römer, einen gemeinen Mann aus Antiochien, Cyriades, zum Kaiser, und fast in allen Provinzen traten Statthalter als Gegenkaiser auf, während die Einfälle der Deutschen und andrer Völker immer gefährlicher wurden. Man nennt diese Periode, die Periode der dreyßig Tyrannen, nicht weil wirklich dreyßig Herrscher aufgetreten waren (man zählt deren nur 18 bis 19), sondern in Vergleich der damaligen Lage Roms mit dem einstmaligen Schicksal Athens. Uebrigens zeichnete sich unter diesen Gegenkaisern vornehmlich Odenatus aus, der die Einfälle der Perser zurückhielt, und zu Palmyra in Syrien ein Reich gründete (264), das nach seinem

seinem Tode seine hochherzige Gemahlin Zenobia noch einige Zeit aufrecht erhielt. *)

Der elenden Regierung des Gallienus machte endlich Aureolus ein Ende (268); aber den Anfang zur Wiederherstellung der Würde des römischen Reichs machte Claudius II. (noch in demselben Jahre, 268, Kaiser) ein talentvoller und redlich gesinnter Fürst. Er brachte den Gothen, die schon weit vorwärts gedrungen waren, in Mösien eine derbe Niederlage bey, und nur durch einen frühen Tod (er starb an einer ansteckenden Krankheit, März 270) wurde er an weitern Unternehmungen zur Wiederherstellung der Würde des Reichs gehindert. Was er Gutes begonnen hatte, setzte Aurelian, der ihm folgte (denn Quintillus, der nur 17 Tage regierte, verdient keine weitere Erwähnung), mit Heldenmuth weiter fort. Durch ihn wurde Ruhe und Ordnung wieder hergestellt, weshalb er auch den ehrenvollen Titel „Wiederhersteller des Reichs" erhielt. Die Gothen nöthigte er zum Frieden; die Marcomannen, die in Italien eingefallen waren, rieb er fast gänzlich auf; die Vandalen schlug er an der Donau, das palmyrenische Reich überwältigte er durch Be-

*) Mehreres hiervon enthält im zweyten Abschnitt die neunte Erzählung unter der Aufschrift: Zenobia, Kaiserin von Palmyra.

Besiegung und Gefangennehmung der Zenobia, und durch Zerstörung von Palmyra; auch Aegypten, das zu demselben gehört hatte, ferner Spanien Gallien und Britannien, wo sich Tetricus zum Regenten aufgeworfen hatte, brachte er wiederum zum römischen Reiche. Die Provinz Dacien, jenseit der Donau, die er nicht vertheidigen konnte, gab er auf. Dem Innern des Reichs suchte er durch gute Anordnungen aufzuhelfen; Rom umgab er mit einer Mauer; Volk und Armee hielt er durch Strenge und Freygebigkeit im Zaum; und nicht das Heer, sondern dessen vornehmsten Befehlshaber, die der Geheimschreiber Mnestheus gegen ihn eingenommen hatte, raubten ihm nach fünfjähriger Regierung (Januar 275) das Leben. Die Soldaten, die ihn geliebt hatten, wollten nun keinen ihrer Befehlshaber auf den Kaiserthron erheben, und überließen daher dem Senate die Wahl, der nach acht Monaten (Sept. 275) den Claudius Tacitus einen ehrwürdigen Senator zum Kaiser ernannte. Dieser, ein Greis von 75 Jahren, zeichnete sich durch Redlichkeit und Vaterlandsliebe aus. Sein ganzes Vermögen schenkte er dem Staate, und dem Senate gab er noch einmal altes Ansehn zurück. Trotz seines Alters zog er gegen die Alanen, die nach Kleinasien vorgedrungen waren, und besiegte sie in mehreren Gefechten. Aber die Beschwerden dieses Feldzuges, oder eine

Meu-

Meuterey seiner Soldaten, machte dem Leben dieses ruhmwürdigen Greises ein Ende (12. April 276). Sein Bruder Florian konnte sich nur zwey Monate lang als Regent behaupten; dann mußte er dem Probus weichen, den die Armee in Asien zum Kaiser ausgerufen hatte. — Probus (276 — 282), eines Gärtners Sohn, aus Sirmium in Pannonien gebürtig, ein vortrefflicher Feldherr und Regent, vereinigte mit Aurelians Tugenden Bescheidenheit und Milde. Er besiegte die Franken, die in Gallien eingefallen waren (277), ging selbst über den Rhein und bekriegte die Deutschen in ihrem eignen Lande mit vielem Glück; dann (278) drang er bis Illyrien und Thracien und von da (279) durch Kleinasien bis Syrien vor, nöthigte die Perser zum Frieden, und unterdrückte die hier und da ausbrechenden Empörungen. Nachdem er aber Ruhe und Ordnung wieder hergestellt hatte, ging seine Sorge dahin, seine Soldaten nützlich zu beschäftigen; „denn da sie", pflegte er zu sagen, „von dem Staate erhalten würden, so müßten sie auch für den Staat entweder kämpfen oder arbeiten". Er ließ daher durch sie viele Städte anlegen oder verschönern (namentlich Sirmium, seine Geburtsstadt), ferner einen Steinwall von der Donau bis zum Rhein aufführen, um die Einfälle deutscher Völker abzuhalten, und vorzüglich in Pannonien, an den Ufern des Rheins

und

und in Gallien Weinstöcke anpflanzen, wodurch bleibender Nutzen geschafft wurde. Aber die Soldaten wurden dieser vielfachen Arbeiten bald überdrüßig, und da Probus einst geäussert hatte, „er hoffe, man würde in Kurzem die Soldaten nicht mehr nöthig haben": so wurden sie dadurch so aufgebracht gegen ihn, daß sie ihn in der Nähe von Sirmium tödteten (Aug. 282), nachdem er 50 Jahre gelebt und 6 Jahre regiert hatte.

Mit seinem Tode sank das Ansehn des römischen Senats, das Tacitus erneuert, und Probus beschützt hatte, unwiederbringlich dahin. Der General der Leibwache, Carus, ein alter Krieger, von den Soldaten zum Kaiser erwählt, bestieg den Thron ohne den Senat um dessen Beystimmung zu befragen. Aber desto tapfrer zeigte er sich gegen die Sarmaten, die er in Illyrien und Thracien schlug, und gegen die Perser, die er bis über den Tigris zurücktrieb. Doch mitten auf dieser Heldenbahn tödtete ihn ein Blitzstrahl in der Nähe von Ctesiphon (26. Dec. 283). — Seine beyden Söhne, Carinus und Numerian (jener roh und ausschweifend, dieser durch Wissenschaften gebildet und sittsam), die schon Carus zu Mitregenten angenommen hatte, wurden nun gemeinschaftlich zu Kaisern ernannt. Doch Numerian, der

sei-

seinem Vater nach Asien gefolgt war, wurde bald von den Soldaten, die des Krieges überdrüssig waren, getödtet (12. Sept. 284), und Carinus, der indessen zu Rom seinen wilden Lüsten lebte, wurde von Diocletian, den die Truppen in Asien nach Numerians Tode zum Kaiser ausgerufen hatten, unterdrückt (285.)

Diocletian, nun allein Regent, war zwar von niedriger Herkunft, aber ein staatskluger und kräftiger Regent, und seine einundzwanzigjährige Regierung (284 — 305) ist theils durch die Theilungen des römischen Reichs, die er veranlaßte, theils durch den Pomp, womit er die kaiserliche Macht umgab, merkwürdig geworden. Er fühlte, daß Ein Regent nicht im Stande sey, das große römische Reich zu übersehen, und allen fremden Einfällen und inneren Empörungen auf der Stelle abzuhelfen. Er ernannte daher seinen alten Kriegsgefährten Maximian zum Mitregenten (Augustus 1. April 286), der im Westen herrschte, während er selbst den Osten in Zaum hielt. Dann (292) nahm er nicht nur zur Vertheidigung des Reiches, sondern auch zur Sicherung der Thronfolge zwey Reichsgehülfen (Cäsares) an, den Galerius, den er selbst wählte, und den edeldenkenden Constantius Chlorus, den er durch den Maximian

wählen

wählen ließ. *) So gab es also vier Regenten auf einmal, von denen Diocletian die asiatischen Provinzen und Aegypten, Galerius Thracien, Griechenland und Illyrien, Maximian Italien, Africa und die Inseln des mittelländischen Meeres, und Constantius Chlorus Spanien, Gallien und Britannien beherrschten. — Zugleich suchte Diocletian die kaiserliche Macht ganz unabhängig und glänzend zu machen. Er unterdrückte daher die Herrschaft der alten Prätorianer, die dem Thron und dem Leben der Kaiser so oft gefährlich geworden waren, entzog dem Senat alle Theilnahme an den Staatsgeschäften, entfernte die kaiserliche Residenz von Rom (er selbst thronte meistentheils zu Nicomedien in Bithynien, und Maximian zu Mailand in Italien), nahm förmlich das Diadem an (das Aurelian zuerst getragen haben soll) und führte einen so prachtvollen Hofstaat ein, wie er an den Höfen asiatischer Fürsten gewöhnlich war. — Anfangs hatten diese Umbildungen der Verfassung guten Erfolg. Die kaiserliche Regierung stand mächtig da; Einigkeit herrschte unter den Regenten; Empörungen wurden unterdrückt, die Deutschen und Britannier zur Ruhe gebracht, und die Perser zur Abtretung ihrer Länder am Tigris genöthiget. Aber gar bald fühlte man auch, daß

*) Von dem Edelsinn des Constantius Chlorus handelt die zehnte Erzählung im zweyten Abschnitt.

daß durch vier prachtvolle Hofhaltungen der Aufwand und mithin die Abgaben erhöhet wurden; und noch größere Uebel brachen aus, als der Mann, der durch sein großes Ansehn das Ganze zusammengehalten, und kräftig geleitet hatte, von der Bühne abtrat. Diocletian nämlich, mit zunehmendem Alter der Regierung überdrüßig, legte sie zugleich mit dem Maximian, den er dazu veranlaßt hatte, am 1. May 305 nieder, und lebte von nun an auf seinem Landgute zu Salona in Dalmatien, einzig mit Gartenarbeit beschäftigt. Jetzt das Lästige und Eitle eines prunkenden und geräuschvollen Lebens empfindend, pflegte er oft zu sagen: „er habe nun erst angefangen zu leben, und die Schönheit der Sonne zu sehen". Als man ihm einige Zeit darauf überreden wollte, die Regierung wieder zu übernehmen, gab er zur Antwort: „kämet ihr doch nach Salona, und sähet den Kohl, den ich mit eigenen Händen gepflanzt habe, ihr würdet mir nie zu einem solchen Wagniß rathen". Und so lebte er fast neun Jahre, bis zum Jahre 313, wo er in einem Alter von 68 Jahren starb.

Indessen waren noch bey Diocletians Lebzeiten durch die Herrschsucht der Gewalthaber neue Unruhen im römischen Reiche ausgebrochen. Die zu Reichsgehülfen ernannten Thronfolger (Cäsares) mochten die Zeit, wo sie den ersten Platz einnehmen

men sollten, nicht ruhig abwarten. Sie erhoben sich daher zu Hauptregenten (Augusti); selbst der alte Maximian nahm den Purpur wieder, und neben ihm traten noch andre auf, so daß zu gleicher Zeit sechs Hauptregenten (Augusti) bestanden, die sich wechselseitig bekriegten. Diese Zeit innerer Kriege und Verwirrungen, deren nähere Erörterung nicht hierher gehört, dauerte 18 Jahre lang (305 — 323), bis es endlich dem Sohn des biedersinnigen Constantius Chlorus, dem berühmten Constantin, der der Große heißt, durch List, Hinrichtungen und Siege gelang, seine Nebenbuhler zu unterdrücken, alle Theile des Reichs zu vereinigen, und alleiniger Regent desselben zu werden.

Da wir hier wiederum am Schluß eines Abschnitts der römischen Geschichte stehen, so wollen wir theils auf den damaligen Zustand des römischen Reichs, theils auf die neuen Erscheinungen, die sich ausserhalb desselben zeigten, unser Augenmerk richten.

Noch war keine von den Provinzen, die von früherer Zeit her zu dem römischen Reiche gehörten, von demselben abgerissen; vielmehr hatten Septimius Severus und Diocletian neue erworben:

aber

aber das ganze Reich befand sich seiner innern und äussern Lage nach in einer sehr schwankenden Lage.

Die Gebrechen, an denen Rom in seinem Innern erkrankte, dauerten fort, und wurden durch ihre Dauer immer sichtbarer und gefährlicher. Sittenverderbniß und die Folge davon, Weichlichkeit, Erschlaffung und Sklavensinn herrschte unter den Vornehmen und dem Volke. Künste und Wissenschaften, Ackerbau und Gewerbe geriethen in Verfall; die Begüterten schämten sich der Arbeit, und bedienten sich zur Befriedigung ihrer zahllosen Bedürfnisse der Hände ihrer Sklaven, deren es eine große Menge gab. Von dem Kriegsdienst, zu dem ihre Vorfahren freudig geeilt waren, zogen sich diese Weichlinge zurück, und Ausländer mußten immer mehr in römischen Sold genommen werden. Nur bey dem Heere, das durch fortdauernden Lagerdienst und Kampf mit Feinden vor Weichlichkeit verwahrt wurde, hatte sich einige Kraft erhalten, und es konnte recht eigentlich als Kern der Nation betrachtet werden. Aber eben dieses Gefühl von Kraft in Gegensatz der Ohnmacht des Volkes, und die Ueberzeugung, daß nur durch seine Anstrengung das Reich erhalten werden könnte, verführte das Heer zur Zügellosigkeit und zu der verfassungswidrigen Anmaßung, nach eigener Willkühr und ohne Befragung des Senats über den Thron zu schalten.

ten. Freylich kamen dadurch, daß das Heer meist seine Feldherrn zu Kaisern wählte, auch manche kraftvolle Männer auf den Thron; aber wie konnten sie dauernde Verbesserungen hervorbringen, da sie an Grundsätzen und Denkart einander so unähnlich waren, und gewöhnlich um so früher Thron und Leben verloren, je mehr sie Fehler zu entfernen und Tugenden zurückzurufen suchten. Das Heer blieb alles in allem! Schon die Antonine hatten sich der Abhängigkeit von den Soldaten nicht ganz entziehen können; für ihre Mitregenten oder Nachfolger hatten sie die Einwilligung der Soldaten nur durch reiche Geschenke erkaufen können; und nach ihnen gab ein sehr kräftiger Regent, Septimius Severus, noch auf seinem Sterbebette seinen Söhnen die Lehre: „die Soldaten zu gewinnen, alles andre aber gering zu achten". Und wenn es dem Diocletian, und noch mehr dem Kaiser Constantin gelang, diesen Despotismus der Soldaten zu beugen oder zurückzuhalten: so war dieß ein Beweis, daß eben die Erschlaffung, die schon das ganze Volk herabgewürdiget hatte, sich allmählich auch des Heeres bemeisterte.

Aber dieß war damals um so gefährlicher für Rom, je heftiger der Andrang auswärtiger Feinde im Osten und Norden, oder der Perser und deutschen Völker wurde!

Im

Im Osten hatte, wie wir oben gehört haben, der Perser Artaxerxes, ein Sohn Sassans, der sich für einen Abkömmling der alten persischen Könige ausgab, das Reich der Parther gestürzt, und auf den Trümmern desselben ein neupersisches Reich gegründet (277). Er sowohl als seine Nachfolger, die Sassaniden, machten auf die asiatischen Länder, die ehemals zu dem altpersischen Reiche gehört hatten, jetzt aber von den Römern beherrscht wurden, Anspruch. Daher entstanden viele Kriege zwischen beyden, wodurch die blühendsten Provinzen Asiens verwüstet und die dortige Herrschaft der Römer, obschon sie oft in diesen Kriegen siegten, wankend gemacht wurde.

Noch gefährlicher für Rom wurde der Andrang der deutschen Völker, die aus Angegriffenen Angreifende geworden waren, und nicht mehr einzeln, wie sonst, sondern in größeren Verbindungen den Krieg führten. Bey fortdauernder Wanderungslust waren sie den römischen Grenzen immer näher gekommen; und indem sie theils wider, theils für die Römer kämpften, hatten sie die Hauptstütze der Größe Roms, dessen Kriegskunst, und die Nothwendigkeit dessen, was ihnen vorzüglich fehlte, festes Zusammenhalten unter einander, kennen gelernt. Sie waren daher in Verbindungen getreten; die Schwächern hatten den Stärkern weichen

müssen; und so war es gekommen, daß an der Stelle der deutschen Völkerschaften, die zur Zeit der ersten Kaiser bestanden hatten, allmählich Völker unter neuen Namen erschienen, oder daß man nun von Völkern und Völkervereinen hört, die vorher ganz unbekannt gewesen waren. Zu solchen gehören die Allemannen, Gothen, Franken, Sachsen, ferner die Vandalen, Burgunder und Alanen; und es ist um so nöthiger das Wichtigste, was man von ihnen weiß, anzugeben, je mehr sie zur Begründung der neueuropäischen Staaten beygetragen haben.

Die Allemannen, ein allgemeiner Name, der so viel als allerley Männer bedeutet (und daher das französische Allemand), waren wahrscheinlich aus der Verbindung mehrerer Völker, vornehmlich der Sueven, entstanden. Sie kommen zuerst ums Jahr 213 unter der Regierung des Kaisers Caracalla vor, wo sie zwischen dem Main und Neckar wohnten. Dann breiteten sie sich über das ganze heutige Würtemberg, oder über die Gegenden zwischen dem Lech, dem Oberrhein, der Donau und Lahn aus. Zu Ende des vierten und zu Anfang des fünften Jahrhunderts wurden sie den Franken unterworfen. Sie standen unter mehreren Königen oder Häuptern, hatten aber im Kriege nur einen Oberanführer, und eine vorzüglich gute Reu-

Reuterey, wodurch sie den Römern oft furchtbar wurden.

Mit den Allemannen gleichzeitig, nämlich unter der Regierung des Kaisers Caracalla, erschienen die Gothen. Sie wohnten ursprünglich, das heißt, so weit unsere Nachrichten reichen, an der Ostsee, zwischen der Oder und Weichsel; aber schon im zweyten Jahrhundert nach Christi Geburt zogen sie theils über die Ostsee nach Schweden (wofern sie nicht etwa früher von Schweden aus an die südlichen Ufer der Ostsee gekommen waren), theils längs der Weichsel durch Polen an das schwarze Meer, vereinigten sich mit mehreren Völkerschaften (namentlich mit den Slaven und Wenden), und gründeten ein Reich, das sich vom Dnieper bis zur Theis hin erstreckte. Seit der Mitte des vierten Jahrhunderts theilten sie sich in die Ost- und Westgothen. Zwischen beyden machte der Dniester die Grenze, so daß die Ostgothen vom Dnieper (oder, nach andern, vom Don) bis zum Dniester, die Westgothen aber vom Dniester bis zur Theis hin wohnten.

Einen besondern Zweig der Gothen machten die Thüringer aus, die schon ums Jahr 290 bekannt wurden, und seit der Mitte des fünften Jahrhunderts im Lande der vormaligen Hermun-

duren, oder zwischen der Saale und Elbe wohnten. Den Römern kamen sie nie nahe; dagegen die Gothen von dem dritten bis zum fünften Jahrhundert die gefährlichsten Feinde derselben wurden, nicht bloß zu Lande, sondern auch zu Wasser.

Wie an der Niederdonau die Gothen, und am Oberrhein die Allemannen, so erhoben sich am Niederrhein die Franken oder Freyen. Wahrscheinlich waren sie aus einer Verbindung der früher bekannten Völkerschaften, der Catten, Cherusceer, Chaucer u. s. w. hervorgegangen. Ums Jahr 240, wo sie zuerst in der Geschichte erscheinen, wohnten sie zwischen dem Niederrhein und der Weser bis nach der Elbe hin. Seit Diocletians Zeiten (287) gingen sie öfters über den Rhein und fingen schon an, sich im römischen Gebiet festzusetzen. Wegen ihrer Anzahl und noch mehr wegen ihres unerschrockenen Muthes wurden sie für die furchtbarsten unter den Barbaren gehalten. Den Krieg liebten sie über alles; und es galt unter ihnen die Loosung entweder zu siegen oder zu sterben. Gewöhnlich fochten sie zu Fuß: an Pferden fehlte es ihnen; eine Streitaxt und Spieße mit Wiederhacken waren ihre vorzüglichsten Waffen. Treulosigkeit wird ihnen vorgeworfen. Die Geringern schoren ihr Haar auf dem Wirbel und Hinterkopf; die Edeln ließen es lang wachsen, und

und in Locken die Schultern herabwallen. Sie theilten sich in mehrere Abtheilungen, unter denen Salier und Repuarier die bedeutendsten sind.

Nordostwärts von ihnen, an beyden Seiten der Elbe, wohnten um die Zeit, in welcher der Name der Franken bekannt wurde, die Sachsen — gleichfalls ein Völkerbund, der aus früher bekannten Völkern entstanden zu seyn scheint. Sie sollen ihren Namen von einer ihnen eigenthümlichen Waffe, einem langen Streitmesser, Sax, erhalten, und zuerst das heutige Hollstein am Ausfluß der Elbe bewohnt haben. Seeräuberey war ihnen Beschäftigung und Quelle des Lebensunterhalts. So erscheinen sie zuerst (im Jahre 160) als Seeräuber, die durch häufige Plünderungen die Küsten von den Niederlanden bis nach Spanien hin heimsuchten. Kühnheit und Grausamkeit machte sie furchtbar. Den Römern wurden sie bekannt, als sie (ungefähr zu Diocletians Zeiten) anfingen, sich von der Elbe nach der Weser und dem Rhein hin auszubreiten, und einige Völker, die vorher zu den Franken gehört hatten, ihnen beygetreten waren.

Nordöstlich von den Sachsen, an der Ostsee, im heutigen Mecklenburg und Pommern, wohnten die Vandalen, Stammverwandte der Go-

Gothen. Allmählich aber zogen sie sich südlich nach der Donau, und ein Theil von ihnen erhielt daselbst im Laufe des vierten Jahrhunderts durch die Römer und unter deren Schutz Wohnsitze in Pannonien; ein andrer und größrer Theil derselben (allmählich wohl auch alle) wendete sich gegen den Rhein, gerieth hier mit den Franken in Kampf, siegte unter dem Beystand der Alanen, und zog dann nach Gallien, Spanien und endlich sogar nach Africa.

Die Burgunder, gleichfalls Stammverwandte der Gothen, sollen ursprünglich an der Weichsel, späterhin an der Oberdonau neben den Allemannen gewohnt haben, und minder kriegerisch als andre Völker deutscher Abkunft gewesen seyn.

Die Alanen endlich, ein Gemisch von Sarmaten und Deutschen, wohnten am östlichsten, nämlich zwischen dem Don und Dnieper, ein rohes Volk, erfüllt mit wilder Kriegslust und furchtbar durch seine Reuterey. Nach manchfaltigen Kriegen und Wanderungen kam ein Theil von ihnen ums Ende des Jahres 406 an den Rhein, stand daselbst den Vandalen im Kampfe gegen die Franken bey, und verlor sich zuletzt unter den Vandalen in Spanien und Africa.

Alle diese Völker hatten zwar verschiedene Eigenthümlichkeiten der Verfassung und Lebensart; im Ganzen aber waren sie einander vorzüglich darin ähnlich, daß im Gefühl ihrer Kraft ein stilles, geruhiges Leben ihnen zuwider, Krieg und Abentheuer ihre Freude war. Eben darum und weil ihr rauher Boden ihnen nur kärglich das Wenige reichte, dessen sie bedurften, waren sie auch zu Wanderungen oder zu Veränderungen ihrer Wohnsitze so geneigt, und zugleich den entarteten Römern so verderblich, wie die weitere Darstellung dieser Geschichten näher zeigen wird.

Viertes Kapitel.

Von Constantins des Großen Alleinherrschaft bis zum Tode des Kaisers Theodosius des Großen; 324 — 395.

Constantin der Große, dem es durch List und Gewaltthätigkeiten gelungen war, alle seine Nebenbuhler zu unterdrücken, hat in der Geschichte einen großen und berühmten Namen erhalten, weil er dem römischen Reiche, das er seit Diocletians Theilungen

gen zuerst wieder vereinigte, eine neue Religion, eine neue Hauptstadt und eine neue Staatsverfassung verlieh.

Die neue Religion, die er im römischen Reiche zur herrschenden machte, war die christliche. Ein Traum und eine Erscheinung am Himmel soll ihn zum Christenthum geführt haben *); wahrscheinlicher ist es, daß dieß durch die Hoffnung bewirkt wurde, er werde durch Hülfe der zahlreichen Christen die Alleinherrschaft erlangen und behaupten. Schon als er im Jahr 311 gegen einen seiner Nebenbuhler (Maxentius zu Rom) zog, erklärte er sich für die Christen, und ertheilte ihnen Schutz und Unterstützung. Späterhin, als er den letzten seiner Nebenbuhler (Licin, 323) überwunden hatte, ermunterte er zur Annahme des Christenthums; vernichtete alle Verordnungen, die jemals zum Nachtheil der Christen gegeben worden waren; räumte ihnen viele Tempel der alten Götter ein, oder ließ neue Kirchen und Bethäuser für sie bauen; verlieh ihnen ausserordentliche Freyheiten und Schenkungen zum Unterhalt ihrer Priester und ihres Gottesdienstes, nahm an ihren Streitigkeiten Antheil, und veranstaltete deshalb die erste allge-

*) Man sehe hierüber die eilfte Erzählung im zweyten Abschnitt: „Die Fahne des Kreuzes, oder Constantins Uebertritt zum Christenthum.“

allgemeine Kirchenversammlung (zu Nicäa in Bithynien 325). Gleichwohl ließ er sich selbst, aus abergläubischen Gründen, erst kurz vor seinem Tode taufen.

Für die neue Staatsreligion schien auch eine neue Hauptstadt nöthig, die, frey von den Spuren des Heidenthums, woran in Rom fast jeder Stein erinnerte, einzig dem christlichen Glauben geweiht werden könnte. Zugleich schienen aber auch die beständigen Angriffe der Gothen und Perser einen Aufenthaltsort des Kaisers zu fordern, von wo aus ihnen am schnellsten und sichersten begegnet werden könnte. Constantin ließ also eine neue Hauptstadt des römischen Reichs errichten. Er wählte dazu das alte Byzanz, am westlichen Ufer des Bosporus Thracicus, gleichsam zwischen Europa und Asien, oder zwischen den Grenzen der Gothen und Perser; baute es völlig um, verschönerte es durch Kunstwerke, die er aus andern Städten dorthin bringen ließ, setzte es dem alten Rom gleich und zog durch Befehle und Gnadenbezeigungen viele Einwohner herbey. Am 11. Mai 330 ließ er diese neue Hauptstadt des römischen Reichs mit vielen Feyerlichkeiten einweihen, und sie erhielt, obschon er sie Neu-Rom genannt wissen wollte, nach ihm den Namen Constantinopel.

Mit dieſen Neuerungen verband Conſtantin eine Umänderung der Staatsverfaſſung, oder eine neue Eintheilung des Reichs, eine Vereinzelung der Verwaltungszweige und ein glanzvolles Gepränge ſeines Hofſtaats. Nach Diocletians Vorgang theilte er das ganze Reich in vier Präfecturen, jede Präfectur in Diöceſen oder Bezirke (zuſammen 13) und jede Diöces in Provinzen (zuſammen 120). Dann trennte er die bürgerliche Gewalt von der militäriſchen, führte neue Hofbedienungen, neue Titel und eine genaue Abſtufung des Ranges ein *). Wahrſcheinlich wollte er durch dieſe Einrichtungen den Uebermuth der Soldaten zügeln, die Ruhe im Innern erhalten, und dem kaiſerlichen Thron Glanz und Sicherheit verleihen. Und wirklich gelang dieß während ſeiner Alleinherrſchaft. Aber ein wahrer und dauernder Wohlſtand des römiſchen Reichs wurde dadurch nicht begründet; vielmehr wurden durch eben dieſe Einrichtungen neue Uebel erzeugt, namentlich Langſamkeit in dem Geſchäftsgang, drückende Abgaben und Hofcabalen. Conſtantin ſelbſt, oft ein Spiel ſeiner Leidenſchaften, beging manche Handlungen, die mit

*) Von nun an hört man am römiſchen Hofe Erlauchte (illuſtres), Ehrwürdige (spectabiles) und Edle (clariſſimi) unterſcheiden, und neue Hofbedienungen erſcheinen, als Staatsminiſter (Magister officiorum), Obercammerherr (Praepoſitus sacri cubiculi), Grafen (comites) ꝛc.

mit den Geboten des Christenthums, wozu er sich sich bekannte in Widerspruch standen. So ließ er z. B. seinen edeln Sohn Crispus aus ungegründetem Argwohn tödten, und bald darauf auch seine Gemahlin Fausta, die diesen verläumdet hatte. Indessen führte er, fruchtbar an neuen und überraschenden Ideen, mit Kraft und Würde die Zügel der Regierung, und starb nach einer langen und glücklichen Regierung in der Nähe von Nicomedien (22. Mai 337, im 31. Jahre seiner Regierung und im 64. Jahre seines Alters), von vielen betrauert.

Nach seinem letzten Willen sollten seine drey übrigen Söhne, Constantin, Constantius und Constans, sich ähnlich in ihren Lastern, wie in ihren Namen, gemeinschaftlich (jeder in einem besondern Theile des Reiches) regieren, und ausserdem sollten auch seine Neffen, Dalmatius und Hanibalianus, einigen Antheil an der Regierung erhalten. Aber blutgierige Herrschsucht vereitelte bald diese Anordnungen. Zuerst wurden die beyden Neffen ermordet (337); dann fiel Constantin II. (340) als er seinen Bruder Constans bekriegte; Constans wurde (350) von dem römischen Feldherrn Magnentius, der sich in Gallien zum Kaiser aufgeworfen hatte, getödtet; und Constantius, der diesen und andere Nebenbuh-

ler unterdrückte, hatte das unverdiente Glück, wie sein Vater, alleiniger Regent des ganzen römischen Reichs zu werden (351 — 361). Doch bald fühlte er, wiewohl ein argwöhnischer, verfolgungssüchtiger und grausamer Fürst, daß er den vielerley Regierungsgeschäften — den Angriffen der Perser und Deutschen und den Streitigkeiten unter den Christen — allein nicht gewachsen sey. Er wählte daher seinen Vetter Gallus zum Reichsgehülfen (Cäsar, 5. März 351), und dann, als er diesen wegen seines übermüthigen Betragens hatte tödten lassen (Dec. 354), dessen Bruder Julianus (355), den er von früher Jugend auf mit finsterm Argwohn behandelt hatte und jetzt auch auf jede mögliche Art beschränkte, und von Aufpassern umringen ließ. Doch Julianus (erst 24 Jahre alt) wußte durch seine Talente so wie durch sein sittsames und menschenfreundliches Betragen sich Ansehn und Achtung zu erwerben. Obschon er bis dahin nur den Wissenschaften gelebt hatte, so zeichnete er sich doch als Feldherr und Staatsmann aus. Die Franken und Allemannen wurden von ihm besiegt und zum Frieden genöthiget; die Einwohner von Gallien, in deren Mitte er sich aufhielt, erhielten durch ihn Erleichterung ihrer Lasten; die Soldaten und alle die näher um ihn waren, ehrten und liebten seinen Heldenmuth und seine Güte. Constantius, der

inzwischen gegen die Perser gezogen war, ohne doch etwas bedeutendes auszurichten, hörte dieß mit entflammtem Argwohn, und befahl, um den Julianus wehrlos zu machen, daß er den größten Theil seiner Truppen nach Asien abschicken sollte. Allein die Soldäten weigerten sich, und drangen in den Julianus die Würde eines Kaisers (Augustus) anzunehmen (360). Vergebens sträubte er sich; vergebens bat er den Constantius um dessen Einwilligung: ihm blieb nur die Wahl zwischen einem gewissen Untergang und der blutigen Behauptung seiner Würde. Er wählte das letztere, und rückte in Eilmärschen gegen den Constantius. Dieser aber wendete sich schnell von den Persern gegen Julian; und schon sollten zwischen beyden die Waffen entscheiden, als Constantius plötzlich zu Tarsus in Cilicien starb (5. Oct. 361, im 45. Jahre seines Alters, und im 25. Jahre seiner Regierung).

Julianus, nun allein Kaiser (361 — 363), machte seine Regierung vornehmlich durch seinen Abfall vom Christenthum merkwürdig oder berüchtigt. Zu bedauern ist es, daß er auf diesen Abweg gerieth — er ein redlich gesinnter, unabläßig thätiger, und für die Würde und den Wohlstand seines Reiches eifrig besorgter Regent, ähnlich den edelsten Fürsten der früheren Zeiten.

Ihnen

Ihnen nacheifernd suchte er das Hof- und Gerichtswesen zu verbessern; ferner durch Entfernung unnützer Diener, durch Verordnungen und durch das Beyspiel von Mäßigkeit und Berufstreue, das er gab, der herrschenden Schwelgerey entgegen zu wirken; und zugleich die alten Formen der Republik und mit ihnen die alten Sitten wiederherzustellen. Endlich zog er gegen die Perser, die fortfuhren die morgenländische Grenze zu beunruhigen. Aber hierbey hatte er, wie schnell er auch anfangs durch Syrien und Mesopotamien vordrang, eben so wenig Glück wie bey seinen übrigen Unternehmungen. Ein verstellter Ueberläufer verleitete ihn in eine schreckliche Wüste, wo er mit den Seinigen in große Noth gerieth; und als er darauf mit seinem ausgehungerten und entkräfteten Heere den Rückzug antrat: so ward er überall von den Persern angegriffen. Bey einem dieser Angriffe wurde er tödtlich verwundet, doch hatte er noch Kraft seine letzten Empfindungen und Wünsche den Seinigen ans Herz zu legen. Gleich darauf starb er (26. Jun. 363, im 32. Jahre seines Alters und im dritten seiner Alleinherrschaft). Mit ihm gingen auch seine Anordnungen, die dem Zeitgeist entgegen waren, zu Grunde! *)

Sein

*) Ausführlicher wird von den Fehlern und Tugenden dieses merkwürdigen Regenten im zweyten Abschnitt, unter der Aufschrift: „Züge aus dem Leben des Kaisers Julianus“ gehandelt.

Sein Nachfolger Jovian, bisher Oberſter der Haustruppen, ein unbedeutender Mann, den die zufällige Laune einiger Soldaten plötzlich zur Kaiſerwürde erhob (27. Jun. 363), befand ſich mit dem römiſchen Heere in einer ſehr mißlichen Lage. Fern von dem römiſchen Gebiet, von einem aufgebrachten Feinde umringt und von Lebensmitteln gänzlich entblößt, war er in Gefahr, entweder durch Hunger oder durch die Waffen der Perſer umzukommen. Er ſchloß daher ſchnell mit den Perſern Friede, wodurch er zwar das Heer rettete, aber auch alle Provinzen an dem Tigris, die ſeit Diocletians Zeiten mit dem römiſchen Reiche vereinigt geweſen waren, den Perſern zurückgeben mußte. Darauf ſtellte er das Chriſtenthum wieder her, indem er alle Geſetze, die Julian gegen dasſelbe gegeben hatte, widerrief. So eilte er der neuen Hauptſtadt des römiſchen Reichs zu, doch ohne ſie zu erreichen. Auf dem Wege dahin ſtarb er plötzlich (17. Febr. 364) mit dem Ruhm eines rechtgläubigen Chriſten.

Zehn Tage darauf (27. Febr. 364) ward Valentinian I., aus Pannonien gebürtig, zum Kaiſer ausgerufen, der ſeinen Bruder Valens zum Mitregenten erwählte. Dieſem, einem ungebildeten, furchtſamen, argwöhniſchen und verfolgungsſüchtigen Menſchen, überließ er die Morgenländer,

länder, während er selbst, ein tapfrer und entschlossener Mann, aber freylich auch sehr streng und hitzig und nicht frey von den Fehlern der Habsucht und des Neides, die Regierung der Abendländer übernahm.

Die Abendländer waren damals in große Zerrüttung gerathen. Pannonien (jetzt Ungarn) wurde von den Quaden und Sarmaten, Britannien von den Pikten, Scoten und Sachsen, Gallien und Rhätien von den Allemannen, Africa von mauritschen Völkerschaften und innern Empörungen heimgesucht. Allein Valentinian wußte durch regsame und angestrengte Thätigkeit diese Gefahren zu zerstreuen. In Africa, Gallien und Britannien stellten seine Feldherrn die Ruhe wieder her; er selbst kämpfte glücklich am Rhein gegen die Allemannen und an der Donau gegen die Quaden und Sarmaten, sorgte überall für die Sicherheit der Grenzen, hielt streng auf gute Kriegszucht und befreyte seine Unterthanen von vielen drückenden Abgaben. Aber, leider! machte ein plötzlicher Tod seinem thätigen Leben ein schnelles Ende (er starb an einem Schlagfluß, am 17. Nov. 375, im 55. Jahre seines Alters). Das Gute, das er gestiftet hatte, ging unter seinen Söhnen, die ihm in der Regierung folgten — Gratian 16 Jahre,

und

und Valentinian II. erst 4 Jahre alt — größtentheils wieder zu Grunde.

In den Morgenländern hatte indessen Valens bey allen seinen Fehlern anfangs mit ziemlichem Glücke regiert; Empörungen, die hier und dort ausgebrochen waren, hatte er unterdrückt, und das Vordringen feindlicher Völker zurückgehalten. Aber gegen das Ende seiner Regierung ereignete sich eine Begebenheit, wodurch die Wanderungen, die schon längst unter den barbarischen Völkern des Nordens und Ostens Statt gefunden hatten, oder die große Völkerwanderung, einen Hauptstoß erhielt. Veranlassung dazu gaben die Hunnen.

Diese, ein asiatisches Nomadenvolk, waren schwarzgelblich, klein von Statur, mit breiten, untersetzten Körpern, kleinen, tiefliegenden Augen, aufgestülpten Nasen, ohne Bart, aber von ungemeiner Kraft und Behendigkeit, gute Bogenschützen und Reuter. Sie kannten keine andre Speise als Wurzeln und rohes Fleisch. Von Jugend auf lernten sie Frost, Hunger und Durst ertragen, auf Bergen und in Wäldern umherziehen, auf ihren kleinen aber schnellen Pferden essen und schlafen. Daher erschien ihnen der Aufenthalt in Häusern wie der Aufenthalt in Gräbern. Ihr eigentliches Vaterland war, wie erzählt wird, die Mungaley

in Asien. Von da wurden sie durch eine Revolution in China (im dritten Jahrhundert) vertrieben. Im Jahr 374 gingen sie nach Europa über, und besetzten die Gegenden zwischen der Wolga und dem Don. Hier trafen sie auf die Alanen, und überwältigten sie (375). Ein Theil derselben mußte sich mit ihnen vereinigen, und mit diesen warfen sie sich auf die Gothen. Diese wohnten damals (wie oben gezeigt worden ist) zwischen dem Dnieper und der Theis, und theilten sich in Ost- und Westgothen. Die Ostgothen, die der vereinigte Angriff der Hunnen und Alanen zuerst traf (376), wurden theils zur Unterwerfung, theils zum Rückzug genöthiget, und fielen so auf die Westgothen. Ihnen folgten die Hunnen, die nun auch jenseit des Dnieſter sich weiter ausbreiteten.

Die Westgothen, die der überwiegenden Gewalt nicht Widerstand leisten konnten, zogen sich nach der Donau, und baten den Kaiser Valens auf das rechte Ufer dieses Flusses, oder in das römische Gebiet übergehen zu dürfen. Kaiser Valens ertheilte ihnen hierzu die Erlaubniß, in der Hoffnung, daß sie als Grenzvolk das römische Reich gegen die Einfälle der Barbaren beschützen, und unter der Bedingung, daß sie ihre Waffen und Jünglinge bey ihrem Uebergange über die Donau ausliefern sollten. So kam fast eine Million

Gothen

Gothen in das römische Reich (376)! Vielleicht hätten sie ruhig gelebt, wenn die Maßregeln des Valens befolgt und ein gerechtes und schonendes Betragen gegen sie beobachtet worden wäre. Aber die Habsucht und Tyranney der römischen Beamten, die ihnen zur Aufsicht gegeben waren, trieb sie zum Aufstand. Verbunden mit Hunnen und Alanen, rükten sie dem Kaiser Valens entgegen. Nicht weit von Adrianopel kam es zu einem blutigen Treffen, wo 40,000 Römer aufgerieben wurden (9. Aug. 378). Valens selbst fand hier seinen Untergang. Schwer verwundet ward er von dem Schlachtfelde weg in ein nahgelegenes Bauernhaus gebracht. Dieß umringten die Gothen, zündeten es an, und es verbrannte samt dem römischen Kaiser und seinem Gefolge. Thracien und Illyricum waren nun den Verwüstungen der erbitterten Gothen Preis gegeben; ja selbst Constantinopel wurde von ihnen bedroht.

Während dieser Vorfälle in den Morgenländern hatte Gratian, der in den Abendländern regierte, ein Fürst von vielen Tugenden, die Allemannen am Rhein geschlagen, und war dann aufgebrochen, um seinem Oheim dem Kaiser Valens im Kampfe gegen die Gothen beyzustehen. Aber er kam zu spät! Denn Valens hatte aus thörichtem Eigendünkel, und um seinem Neffen keinen

Antheil an dem gehofften Siege zu gönnen, die unglückliche Schlacht mit den Gothen beschleunigt. Jetzt konnte Gratian nichts weiter thun, als für Wiederherstellung der Ordnung in den zerrütteten Provinzen sorgen. Er ernannte daher den besten Feldherrn seiner Zeit, den eben so einsichtsvollen als tapfern Theodosius zum Mitregenten, und übertrug ihm die Morgenländer (19. Jan. 379). Theodosius, aus Spanien gebürtig, ein Sohn des tapfern aber unglücklichen Generals Theodosius, zeigte sich seines Vaters und dieser Erhebung würdig *). Er ließ sich in keine Hauptschlacht gegen die Gothen ein, sondern griff sie theilweise an, und wußte durch kühne Streiche, die er ihnen beybrachte, und durch Benutzung der Streitigkeiten, die sie entzweyten, ihre Macht zu brechen und seinen Waffen Achtung zu verschaffen. Hierdurch brachte er es dahin, daß nach mehreren einzelnen Friedensschlüssen (3. Oct. 382) ein allgemeiner Frieden zu Stande kam. Kraft dessen behielten die Gothen zwar die ihnen vom Kaiser Valens angewiesenen Wohnsitze längs dem südlichen Ufer der Donau, zugleich aber wurde auch ein Theil von ihnen nach Kleinasien abgeführt; und viele Tausende derselben traten in römische Kriegsdienste, doch

*) Mehreres über ihn liefert die dreyzehnte Erzählung im zweyten Abschnitt: Thronbesteigung und Schilderung des Kaisers Theodosius des Großen.

doch unter der Bedingung, daß sie einen besondern Haufen ausmachten, und unter Befehlshabern aus ihrem eignen Volke standen (was freylich späterhin üble Folgen hatte). Noch größern Ruhm erwarb sich Theodosius durch seine eifrige Fürsorge für die christliche Kirche; denn er unterdrückte das Heidenthum und die Ketzereyen, erhob die rechtgläubigen Christen, ehrte das Ansehn der Bischöfe, und begünstigte die Strenge der Kirchenzucht. Dieß alles aber wurde um so folgenreicher, da es ihm gelang, allmählich das ganze römische Reich unter seine Bothmäßigkeit zu bringen.

Gratian nämlich, der den Theodosius erhoben hatte, war wenige Jahre darauf (25. Aug. 383) von seinem Feldherrn Maximus, der sich in Britannien zum Kaiser aufgeworfen hatte, des Throns und Lebens beraubt worden. Gern hätte Theodosius diese Schmach auf der Stelle gerächt; aber er war damals noch nicht im Stande dem Maximus die Spitze zu bieten. Er erkannte daher ihn als Mitregenten in den Ländern jenseit der Alpen, namentlich in Spanien, Gallien und Britannien, doch unter der Bedingung, daß Italien, Africa und Illyrien dem jüngern Bruder Gratians, dem Valentinian II., der schon seit seines Vaters Tode zum Kaiser ernannt worden war, verbleiben sollten. Aber nach einigen Jahren brach

Maxi-

Maximus diesen Vergleich (387.) indem er in Italien einfiel. Valentinian II. dadurch zur Flucht genöthiget, wendete sich als ein Hülfe Suchender an den Theodosius, und dieser fand jetzt kein Bedenken, gegen den Bundbrüchigen zu Felde zu ziehen. Das Glück begleitete seine Waffen. Maximus wurde in Pannonien geschlagen, zu Aquileja, wohin er geflüchtet war, gefangen und bald darauf hingerichtet (Jun. — Aug. 388). Nun war Theodosius einziger Herr des römischen Reichs (388 — 390); aber aus Dankbarkeit gegen das Haus des Valentinian, dem er seine Erhebung verdankte, setzte er den jungen Valentinian II (damals 19 Jahre alt) wieder auf den Thron zu Mailand. Doch Valentinian II. behauptete sich nicht lange. Am 15. Mai 392 wurde er von dem Feldherrn Arbogastes, einem Franken, der unter ihm diente, getödtet, und der Redner Eugenius von eben demselben zum Kaiser ausgerufen. Dieß konnte Theodosius nicht gleichgültig ertragen. Unterstützt von den Gothen rückte er gegen den Arbogastes und Eugenius, und beyde verloren in der Schlacht bey Aquileja (4. Sept. 394) den Sieg und dann das Leben. Nun war Theodosius wiederum einziger Herr des ganzen römischen Reichs; aber wiederum nur auf kurze Zeit! Denn schon nach vier Monaten, am 17. Januar 395, starb er zu Mailand,

an

an der Wassersucht, im 50. Jahre seines Lebens und im 16. seiner Regierung. Mit vielen schönen Eigenschaften des Regenten vereinigte er auch die Tugenden des Privatmannes. Nur seiner auflodernden Hitze war er nicht immer Meister, und sie riß ihn manchmahl zu ungerechten und blutigen Handlungen hin (namentlich zu einem Blutbad zu Thessalonich), die er nachher bitter bereuete *). Uebrigens gebührt ihm noch der Ruhm, daß er der letzte unter den römischen Kaisern war, der das ganze römische Reich beherrschte, selbst an der Spitze seiner Truppen erschien, und mit starker Hand die Zügel des zerrütteten Staates hielt!

Blicken wir am Schlusse dieses Abschnitts noch einmal auf die Ereignisse, die er in sich faßt, zurück: so bieten sich vorzüglich zwey derselben, nämlich die Erhebung des Christenthums zur herrschenden Religion und die sogenannte große Völkerwanderung, einer näheren Betrachtung dar.

Was zuerst das Christenthum betrifft, so ist gewiß, daß für den äussern Glanz desselben nichts gün-

*) Ausführlich wird hiervon im Leben des heiligen Ambrosius gehandelt. S. unten im zweyten Abschnitt die vierzehnte Erzählung.

günstigeres geschehen konnte, als daß dasselbe zur herrschenden Religion im römischen Reiche erhoben wurde. Aber auch die weitere Verbreitung desselben erhielt dadurch einen weitern Umschwung. Die Zahl der Christen im römischen Reich, schon groß ehe Constantin ihnen beytrat, wurde durch diesen Beytritt ausserordentlich vermehrt. Ja auch ausserhalb des römischen Reichs breitete sich jetzt theils durch Bekehrungsversuche (Missionen), theils durch Krieg, theils durch friedlichen Verkehr das Christenthum aus. Vor allen nahmen es z. B. die Westgothen, die gebildetsten unter den deutschen Völkern damaliger Zeiten, an. Unter der Regierung des Kaisers Valens hatten sie schon einen eignen Bischof aus ihrer Mitte, Namens Ulphilas, der nicht nur alle Pflichten seines Amtes erfüllte, sondern auch Buchstabenschrift unter den Gothen einführte, und die Bibel in ihre Sprache übersetzte (von welcher Uebersetzung sich noch einige Ueberreste erhalten haben).

Gleichwohl gelang es nicht auf einmal das Heidenthum zu unterdrücken. Von Constantin dem Großen bis zu Theodosius dem Großen durften die Heiden noch immer ihren Göttern öffentlich huldigen; bis dahin gab es noch viele Tempel, in denen die alten Götter ungestört verehrt wurden; noch wurden, obgleich schon Constantin

tin dieß verboten hatte, ungestraft Opfer geschlachtet; und unter Julian kam das Heidenthum, wie oben gezeigt worden ist, wiederum empor. Doch nur auf kurze Zeit! Seine Verfügungen überlebten ihn nicht. Vorzüglich aber wirkte Theodosius der Große auf Unterdrückung des Heidenthums hin. Er bewirkte (388), daß der Senat zu Rom zum Christenthum übertrat, daß Rom, der alte Hauptsitz des Heidenthums, demselben entsagte, und daß dasselbe förmlich verboten wurde (390). Nun durften hinfort bey nachdrücklichen Strafen keine Opferthiere geschlachtet werden; die Tempel der Götter wurden zerstört (wodurch viele Prachtwerke der alten Kunst zu Grunde gingen), und wer den alten Göttern nachhängen wollte, mußte die Verborgenheit aufsuchen, auf das einsame Land oder in Heiden fliehen (woher der Name „Heiden" entstanden seyn soll).

Indessen zeigte das Christenthum unter den damaligen Menschen noch nicht die segensreiche Wirksamkeit, die es hätte haben können und haben sollen. Die barbarischen Völker, die zu demselben übertraten, beharrten bey ihrer Rohheit und ihrer wilden Begier nach Krieg und Raub; unter den Römern aber dauerte Erschlaffung und Kraftlosigkeit fort, und selbst das römische Heer, das derselben am längsten widerstanden hatte, blieb davon

von nicht frey. Die kriegerischen Uebungen wurden vernachläßiget, die schweren Waffen mit leichtern vertauscht, und aus Scheu vor jeder Anstrengung überließ man Ausländern die wichtigsten Stellen im Krieg und Frieden. Ausserdem fingen die nun christlich gewordenen Römer an, die Heiden und sich selbst wegen abweichender Religionsmeinungen zu verfolgen; ihre Religionslehrer strebten sich über alle andern Stände zu erheben, und viele zogen sich aus Schwärmerey oder Trägheit von dem Umgang mit Andern und von den Geschäften dieses Lebens zurück *); kurz Religionsverfolgungen, Priesterherrschsucht und Mönchs- und Nonnenwesen kam jetzt auf, und man kann in Wahrheit behaupten, daß durch die Erhebung des Christenthums zur herrschenden Religion die alten Fehler nicht nur nicht vertilgt, sondern sogar durch neue vermehrt wurden.

Gleichwohl wäre es Unrecht, einen Vorwurf gegen das Christenthum hieraus abzuleiten. Denn in dem reinen Christenthum liegt und lag nichts, wodurch die Fehler jener Zeit hätten erzeugt oder befördert werden können; vielmehr widerstrebt es den-

*) Man lese die vierzehnte und funfzehnte Erzählung im zweyten Abschnitt: „Leben des heiligen Ambrosius“ und „Antonius und Pachomius, oder Ursprung und Fortgang des Mönchswesens“.

denselben, indem es seine Bekenner zur Mäßigkeit und Anstrengung aller Leibes- und Seelenkräfte für hohe und gemeinnützige Zwecke ermuntert, indem es Verträglichkeit, Versöhnlichkeit und wahre Menschenfreundlichkeit fordert, vor Eigendünkel und stolzer Selbsterhebung warnt, und zur getrosten Zuversicht bey den Ungewißheiten und zum muthvollen Vertrauen bey den Bedrängnissen dieses Lebens erhebt.

Weit richtiger findet man den Grund jener Uebel in den damaligen Menschen selbst, oder in ihrer verkehrten Sinnes- und Handlungsart. Denn wie zu allen Zeiten der Einfluß der Sinnlichkeit und böser Gewohnheiten größer ist, als der Einfluß guter Lehren, so war es auch damals. Die Menschen, die zum Christenthume übertraten, brachten auch alle ihre Fehler zu demselben, mißbrauchten dasselbe zur Beschönigung ihrer Leidenschaften, und suchten das Wesen eines Christen oft mehr in dem Bekenntniß gewisser Formeln, und in der Beobachtung gewisser Gebräuche, als in der Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit. Aber auch in seiner Entstellung und bey allem Mißbrauch, dem es unterlag, blieb das Christenthum ein Segen der Welt. Es nährte bey Vielen, wie sattsame Beyspiele bezeugen, gute Gesinnungen und Empfindungen; es erweckte, indem es auf Unter-

terweisung drang, einen Gelehrten-Stand, der die Ueberreste der damaligen Cultur sammelte und für bessere Zeiten rettete; und es trug endlich vieles zur Cultur der barbarischen Völker bey, indem es durch Lehren und Beyspiele, die es ihnen vorhielt, sie auf das Göttliche aufmerksam, und einer höhern Bildung empfänglich machte.

Wir kommen zweytens zur nähern Betrachtung der sogenannten großen Völkerwanderung, und suchen die Fragen zu beantworten: was sie war? woher sie kam? und was sie wirkte?

Die große Völkerwanderung, oder die sturmvollen Bewegungen der sogenannt barbarischen, meist deutschen Völker und deren gewaltsames Eindringen in das römische Reich, ist nicht das Ereigniß eines Jahres oder eines kurzen Zeitabschnittes. Allmählich wurde sie begonnen, allmählich bewerkstelliget. Denn so weit unsre Kenntniß von den deutschen Völkern reicht, findet man unter ihnen Wanderungslust, oder ein reges Streben, ihre Wohnsitze zu verändern und mit freundlichern und fruchtbarern zu vertauschen; und diese Wanderungslust dauerte auch noch einige Zeit nach der Auflösung des weströmischen Reichs, bis zur festern Begründung der neueuropäischen Staaten fort. Aber am lebendigsten und auffallendsten offenbarte

sie

sie sich, als die Hunnen von Asien nach Europa übersetzten (ums Jahr 374). Denn dadurch wurde den am Don und Dnieper, an der Dniester und Donau wohnenden Völkern (oder Alanen, Ostgothen, Westgothen) ein Stoß ertheilt, dessen Wirkungen sich über die Alpen nach Italien, und über den Rhein nach Gallien, Spanien, ja bis nach Africa fortpflanzten. Man bezeichnet daher den Zeitabschnitt von dem Eindringen der Hunnen in Europa bis dahin, wo die Vandalen, Alanen, Sueven und Burgunder nach Gallien und Spanien und erstere nach Africa übersetzten (374 — 430), oder überhaupt die letzten Erschütterungen des weströmischen Reichs vorzugsweise mit dem Namen der **großen Völkerwanderung.**

Das Entstehen dieser Völkerwanderung läßt sich überhaupt aus den Eigenthümlichkeiten des Nomadenlebens, dann aus der Bildung großer Vereine unter den deutschen Völkern und aus der damaligen Schwäche des römischen Reichs erklären.

Daß ganze Völker mit ihren Weibern, Kindern, Heerden und allem, was sie besitzen, sich erheben und den Boden verlassen, den sie bewohnen, das scheint uns nach unseren Sitten und Lebensweisen ganz unerklärlich. Aber es ist auch ganz unhistorisch, unsre Sitten und Lebensweisen auf

rohe

rohe und ungebildete Völker überzutragen. Freylich werden Völker, die Ackerbau und Gewerbe treiben, oder die im Besitz und Genuß eines ernährenden Landeigenthums sich befinden, nicht leicht auf den Gedanken einer totalen Auswanderung kommen. Ganz anders aber verhält es sich mit Völkern, die nur Viehzucht treiben, oder mit Nomadenvölkern. Diese haben eigentlich keine Heimath. Der Boden, wo sie Nahrung für sich und ihr Vieh finden, ist ihr Vaterland; sie verlassen ihn, wenn er hierzu nicht mehr ausreicht, und suchen sich neue Aufenthaltsörter. Können sie diese nicht friedlich einnehmen, so bemächtigen sie sich ihrer mit Gewalt. Ein solches herumziehendes und kriegerisches Leben wird allmählich zur Gewohnheit, und durch Gewohnheit zum Bedürfniß, so daß es auch da noch Statt findet, wo die ersten Ursachen desselben wegfallen. Dasselbe scheint auch bey den Deutschen damaliger Zeit der Fall gewesen zu seyn. Denn obschon die meisten derselben nicht mehr auf der Stufe der Rohheit standen, wie sie in dem Zeitalter der Cimbern und Teutonen erscheinen; sondern, wie namentlich die Gothen, durch Verkehr mit den Römern und durch eigene Bildungsfähigkeit sich erhoben hatten: so war doch noch immer ein Geist der Unruhe und Beweglichkeit unter ihnen, wodurch sie zur Erweiterung ihrer Wohnsitze, oder zur Aufsuchung neuer angespornt wurden.

Kam

Kam nun hierzu noch ein Bedrängniß von außen, der Anfall eines mächtig heranstürmenden Volkes (dergleichen die Hunnen waren): so sieht man leicht, wie eine neue und erhöhete Wanderungslust auch Völker ergreifen konnte, die auf der Bahn der Cultur schon bedeutende Fortschritte gemacht hatten.

Nicht minder trug auch die Bildung größerer Volksvereine unter den Deutschen, und die zunehmende Erschlaffung unter den Römern dazu bey, daß die schon längst Statt gefundene Wanderungslust gerade jetzt so bedeutend und wichtig wurde. Mangel an Kriegskunst und innere Spaltungen auf der einen Seite, und Kriegsgeschicklichkeit und festes Zusammenhalten auf der andern Seite hatten die Angriffe der Deutschen auf die römischen Grenzen lange aufgehalten oder abgewehrt. Aber seitdem sich, wie oben gezeigt worden ist, große Völkervereine und einsichtsvolle Anführer unter den Deutschen gebildet hatten, und seitdem Verweichlichung und Kraftlosigkeit immer mehr unter den Römern eingerissen war: seitdem mußten auch die Angriffe der Deutschen auf das römische Gebiet immer gefährlicher werden, und endlich zu den Wirkungen hinführen, die wir als Folge derselben erblicken.

Diese

Diese Wirkungen aber, welche die große Völkerwanderung hatte, waren zunächst gänzliche Auflösung oder Zertrümmerung des römischen Reichs, Gründung neuer Staaten, und Umbildung der seitherigen Verfassung und Cultur. — Unter den wiederholten Angriffen der deutschen Völker ging das vorher mächtige, jetzt entkräftete römische Reich zu Grunde, und auf den Trümmern desselben erhoben sich dann, wie wir weiter unten sehen werden, neue Staaten. Natürlich wurden dabey ganze Länder verwüstet, und vieles Gute, was unter den Römern und durch dieselben aufgekommen war, wurde erstickt; denn jedes Umstürzen alter Formen ist mit der Zerstörung des Lebensglückes vieler Tausende verbunden, und langdauernde Kriege ziehen immer Zerrüttungen nach sich. Aber falsch ist es, anzunehmen, daß dadurch eine allgemeine Verwilderung, eine gänzliche Vernichtung der alten Cultur hervorgebracht wurde, oder daß man die Epoche der Völkerwanderung als die Epoche einer fortgehenden Verwüstung zu denken habe. Denn eigentlich waren es nur die rohen Hunnen und die wilden Vandalen, die an Verheerungen und Verwüstungen ihre Freude fanden, und selbst diese fingen gar bald an, da wo sie sich heimathlich niederließen, um ihres eignen Vortheils willen Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Die deutschen Völker aber gingen nie darauf aus, Cultur zu unterdrücken

oder

oder zu vernichten, vielmehr faßten sie das Gute begierig auf, das sich ihnen darbot, und suchten sich dasselbe anzueignen. So nahmen sie das Christenthum, und viele römische Hof- und Staatseinrichtungen an; und so wurden die von ihnen neu gestifteten Staaten bey allen Eigenthümlichkeiten, die sie hatten, in vielen Stücken den vorigen ähnlich.

Doch es ist Zeit, nach dieser Abschweifung zur weitern Darstellung der endlichen Schicksale des römischen Reiches fortzugehen, und dadurch die Wahrheit obiger Bemerkungen zu bestätigen.

Fünftes Kapitel.

Von dem Tode des Kaisers Theodosius des Großen bis zum Untergang des weströmischen Reichs; 395 — 476.

Während im Innern des römischen Reichs fast jede Quelle des wahren Lebens versiegt war, war der äussere Umfang desselben noch größer als in den Tagen des Augustus. Aber nun trat die Zeit

daß auch dieser äussere Glanz ausgetilgt, eine Provinz nach der andern losgerissen, und endlich das ganze Gebäude des alten römischen Reichs umgestürzt werden sollte. Zu sehen, wie dieses geschah, ist wichtig; und eine theilnehmende Aufmerksamkeit, auf welche die ruhmlosen Söhne und Nachfolger des großen Theodosius keine Ansprüche machen können, gebührt der schnellen Zerstückelung ihres Reiches.

Zuerst trennten sich die östlichen Provinzen von den westlichen, und beyde bildeten besondere Reiche. Die Veranlassung hierzu gab unschuldigerweise Theodosius. Nach seinem letzten Willen sollte sein großes Reich zwischen seine beyden Söhne, Arcadius und Honorius, getheilt werden. Jener, 18 Jahre alt, sollte die Morgenländer, namentlich Thracien, Kleinasien, Syrien, Aegypten und das östliche Illyricum (oder Dacien, Mösien, Macedonien und Griechenland) beherrschen; diesem aber, 11 Jahre alt, sollten die Abendländer zugehören, also Italien, Gallien, Spanien, Britannien, die Nordküste von Africa bis an Aegypten, und das westliche Illyricum (oder Noricum, Pannonien und Dalmatien, oder das heutige Oesterreich, Ungarn und Illyrien). Diese Theilung sollte, so wie frühere, zur Sicherung der Grenzen, zur Erhaltung des innern Friedens

dens und unbeschadet der Einheit des Ganzen Statt finden. Aber die Minderjährigkeit und Schwäche der Regenten, und die Eifersucht und Uneinigkeit ihrer Minister machte diese Theilung zur Trennung, was gerade jetzt um so gefährlicher war, da nur durch festes Zusammenhalten des Ganzen die Selbstständigkeit des Einzelnen gerettet werden konnte. Von nun an gab es also ein oströmisches und ein weströmisches Reich, oder ein morgenländisches und ein abendländisches Kaiserthum, von denen jenes Constantinopel, dieses Rom zur Hauptstadt hatte, und beyde bey aller Verbindung, die noch unter ihnen obwaltete, sich gegenseitig anfeindeten und bevortheilten.

Von beyden Reichen ging das weströmische zuerst zu Grunde. Schon unter der sturmvollen Regierung des schlaffen Honorius (395 — 423) erlitt es so große und empfindliche Verluste, daß es seiner Auflösung nahe gebracht wurde. Die Umstände aber, unter denen sich diese ereigneten, waren dem Wesentlichen nach folgende.

Während fast in allen Theilen des weströmischen Reichs Empörungen ausbrachen und Gegenkaiser auftraten, stürmten die deutschen Völker, durch abermalige Einfälle der Hunnen in Europa aufs neue in Bewegung gesetzt, gegen die Provin-

zen dieses Reiches los. Jene Empörungen und Gegenkaiser wurden zwar unterdrückt, und Honorius hatte das unverdiente Glück bis an das Ende seines Lebens im Besitz des Thrones zu bleiben; aber nicht so gelang es, diese Angriffe der Barbaren zurückzuhalten, oder zu vereiteln.

Zuerst erhoben sich die Westgothen an der Donau, die durch Theodosius den Großen beruhiget worden waren, gleich nach dessen Tode (395). Angeführt von einem eben so besonnenen als tapfern Feldherrn, Namens Alarich, der früher in römischen Diensten gestanden hatte, und späterhin (398) von seinen Landsleuten zum König der Westgothen erwählt wurde, überfielen sie Griechenland, wo sie große Verheerungen anrichteten. Doch Stilicho, der kraftvolle Minister des schwachen Honorius, vertrieb sie (396). Nun saßen sie eine Zeitlang (396 — 399) ruhig in Epirus; dann aber wendeten sie, durch eignen Thatendrang oder durch die Arglist des Hofes zu Constantinopel dazu aufgefordert, ihre Waffen gegen Italien oder das abendländische Reich (400 — 403). Ihr erster Einfall erregte Furcht und Schrecken; aber noch lebte Stilicho, und Alarich sahe sich genöthigt, Italien zu verlassen, und unter gewissen Bedingungen und Versprechungen (die aber nicht öffentlich bekannt gemacht wurden) ein Friedens-

und

und Vereinigungsbündniß mit dem weström̃ischen Reiche zu schließen.

Allein nicht lange darauf stürmten neue Schrecken gegen dasselbe. Zahlreiche Horden, von einem gewissen Rhadagais angeführt, fielen in Italien ein (405), und andre, die aus Vandalen, Alanen und Sueven bestanden, und zu dem Heere des Rhadagais gehört haben sollen, gingen auf Gallien los. Jene Heereshaufen, die Rhadagais selbst anführte, wurden mit ihm bey Florenz vom Stilicho vernichtet (406); aber die andern fanden um so leichtern Fortgang, da alle römische Truppen zur Vertheidigung Italiens aus Britannien und Gallien weggerufen waren. Nur die Franken, die an der Grenze Galliens, am Niederrhein, wohnten, vertheidigten als treue Bundesgenossen die Sache der Römer. Aber sie wurden nach einem hartnäckigen Treffen von den Vandalen und Alanen geschlagen; und nun setzten diese (31. Dec. 406), und nach ihnen die Sueven, ja auch die Burgunder, die bis dahin zwischen dem Neckar und Rhein gewohnt hatten, in das wehrlose Gallien über. Die letztern blieben in den südöstlichen Theilen Galliens, zwischen der Saone, der Rhone und dem Rhein; aber die wilden Vandalen, die Alanen und Sueven zogen, nachdem sie lange in Gallien gehauset hatten, über die Pyrenäen nach

Spanien

Spanien (31. Oct. 409), nahmen hier nach schrecklichen Verwüstungen Wohnsitze ein, und verließen endlich Gallien ganz, als sie von den nachrückenden Westgothen (um 414) weiter vorwärts gedrängt wurden.

Auch Britannien ging um dieselbe Zeit verloren. Honorius, der sich zur Vertheidigung desselben zu schwach fühlte, gab es freywillig auf (409) und überließ es den Britten selbst, für ihre Sicherheit zu sorgen, oder sich gegen die Einfälle der Picten und Scoten zu vertheidigen.

Indessen war der tapfre Stilicho, der die auf Italien einbrechenden Stürme zweymal glücklich abgewendet hatte, als Opfer niedriger Hofcabale gefallen (23. Aug. 408). Gleich darauf brach Alarich, König der Westgothen, weil die ihm gemachten Versprechungen nicht gehalten wurden, in Italien ein, und ging geradezu auf Rom los. Zuerst gelang es dieser altberühmten Stadt, die so lange die Weltherrschaft behauptet hatte, sich durch große Summen von der Eroberung und Plünderung loszukaufen (408). Dann, als Alarich 409 zum zweyten Male wieder kam, wurde ihr von demselben ein Kaiser Namens Attalus aufgenöthiget, den jedoch der König der Westgothen bald wieder absetzte. Als aber Honorius, im

thö-

thörichten Vertrauen auf das feste Ravenna, wo er sich aufhielt, von keinen Friedensbedingungen hören wollte, da erschien Alarich zum dritten Male, eroberte Rom (24. Aug. 410) und gab es der Plünderung seiner erbitterten Gothen Preis. Hierauf zog er nach Unteritalien, kam bis nach Calabrien, und war schon im Begriff auch Sicilien und Africa zu überwältigen, als ein plötzlicher Tod seinem thatenreichen Leben ein Ende machte (Sept. 410). Ihm folgte in der Regierung über die Westgothen sein Schwager Ataulph (Adolf). Dieser schloß (412) mit Honorius Friede, heyrathete dessen Schwester Placidia (die bey der Eroberung Roms eine Gefangene der Westgothen geworden war), und zog dann unter dem Titel eines römischen Oberfeldherrn nach Gallien (414). Hier verdrängte er die vorher eingewanderten Vandalen, Alanen und Sueven; und ging selbst nach Spanien über; aber schon im Jahre 415 wurde er zu Barcellona von einem Gothen, einem Feinde seines Hauses, ermordet. Bald nach ihm ward Wallia von den Westgothen zum König ernannt (415 — 419). Dieser erneuerte das vorige Bündniß mit den Römern, schickte die Placidia, des Honorius Schwester, nach Ravenna zurück, und gründete ein westgothisches Reich, das von der Rhone, Saone und Loire in Gallien weit über die Pyrenäen hin sich ausbreitete, dessen Hauptstadt

Tolosa

Tolosa ward, und das sich, nachdem es Gallien an die Franken verloren hatte, in Spanien bis zum Jahre 711 behauptete.

So ward also während der Regierung des Honorius ganz Spanien und Britannien von dem römischen Reiche losgerissen; im südwestlichen Gallien herrschten die Westgothen, im südöstlichen die Burgunder, und nur im nördlichen Gallien jenseit der Loire verblieb noch ein kleiner Theil den Römern. Mehrere und größere Länder hat wohl kein Fürst verloren, als Honorius; aber keiner hat auch wohl solchen Verlust mit mehr Gleichgültigkeit ertragen, als eben dieser Honorius, — ein thierisch hinstarrender Mensch, dessen liebste Beschäftigung Fütterung seiner Hühner war, und dessen die Geschichte nur erwähnt, um seine Nichtswürdigkeit zu züchtigen. So wird von ihm erzählt, daß als die Nachricht zu ihm gelangte: „Rom sey in die Hände der Gothen gefallen", er so lange untröstlich blieb, bis daß er erfuhr, dieß Unglück habe nicht seinen Lieblingshahn, der gleichfalls Rom hieß, sondern — nur die Hauptstadt seines Reiches betroffen.

Honorius starb den 27. Aug. 423, und ihm folgte, durch die Begünstigung des Hofes zu Constantinopel und nach Verdrängung eines Nebenbuhlers,

buhlers, sein Neffe Valentinian III. Erst 6 Jahre alt, stand er unter der Vormundschaft seiner Mutter Placidia; aber er wurde auch in seinem ganzen Leben nicht mündig, und unter seiner Regierung erlitt das weströmische Reich gleichfalls sehr große und empfindliche Verluste.

Zuerst ging das westliche Illyricum, oder das heutige Oesterreich, Ungarn und Illyrien verloren. Der Hof zu Constantinopel maßte sich diese Länder an, als Entschädigung für den Aufwand, den er bey Erhebung Valentinians III. gehabt, oder für den guten Willen, den er dabey gezeigt hatte.

Dann ging die ganze Westküste Africas, oder alle Länder vom Atlas bis an Cyrene für das abendländische Reich verloren. Die Ursache hiervon war folgende. Die beyden wichtigsten Feldherrn des abendländischen Reichs damaliger Zeit, Aëtius und Bonifacius, lebten mit einander in Feindschaft. Aëtius, ein geschickter Krieger, aber ein gewissenloser, hoffärthiger Mensch, verleumdete, um seinem Haß Gnüge zu thun, den eben so biedern als tapfern Bonifacius, Statthalter von Africa, als einen heimlichen Empörer bey dem Hofe zu Ravenna, und wiederum wußte er den Bonifacius mißtrauisch gegen eben diesen Hof zu machen. Bonifacius glaubte, seinen Untergang vor

Augen

Augen sehend, nur in einer Empörung seine Rettung finden zu können. Er wurde daher wirklich, wessen er anfangs fälschlich beschuldigt worden war — ein Empörer. Da er jedoch allein zum Widerstand gegen den Hof zu Ravenna zu schwach war; so rief er die Vandalen, die damals in dem südwestlichen Spanien (in dem von ihnen benannten Andalusien) wohnten, zu seinem Beystand nach Africa. Sie kamen, angeführt von ihrem Könige Genserich (Mai, 429), aber nicht als treue Bundsgenossen, sondern als wilde Eroberer, und bemächtigten sich gleich anfangs Mauritaniens und Numidiens. Zu spät durchschaute Bonifacius die Ränke des Aëtius und seinen Irrthum. Ausgesöhnt mit dem Hofe zu Ravenna, suchte er nun die Vandalen wieder zu vertreiben, oder wenigstens ihren Verwüstungen Einhalt zu thun; aber vergebens! Genserich siegte; Bonifacius wurde vertrieben (430); die ganze Provinz Africa ging für das abendländische Reich verloren, und es entstand daselbst ein vandalisches Reich, dessen Hauptstadt Carthago war, und das über hundert Jahre (bis 534) fortdauerte.

Während so das abendländische Reich eine Provinz nach der andern verlor, erhoben sich die Hunnen in Europa zu einer furchtbaren Größe, die alle übrigen Staaten zu zertrümmern drohete.

Die

Die einzelnen Horden derselben, die von der Wolga bis zur Theis hin wohnten, waren um diese Zeit einem Oberhaupte, Attila, unterworfen. Dieser, von königlicher Abkunft, ein Sohn des Mundzuck, war der gewaltige Herr seines Volkes, und die schreckliche Geißel seiner Feinde. In seinem kleinen und unansehnlichen Körper wohnte ein feuriger Geist, der allen seinen Reden und Handlungen das Gepräge des Herrschers aufdrückte. Ueberall zeigte er Kraft und Besonnenheit, einen festen unerschütterlichen Ernst, und trotz seiner rohen Wildheit war ihm Gefühl für Gerechtigkeit und Mitleiden nicht fremd. Er selbst gab vor, oder meinte (denn er war von Aberglauben nicht frey), daß er das Schwert des Kriegsgottes führe, und dadurch zur Herrschaft der Erde bestimmt sey; er nannte sich die Geißel Gottes zur Bestrafung der Menschen, und mordete auf Geheiß der Gottheit, wie er sagte, hunderttausende, ja selbst seinen Bruder Bleda, mit dem er anfangs gemeinschaftlich regierte (434 — 444). Lange war er das Schrecken der nördlichen und östlichen Völker. Der morgenländische Kaiser mußte ihm Tribut bezahlen (442); Persien zitterte vor ihm; die Gepiden, Avaren, Heruler, Rügier, Longobarden, Ostgothen u. s. w. mußten sich ihm unterwerfen, und er besaß die Geschicklichkeit, die verschiedensten Völker in Einheit zu erhalten. Endlich machte er sich auf

gegen

gegen das abendländiſche Reich (450). Auſſer der ihm inwohnenden Kriegsluſt, ſollen die Anreizungen des Königs der Vandalen, und eine Liebeserklärung der Prinzeſſin Honoria, der Schweſter Valentinians III., die der Ruf ſeiner Thaten und ihre Eheloſigkeit zu dieſem Schritte reizte, ihn hierzu bewogen haben. Er zog mit einem Heere von fünf- bis ſiebenmalhunderttauſend Mann längs der Donau durch Deutſchland, und erreichte mit angehendem Frühjahr 451 die Ufer des Rhein. Hier ſchlug er die Franken. Darauf brach er in Gallien ein, verheerte blühende Städte, und war ſchon bis Orleans vorgedrungen, als endlich die gemeinſchaftliche Gefahr Römer und Weſtgothen verband. Theodorich, ein Sohn Alarichs, war Anführer der Weſtgothen, und der tapfre Aëtius, der die Hunnen kannte, befehligte die Römer. An beyde ſchloſſen ſich verſchiedene andre Heereshaufen von Alanen, Burgundern, Franken und Sachſen an. Bey Chalons an der Marne ſtießen die feindlichen Heere auf einander (451). Die Schlacht war wüthend. Der König der Weſtgothen fiel gleich am Anfang derſelben; aber ſein wackrer Sohn Thorismund ſetzte den Kampf mit ſeltenem Muthe fort, und er und Aëtius ſchlugen den Attila aus dem Felde. Wenigſtens 150000 Todte ſollen den Wahlplatz bedeckt haben. Attila zog ſich nach ſeiner Wagenburg, feſt entſchloſſen, ſich hier zu behaupten

haupten oder zu verbrennen. Er häufte daher unzählige Pferdesättel zusammen, um im Nothfall sie anzuzünden; zugleich aber ließ er, um den Feind zu schrecken, Posaunen, Schlachthörner und Gesang die ganze Nacht hindurch erschallen. Allein Römer und Westgothen, mit ihrem Siege zufrieden und sich scheuend den Attila aufs Aeusserste zu treiben, verfolgten ihn nicht weiter. Darauf verließ er Gallien, und fiel im folgenden Jahre (452), noch immer mit furchtbarer Macht, in Oberitalien ein. Auch hier wurden die Gegenden, die sein Schwert traf, fürchterlich heimgesucht, und viele Städte ausgeplündert und zerstört. Unter andern wurde auch Aquileja vertilgt, dessen Einwohner sich auf den nahegelegenen Inseln wieder sammelten und daselbst das in der Folge große und herrliche Venedig gründeten. Von Oberitalien wollte Attila (453) nach Rom ziehen; doch ließ er sich durch abergläubische Vorstellungen, durch eine Gesandtschaft, an deren Spitze der Pabst Leo stand, und durch große Versprechungen, die dieser im Namen des weströmischen Kaisers that, von diesem Plane abbringen. Er verließ Italien, doch mit der Drohung bald wieder zukommen, wenn die ihm gemachten Versprechungen nicht gehalten würden. Aber ein plötzlicher Tod hinderte ihn an der Ausführung dieser Drohung. Er starb, als er eben die Zahl seiner Weiber mit der schönen Ildico

ver-

vermehrt hatte, an einem Schlagflusse (453), und wurde dann mit vielem Gepränge begraben. Sein Tod machte der Herrschaft der Hunnen in Europa ein Ende. Die verschiedenen Völker, die der Schrecken seines Namens zusammengehalten hatte, wurden unter einander uneins, bekriegten sich, und das große Reich des Attila zerfiel in mehrere kleine Staaten.

Aber das weströmische Reich ärndtete davon keinen Vortheil; vielmehr verlor es eben jetzt den, der bisher seine Stütze gewesen war. Aëtius, dessen besonnene Tapferkeit das Reich gerettet hatte, reizte durch seinen stolzen Uebermuth den Unwillen des Kaisers Valentinian III.; und dieser war so wenig seiner Gefühle Meister, daß er mit eigner Hand seinen wichtigsten Feldherrn tödtete (454). Doch empfing Valentinian bald darauf den Lohn dieser und andrer Unthaten seines Lebens. Denn als er eine edle Römerin gemißhandelt hatte, so wurde er auf Anstiften ihres Gemahls, des reichen und angesehenen Senators Petronius Maximus, von zwey Soldaten des Aëtius auf dem Marsfelde zu Rom getödtet (16. März 455).

Jetzt war kein männlicher Sprößling von dem Hause des großen Theodosius übrig; und so gelang es dem Petronius Maximus sich auf den

abend-

abendländischen Kaiserthron zu schwingen. Vielleicht aus Rachsucht, vielleicht auch um sich zu behaupten, nöthigte er die Eudoxia, die Gemahlin des ermordeten Valentinian, sich mit ihm zu vermählen. Aber diese Vermählung beschleunigte seinen Untergang. Er war unvorsichtig genug, der Eudoxia seinen Antheil an der Ermordung Valentinians zu gestehen. Hierüber gegen ihren neuen Gemahl erbittert, wendete sich diese heimlich an den schon erwähnten König der Vandalen, Genserich, und bat ihn um Hülfe und Rache. Genserich säumte nicht, diese neue Gelegenheit zur Befriedigung seiner Plünderungssucht begierig zu ergreifen. Ohne Verzug erschien er mit einer großen Flotte vor der Mündung der Tiber. Petronius Maximus wollte entfliehen, ward aber von dem erbitterten Volke umgebracht (12. Jun. 455). Rom mußte sich ergeben, und ward vierzehn Tage lang (vom 15. — 29. Jun. 455) von den wilden Vandalen geplündert und verheert. Ein großer Theil der Schätze und Kunstwerke Roms ward von ihm weggeschleppt, und ging auf dem Wege nach Carthago verloren. Eudoxia selbst, die Urheberin dieses Unglücks, wurde nebst ihren beyden Töchtern als Gefangene nach Africa abgeführt.

Nach dem Abzug der Vandalen, die nur gekommen waren, um zu plündern, nicht um bleiben-

de

de Eroberungen zu machen, dauerte das weström̃i-sche Reich noch 21 Jahre fort; aber ohne Kraft und Selbstständigkeit, im beständigen Todeskampfe. Von allen Ländern, die ihm einst unterthan gewesen waren, besaß es (ausser einigen Districten in Gallien und an der Donau — sehr unsichere Besitzungen!) nichts als Italien, und auch dieses war zerrüttet, entkräftet und mit ausländischen Miethtruppen überschwemmt. Die Kaiser, die nach Abzug der Vandalen in schnellem Wechsel den Thron bestiegen und verließen, waren abhängig von den Barbaren, und wurden größtentheils von ihnen erhoben, beschirmt und gestürzt. Nur selten, und nicht mit ausreichender Kraft mischte sich der Hof zu Constantinopel in die Besetzung des abendländischen Throns *). Endlich wurden es die Barbaren

*) Diese Kaiser, die wie flüchtige Schatten einander verdrängten, sind: Avitus, von den Westgothen zum Kaiser ausgerufen (15. Aug. 455) und abgesetzt (16. Oct. 456) vom Ricimer, einem Sueven in römischen Diensten, der von nun an 16 Jahre lang über den weström̃ischen Thron schaltete. Dieser brachte auf den Thron zuerst den Majorian (457 — 461), einen Mann von seltener Kraft in einem verdorbenen Zeitalter! — dann den Severus (461—465). Darauf blieb der Thron zwey Jahre lang unbesetzt; Ricimer regierte, ohne Kaiser zu heißen, als Kaiser. Hierauf wurde Anthemius (12. April 467) vom Hofe zu Constantinopel erhoben, und vom Ricimer gestürzt (11. Jul. 467)

baren überdrüßig, das Schattenspiel eines weström̃ischen Reichs noch länger fortdauern zu lassen, und dem Odoacer, einem Heruler, war es vorbehalten, demselben ein Ende zu machen. Mit Neid und Eifersucht sahen die deutschen Truppen in Italien, als Heruler, Rugier u. s. w., die vorher in Diensten des Attila gestanden hatten, jetzt aber als Miethvölker den Römern dienten, daß ihre Landsleute, die deutschen Völker, am Rhein, in Gallien und in Spanien große Besitzungen erworben hatten, während sie, die sie den weström̃ischen Kaiserthron umschirmten, nur auf geringen Sold eingeschränkt waren. Sie wünschten daher auch Grundeigenthum zu erlangen. Als nun Oreſtes, ein Pannonier und Oberfeldherr in römischen Diensten, seinen jungen Sohn, Römulus Auguſtulus auf den Kaiserthron erhoben hatte (475), so

467) vom Hofe zu Constantinopel erhoben und (11. Jul. 472) vom Ricimer gestürzt, der den Olybrius erhebt. Ricimer stirbt (20. Aug. 472), und bald darauf sein Schützling Olybrius (23. Oct. 472). Nun wird Glycerius von den Burgundern (473) erhoben, und verdrängt durch den Hof zu Constantinopel (474), der den Julius Nepos erhebt. Nach einem Jahre wird dieser abgesetzt von seinem Feldherrn Oreſtes, der seinen Sohn zum Kaiser ernennt. Dieser letzte Kaiser vereinigte in seiner Person sonderbarer Weise die Namen des Stifters von Rom und des Stifters des Kaiserthums. Er hieß Römulus Auguſtulus.

so verlangten sie, daß ihnen der dritte Theil aller Ländereyen Italiens abgetreten würde. Dieß wurde ihnen abgeschlagen. Da ergriffen sie die Waffen, wählten den Odoacer zu ihrem Anführer, und rückten gegen den Orestes an. Dieser, nicht im Stande, sich im offenen Felde zu widersetzen, warf sich mit seinem Sohn in das feste Pavia. Odoacer folgte, und bald war Pavia erstürmt (26. April 476), Orestes hingerichtet, Romulus Augustulus abgesetzt, und nur seiner Jugend wegen am Leben gelassen. Odoacer aber fand es überflüssig, die abendländische Kaiserwürde länger fortdauern zu lassen. Er ließ sie daher eingehen, und stiftete, von den Seinigen zum König erwählt, das erste deutsche Königthum in Italien. So erreichte also das weströmische Reich, nachdem es 1229 Jahre gedauert hatte, sein Ende!

Das oströmische Reich, das auch nach dem alten Namen Constantinopels (Byzanz) das byzantinische heißt, behauptete sich fast tausend Jahre länger, oder bis zum Jahre 1453, wo es von den Türken zerstört wurde. Die Ursachen dieser längern Dauer lagen vorzüglich in dem zufälligen Umstande, daß die Stürme der Völkerwanderung besonders nach den Abendländern gerichtet waren, daß ferner die wichtigsten Provinzen

des

des oströmischen Reichs lange Zeit, wenn auch nicht von inneren Empörungen, doch von feindlichen Angriffen frey blieben, und daß Constantinopel, die Hauptstadt dieses Reichs wegen ihrer Lage und Festigkeit nicht leicht erobert werden konnte. Wahrhaft große und ausgezeichnete Regenten hatte das oströmische Reich zu keiner Zeit, und am wenigsten damals. Unmännliche Sclaven, Weiber und Geistliche leiteten meistens die öffentlichen Angelegenheiten; gute Sitten, Eintracht und Ordnung zeigte sich nur in seltenen Beyspielen. Arcadius, der erste oströmische Kaiser (395 — 408), stand, wie sein Bruder Honorius, immer unter fremder Leitung; sah, wie dieser, sein Reich von den Verheerungen der Westgothen betroffen; wurde aber, was diesem nicht glückte, von denselben befreyt, und überhaupt nicht so vielfach von äussern Feinden angegriffen, als der weströmische Kaiser. — Sein Sohn und Nachfolger Theodosius II. (408 — 450) ließ die Perser (mit ziemlichem Glück!) bekämpfen, kaufte sich durch Tribut von den Einfällen der Hunnen los; und ward durch die erste öffentliche Gesetzsammlung, die unter seinem Namen erschien, berühmt. — Des Theodosius Schwester, Pülcheria, anfangs dessen Vormünderin, und nach dessen Tode Regentin (450 — 455): denn auch Weiber kamen in dem oströmischen Reiche auf den Thron, — war vorzüglich mit

Glaubensstreitigkeiten beschäftiget, und so auch ihr frommer Gemahl Marcian, der zwey Jahre nach ihrem Tode starb (457). — Leo I., aus Thracien gebürtig, vorher gemeiner Soldat, und nun Kaiser (457 — 474) war der erste Regent, der von einem Geistlichen, dem Bischofe zu Constantinopel, gekrönt wurde. Von den Geistlichen, die er begünstigte, ward er der Große genannt. — Nach ihm regierte sein Enkel Leo II. nur wenige Monate (Jan. — Nov. 474), und dann erst der Vater dieses Leo, Zeno aus Isaurien (474 — 491). Unter großen Stürmen gelangte er, der seines Glaubens wegen verhaßt war, zum Thron, und seine ganze Regierungszeit war mit Religionsstreitigkeiten erfüllt, so daß er zur Aufrechthaltung des abendländischen Reichs, das unter ihm völlig aufgelöst wurde, nichts beytragen konnte.

Unterdessen erhoben sich auf den Trümmern des abendländischen Reichs neue Völker und neue Reiche. In Africa saßen die Vandalen, deren König Genserich noch bis zum Jahre 477 regierte. — Spanien war nach dem Abzuge der Vandalen zwischen den Sueven und Westgothen getheilt. Doch mußten erstere bald den letztern weichen. Schon im Jahr 456 kam das Reich der Sueven in Verfall, und im Jahr 585 wurde es von den Westgothen ganz unterdrückt. — Gallien, wo noch

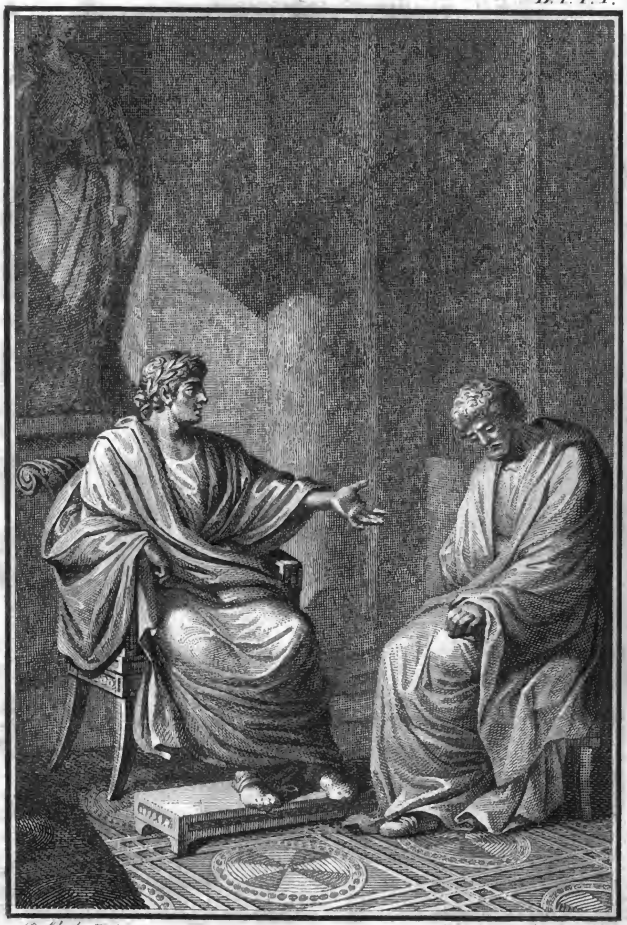
bis

bis zum Jahre 486 ein römischer Statthalter, Namens Siagrius in und um Soissons sich unabhängig behauptete, war von Burgundern, Westgothen und Franken besetzt. Die Burgunder, zwischen der Saone, Rhone und dem Rhein wohnhäft, stifteten um 470 ein Königreich, dessen Herrscher bald in Lyon bald in Genf residirten. Die Westgothen herrschten damals von der Loire bis nach Lusitanien (oder Portugal) hin, wurden aber in der Folge aus ganz Gallien von den Franken verdrängt. Diese, deren Bestimmung es war, über ganz Gallien zu herrschen, hatten damals die Gegenden zwischen dem Niederrhein und der Maas inne. — Britannien, das schon unter dem Honorius von den Römern verlassen (409), und im Jahr 426 von ihnen gänzlich aufgegeben war, konnte sich der Einfälle der Picten und Socten mit eigener Macht nicht erwehren. Es rief daher die Angeln und Sachsen, die damals in Jütland am Ausflusse der Elbe wohnten, zur Hülfe. Diese kamen unter ihren Anführern Henigst und Horst (449), unterjochten Britannien, und stifteten daselbst sieben Königreiche. — In Deutschland erhob sich damals die Macht der Franken, Sachsen und Baiern. — In Ungarn saßen noch die Ostgothen. — Italien wurde von den Herulern unter Odoacer beherrscht, denen aber bald die Ostgothen und dann die Longobarden folgten. So

waren

waren damals die Länder vertheilt, die vorher das weström̃ische Reich ausgemacht hatten.

Uebrigens muß das Schicksal der Römer eben so wohl unser Mitleiden anregen, als uns zu warnungsreichen Betrachtungen auffordern. Wir sehen hier ein Volk untergehen, das sich einst durch Charakterkraft, Thatengröße und hohe Cultur vor andern auszeichnete; aber wir sehen hier auch ein Beyspiel, wie schädlich es ist, von den Tugenden abzuweichen, die wahre Größe begründen. Durch Vaterlandsliebe, Mäßigkeit und Tapferkeit war Rom groß geworden; durch Ausschweifungen, Ueppigkeit und Verweichlichung ging es zu Grunde. — Dieß lasse sich jeder gesagt seyn! Denn eben die Tugenden, die den Wohlstand ganzer Reich begründen und erhalten, begründen und erhalten auch den Wohlstand einzelner Familien.



D. Schubert. [illegible] C. F. Stolzel sc. Dresden [illegible]

Augustus und Cinna.

Cinna, ich schenke dir zum zweitenmale das Leben.

Zweyter Abschnitt.

Schilderung einzelner Begebenheiten und Charactere aus der Periode von der Stiftung des Christenthums bis zur Auflösung des weströmischen Reiches.

I.

Augustus und Cinna, oder was vermag Milde.

Der erste römische Kaiser Augustus hatte sich durch Gewaltthätigkeiten jeder Art den Weg zum Throne gebahnt; als er aber denselben bestiegen hatte, suchte er durch weise Staatseinrichtungen und vorzüglich durch Mäßigung, Milde und Leutseligkeit sich auf demselben zu befestigen, und wurde so aus einem Wüthrich, was er vorher war, ein Vater des Vaterlandes. Dennoch konnten es viele der edelsten Römer nicht vergessen, daß sie durch ihn ihrer Freyheit beraubt worden waren.

Es

Es entspannen sich daher noch in seinem spätern Leben drohende Verschwörungen gegen ihn.

Eine derselben hatte Cornelius Cinna, ein Enkel des großen Pompejus, angestiftet. Viele Römer aus den vornehmsten Ständen hatten daran Antheil genommen; Zeit und Ort des Angriffs war bestimmt: Augustus sollte bey einem feyerlichen Opfer überfallen und getödtet werden. Doch ehe dieser Plan völlig zur Reife kam, wurde Augustus durch einen der Mitverschwornen davon benachrichtigt. Aber nun war er in Verlegenheit, welche Maßregeln er ergreifen sollte. Ließ er die Verschwornen hinrichten, so war zu fürchten, daß ihre Freunde nnd Verwandten, um ihren Tod zu rächen, gefährliche Unruhen erregen möchten; ließ er sie ungestraft, so konnte seine Milde das Ansehn von Furcht und Schwäche haben, und sie oder Andre zu ähnlichen Verschwörungen anreizen. In dieser Verlegenheit brachte er mehrere Tage und Nächte ganz unruhig und schlaflos hin, ohne irgend einen Vertrauten seines Kummers zu haben. Mitunter, wenn er sich unbeobachtet glaubte, fuhr er auf: „Was, ich soll meinen Mörder sorglos einher gehen lassen, während ich selbst in Sorgen bin? Nach so vielen Mühseligkeiten und Gefahren soll ich das Opfer einer geheimen Verschwörung werden, und der Anstifter derselben soll keine

Strafe

Strafe leiden?" Dann wieder, mehr gegen sich selbst als gegen den Cinna zürnend, rief er seufzend aus: „Aber was lebst du, wenn es so Vielen daran liegt, daß du stirbst? Und was ist ein Leben werth, wenn es nur mit dem Tode so vieler edeln Männer behauptet werden kann?"

Endlich redete ihn seine Gemahlin Livia, die ihm das Geheimniß seines Kummers abgelockt hatte, mit folgenden Worten an: „Willst du auf den Rath eines Weibes hören, so handle wie Aerzte, die, wo gewöhnliche Mittel nicht helfen, zu ungewöhnlichen ihre Zuflucht nehmen. Du hast bis jetzt durch Strenge nichts ausgerichtet; eine Verschwörung nach der andern ist entstanden: gebrauche daher Güte statt Schärfe. Verzeih dem Cinna!"

Augustus, erfreut in seinen Bedrängnissen einen Rathgeber gefunden zu haben — denn seinen Freund Mäcenas, den Beschützer der Gelehrten, hatte er schon vor mehreren Jahren durch den Tod verloren — ließ sogleich den Cinna zu sich rufen. Dieser erschien; alle Anwesende wurden aus dem Zimmer entfernt. Cinna mußte sich niedersetzen, und nun fing Augustus an: „Vor allen Dingen bitte ich dich, daß du mich im Reden nicht unterbrichst; du sollst schon Zeit zum Reden haben."

Cinna

Cinna machte eine bejahende Verbeugung, und darauf fuhr Augustus also fort: „Als ich dich im Lager der Feinde fand, hielt ich dich deiner Geburt, nicht deinem Willen nach für meinen Feind, schenkte dir das Leben, und gab dir dein ganzes Erbgut zurück. Jetzt bist du so reich und glücklich, daß selbst die Sieger dich den Besiegten beneiden. Auf dein Bitten verlieh ich dir ein Priesterthum und überging dabey mehrere, deren Väter unter mir gedient hatten. Und trotz aller meiner Verdienste um dich hast du beschlossen — mich zu tödten." Bey diesen Worten rief Cinna lebhaft aus, ein solcher Frevel sey weit von ihm entfernt! Augustus aber erwiederte gelassen: „Du hältst nicht Wort, Cinna! Wir waren überein gekommen, du solltest mich nicht unterbrechen." Dann setzte er hinzu: „Ja tödten willst du mich!" und nannte ihm alle Mitverschwornen, den Ort, die Zeit und andre Umstände, worüber sie bey ihrer letzten Zusammenkunft übereingekommen waren. Als nun Cinna, wie vom Donner gerührt, da saß, und nichts zu seiner Vertheidigung vorbringen konnte; so fuhr Augustus fort: „Warum willst du das thun? Etwa, damit du selbst Kaiser wirst? Wahrlich dann müßte es schlecht um das römische Volk stehen, wenn ich allein dir im Wege stünde! Noch hat Rom eine große Anzahl der edelsten Männer: werden es diese je zugeben, daß

du

du ihr Herrscher wirst? du, der du nicht einmal vermagst, dein eignes Haus in Ordnung zu halten." So sprach Augustus noch eine Weile fort, dann schloß er ganz unerwartet mit den Worten: „Cinna, ich schenke dir zum zweyten Male das Leben! Vormals schenkte ich es dir als meinem offenbaren Feinde, jetzt als einem Treulosen, der seinem Fürsten heimlich nach dem Leben trachtet. Aber laß uns von dem heutigen Tag an Freunde seyn, und zusehn, ob mein Vertrauen auf dich größer ist, als deine Treue gegen mich!" *) —

Um nun zu zeigen, daß er Groll und Rache ganz in sich unterdrückt habe, verzieh er, wie dem Cinna, so auch allen Mitschuldigen desselben, und ernannte ihn selbst zum Consul für das folgende Jahr. Dieses milde Verfahren aber hatte die beabsichtigte Wirkung. Cinna blieb von nun an dem Augustus unerschütterlich treu, und nie ward wieder eine Verschwörung gegen das Leben desselben unternommen.

* * *

Noch mag Folgendes als ein Beyspiel der Herablassung und Leutseligkeit, die der Kaiser Au-

*) Hierauf bezieht sich das Kupfer Taf. I.

Augustus in seinen spätern Regierungsjahren bewies, hier eine Stelle finden. Ein alter Soldat, der lange unter ihm gedient, und namentlich in der entscheidenden Schlacht bey Actium für ihn gefochten hatte, war in einen Rechtshandel verwickelt. Als er vor Gericht erscheinen sollte, wendete er sich auf öffentlicher Straße an den Kaiser und bat ihn um Beystand. Augustus rief einen von seinem Gefolge und übertrug ihm die Sache des Beklagten. Aber der alte Soldat war damit nicht zufrieden. Mit lauter Stimme rief er aus: „O Kaiser, da du in der Schlacht bey Actium in Gefahr schwebtest, habe ich keinen Stellvertreter ausgesucht, sondern in eigener Person für dich gekämpft!" Zugleich entblößte er seine narbige Brust, um auf die Wunden hinzudeuten, die er im Kampfe für Augustus empfangen hatte. Dieser ward dadurch gerührt. Um nicht undankbar zu scheinen, ging er mit dem Beklagten vor Gericht und unterstützte dessen Sache durch das Gewicht seines Ansehns.

II.

Arminius,
der Retter der deutschen Freyheit.

Unter der Regierung des Kaisers Augustus suchten die Römer ihre Herrschaft auch über Niederdeutschland zu verbreiten. Ein glücklicher Erfolg begleitete den Anfang dieser Unternehmung. Die Deutschen, zwar muthig, kriegslustig und freyheitliebend, aber in mehrere Völkerschaften getheilt, unter sich uneins, und der Kriegskunst unkundig, setzten keinen vereinigten und geordneten Widerstand entgegen; von dem Rhein bis zur Elbe hin drangen die Römer vor, und schon schien es, daß ganz Niederdeutschland ihrer Uebermacht auf immer unterliegen würde. Aber alles, was sie durch fünfundzwanzigjährige Anstrengung errungen hatten, raubte ihnen ein einziger Schlag durch die Klugheit und Tapferkeit eines deutschen Helden, dessen Andenken noch jetzt gefeyert und beachtet zu werden verdient.

Arminius, oder Hermann, so hieß dieser edle Deutsche, war der Sohn des Segimer (oder Sigmar), eines Anführers der Cheruscer, die vom Harz bis zur Elbe hin wohnten. In früher Jugend kam er mit seinem Bruder als Söldner

nach

nach Rom; denn die Cheruscer standen damals im guten Vernehmen mit den Römern, und diese zogen gern Deutsche in ihre Kriegsdienste, um Deutsche durch Deutsche zu unterdrücken, oder um sich der Treue derselben zu versichern, und sie dadurch an römische Herrschaft zu gewöhnen. Einige Jahre blieb Arminius in Rom. Sein lebhafter, hervorstrebender Geist fand daselbst Nahrung; er lernte römische Sprache, römische Kriegskunst und römische Schlauheit, und erwarb sich römisches Bürgerrecht und Ritterwürde. Als aber sein Vater Segimer gestorben war, kehrte er, mit Erlaubniß der Römer in seine Heimath zurück. Vielleicht glaubte man zu Rom, daß der Jüngling, den man zu Würden und Ehren erhoben hatte, mit Achtung und Liebe für Rom erfüllt sey, und daß er seine Landsleute zu gleichen Gesinnungen führen würde; aber man irrte sich. So wie Moses einst, als er am Hofe der Aegypter erzogen wurde, in aller Weisheit derselben zunahm, und doch voll heißer Liebe für sein Volk, die Israeliten, erglühete: so war auch Arminius nur seiner Bildung, nicht seiner Gesinnung nach ein Römer geworden. Sein Herz war und blieb seinem Vaterlande mit heißer Liebe zugethan.

Er sah, als er zurückkam, die nahe Unterjochung seines Vaterlandes vor Augen. Immer wei-

weiter hatten sich die Römer mit List und Gewalt ausgebreitet; immer zahlreicher wurden ihre Besatzungen und Schanzen auf deutschem Boden; immer mehr wurden die Deutschen ihren alten Sitten, ihren einfachen Lebensweisen und ihrer Liebe zur Unabhängigkeit abgewendet. Um allmählich und fast unvermerkt das Joch der Knechtschaft über ihre Nacken zu werfen, entzog man ihnen durch Aushebung ihre junge Mannschaft, gewöhnte man sie an fremde Bedürfnisse, nöthigte man sie zu Abgaben, und führte zur Schlichtung ihrer Streitigkeiten die Schickanen der römischen Rechtspflege unter ihnen ein. Dieß that besonders Quintilius Varus, römischer Statthalter in den Ländern zwischen dem Rhein und der Elbe, ein eigennütziger Mann, unkriegerisch und voll thörichter Einbildungen, der, im stolzen Vertrauen auf seine Macht, durch Abgaben und Prozesse die Deutschen bedrückte, und sie nicht als Bundsgenossen, sondern als Unterjochte behandelte. Dieß alles bemerkte Arminius und sein Herz entbrannte von dem Verlangen, die Freyheit und Selbstständigkeit seines Vaterlandes zu retten.

Aber das Unternehmen war schwierig, und für einen gemeinen Kopf ganz unausführbar. Die Römer standen da mit einer großen Kriegsmacht, die sich an das rauhe Clima Deutschlands gewöhnt hatte,

hatte, und deren einzelne Theile sich jeden Augenblick vereinigen, und jeden Widerstand vernichten konnten. Die Deutschen hingegen waren getheilt, oft unter einander uneins, schwer zu vereinigen, und noch schwerer zusammen zu halten. Im offenen Felde, wo Kriegskunst sich zeigen konnte, waren sie nicht im Stande den Römern mit Erfolg die Spitze zu biethen; nur wenn es in waldigen und sumpfigen Gegenden, die sie genau kannten, zum Gefecht kommen sollte, ließ sich Vortheil für sie erwarten. Aber wie sollten sich die schlauen und vorsichtigen Römer in wegloſe Wildniß locken lassen? — Der gewandte Geist und hochherzige Muth des Arminius überwand alle Schwierigkeiten, die sich seinem feurigen Verlangen entgegen stellten. Im geheimen zieht er edle Deutsche auf seine Seite, knüpft durch sie eine Verbindung mehrerer deutschen Völker zwischen der Weser und Elbe, und bringt es dahin, daß ihm die Leitung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten übertragen wird. Indessen stellt er sich, um der List mit List zu begegnen, als wäre er immerfort ein Freund der Römer, bleibt beständig um den Varus, schmeichelt den schwachen Seiten desselben, nimmt an dessen Tafel Theil, und weiß ihn so einzuschläfern, daß Varus, obgleich häufig gewarnt, mit vollem Vertrauen zum Arminius blindlings seinem Verhängniß entgegen geht.

Der

Der erste Schritt war geschehen; eine Verbindung war unter den Deutschen zu Stande gekommen. Aber auch der zweyte Schritt, den Varus fern vom Rhein und Gallien in unwegsame Gegenden zu locken, gelang dem Arminius. Auf sein Anstiften mußten, als unter den Deutschen alles zum Kampfe vorbereitet war, die deutschen Völker in den Gegenden der Ems, Lippe und Weser Unruhen erregen. Die Nachricht hiervon erscholl bald in das römische Lager. Arminius beredete nun den römischen Statthalter, in Person wider die Aufrührer zu ziehen, und, um desto eher zu ihnen zu gelangen, den nächsten Weg durch den teutoburger Wald einzuschlagen. Varus, begierig schnell einen glücklichen Streich auszuführen, folgt diesem Rath, und sammelt eiligst all' sein Kriegsvolk. Am Abend vor dem Aufbruch wird er noch einmal gewarnt. Segestes, ein Edler unter den Cheruscern, des Arminius Oheim und diesem erzürnt, weil Arminius die Thusnelde, Segests Tochter, durch Raub zur Gattin genommen hatte, wußte um die Verschwörung und entdeckte sie aus Haß gegen den Arminius dem römischen Statthalter. „Laß", rief er unter andern dem Varus zu, „laß mich, den Arminius und die übrigen Edeln der Deutschen, die um dich sind, fesseln; das Volk wird ohne Anführer nichts wagen, und du wirst dann Muße haben,

die Schuldigen von den Unschuldigen zu unterscheiden." Aber Varus war so unentschlossen oder verblendet, daß er auch auf diese Warnung nicht achtete. Er brach auf mit einem starken Heere, vieler Bagage und zahlreichem Troß, und übergab dem Arminius die Aufsicht über den Nachzug der deutschen Hülfstruppen. Gerade dieß hatte Arminius gewünscht; denn nun konnte er im Rücken der Römer, um ihren Rückzug zu vereiteln, Wege, Straßendämme und Brücken zerstören, und sich dann unbemerkt mit seinen Verbündeten, die auf den Anmarsch der Römer lauerten, vereinigen.

Sorglos zog Varus durch wilde und morastige Waldungen; aber als er mitten in den teutoburger Wald, in die Gegend des heutigen Paderborn kam, sah er sich plötzlich umringt und angegriffen. Von vorn und von beyden Seiten her stürzten die Verbündeten, und von hinten Arminius auf ihn los. Vergebens bereute nun Varus seine Unvorsichtigkeit; vergebens zog er seine Truppen zusammen; vergebens ließ er die überflüßige Bagage verbrennen. Seine Soldaten waren in den dichten Waldungen zerstreut, unkundig der Wege und Schlupfwinkel, und entkräftet durch den beschwerlichen Marsch, durch einen wüthenden Sturm und unaufhörlichen Regen. Weder das

Fuß-

Fußvolk noch die Reuterey fand in dieser Wildniß Raum, um die eingewöhnte Kriegsgeschicklichkeit zu bewähren. Zwey Tage und zwey Nächte dauerte der schreckliche Kampf. Nirgends ließen die Deutschen den Römern Ruhe, unaufhörlich wiederholten sie ihre Angriffe. *) Die Niederlage der Römer war vollkommen. Varus selbst, verwundet, stürzte sich in sein eignes Schwert, um nicht den Feinden lebendig in die Hände zu fallen. Die meisten vornehmen Offiziere folgten seinem Beyspiele. Von drey Legionen und sechs Cohorten (ohngefähr 21,900 Mann) konnten nur wenige entrinnen. Die meisten wurden von den Deutschen niedergehauen, oder den Göttern geopfert, oder als Sclaven verkauft.

Das römische Heer, das hier vernichtet worden war, hatte in Rücksicht auf Tapferkeit, Zucht und

*) Dem Andenken an diese merkwürdige Schlacht ist das Kupfer Taf. II. gewidmet. Erfüllt von dem Gedanken an die ruhmwürdigen und siegbekrönten Anstrengungen unsrer Vorfahren stellte der Künstler den Arminius dar, wie er durch Wort und Beyspiel die Seinigen zum Kampfe ermuntert, und wie diese mit gewaltiger Kraft in die schon zurückweichenden Römer eindringen. Er selbst, unter den Römern gebildet, sitzt in Feldherrnschmuck zu Pferde; die Seinigen aber sind, ihrer Nationalsitte angemessen, in Thierhäute gehüllt und mit Kolben und Streitäxten bewaffnet.

und Kriegserfahrung zu den besten im ganzen römischen Reiche gehört. Ungemein groß war daher das Schrecken, als die Nachricht von dieser Niederlage, die sich im 9ten Jahre nach Christi Geburt ereignete, nach Rom kam. Selbst der Kaiser Augustus wurde dadurch so bestürzt, daß er, gleich einem Wahnsinnigen, seinen Kopf gegen die Wände stieß, und mehrmals verzweifelnd ausrief: „Quintilius Varus gib mir meine Legionen wieder!“ — Die Deutschen aber freuten sich, ohne ihren Sieg weiter zu verfolgen, der wiedererlangten Freyheit, und des gesicherten Besitzes ihrer Verfassung, Sitten und Sprache; und der Ruhm des Arminius ward hochgefeyert.

Von nun an suchte dieser dasjenige, was vorzüglich diesen Sieg bewirkt hatte, Einigkeit unter den Deutschen, oder den Bund der Cheruscer, den er gestiftet hatte, aufrecht zu erhalten; aber es gelang ihm nicht. Ungemäßigte Freyheitsliebe auf der einen, Haß und Eifersucht auf der andern Seite trennte diesen Bund; und als die Römer einige Jahre nach jener Niederlage wieder über den Rhein gingen, — mehr um die erlittene Schmach auszutilgen und um die Grenzen ihres Reiches zu sichern, als um Eroberungen zu machen — so traten wiederum Deutsche auf Seiten der Römer und kämpften gegen ihre eignen Landsleute. So

floh Segestes, des Arminius Oheim und Schwiegervater, zu den Römern, und brachte selbst des Arminius Gattin, seine Tochter Thusnelde, die aber mehr ihrem Gemahl als ihrem Vater glich, in römische Gefangenschaft. Auch des Arminius Bruder blieb bey den Römern, von ihnen mit eiteln Ehrenbezeigungen geschmeichelt, und mit einem römischen Namen, Flavius, benannt.

Einst (16. nach Chr. Geb.) rückte dieser mit den Römern unter Anführung des Germanicus bis an die Weser vor. Arminius, zum Kampf gegen die Römer gerüstet, hörte, daß Flavius unter ihnen sey, kam an das rechte Ufer der Weser, und rief ihn hervor. Flavius erschien am linken Ufer, nur mit einem Auge; das andre hatte er als Soldat des Tiberius verloren. Arminius grüßt ihn, und fragt, als Bogenschützen und Schleuderer von beyden Ufern entfernt sind: „woher kommt die Entstellung deines Gesichts?“ Flavius nennt Ort und Treffen, und preißt den erhöheten Sold, die Halsketten, Kronen und andre kriegerische Ehrenzeichen, die er von den Römern für seine Tapferkeit und Treue erhalten habe. „Schändlicher Lohn der Knechtschaft!“ ruft ihm sein Bruder zu. Darauf sucht jeder von ihnen, den andern von der ergriffenen Parthie abzulenken. Flavius erhebt die Größe Roms, die Macht des

Kai-

Kaisers, schildert die harte Bestrafung der Besiegten und die leutselige Behandlung derer, die sich freywillig unterwerfen. „Selbst deine Gattin und dein Sohn," setzt er hinzu, „werden keineswegs feindlich behandelt." — Dagegen erinnert ihn Arminius mit aller Stärke eines hochherzigen Freyheitssinnes an die Pflichten gegen das Vaterland, an die uralte Freyheit desselben, an die heiligen Schutzgötter Germaniens, und beschwört ihn im Namen ihrer gemeinschaftlichen Mutter, lieber Feldherrnglanz aufzuopfern, als Freunde, Verwandte, und Vaterland zu verlassen und zu verrathen. — Allein Flavius wurde hierdurch nicht erweicht, sondern erbittert. Allmählich kam es zu Schmähungen, und bald wären beyde Brüder, trotz des Flusses, der sie schied, handgemein geworden. Schon forderte Flavius, von Wuth entbrannt, Roß und Waffen; aber ein römischer Kriegsoberster zog ihn zurück. Auf der andern Seite stand Arminius mit drohender Gebehrde und drang auf ein Treffen. Dieses erfolgte Tags darauf. Die Römer setzten, von deutschen Hülfsvölkern angeführt, über die Weser, und die Deutschen mußten der Kriegskunst und Uebermacht derselben weichen. Arminius selbst, der mit großer Tapferkeit kämpfte, und überall Ordnung unter den Seinigen zu erhalten suchte, ward umringt, hart verwundet, und nur mit vieler Mühe ge-

gelang es ihm, einer schmählichen Gefangenschaft zu entfliehen.

Indessen konnten die Römer keine bleibenden Vortheile in Niederdeutschland behaupten. Denn obschon sie sechs Jahre nach jener Niederlage im teutoburger Walde (im Jahre 15. nach Christ. Geb.) dem Varus und allen mit ihm gefallenen Römern auf der Wahlstatt selbst ein Todtenfest veranstalteten; obschon sie ferner, im Jahre 16 nach Chr. Geb. bis über die Weser vordrangen, und den Arminius mehrmals zurückdrängten: so gelang es ihnen doch nicht, fortdauernde Besitzungen in Deutschland zu erringen, und bald (26 Jahre nach Chr. Geb.) gaben sie den Gedanken, sich daselbst festzusetzen, völlig auf.

Aber auch Arminius war nicht glücklich! Von seinem Oheim und seinem Bruder gehaßt, und getrennt von seiner Gattin, die ihm in der Gefangenschaft einen Sohn gebar, den er niemals sah, lebte er in beständigen Mühseligkeiten und Gefahren. Und nachdem er lange daran gearbeitet hatte, die Freyheit und Selbstständigkeit seines Vaterlandes zu erhalten: so wurde er selbst dem Freyheitssinn seiner Landsleute verdächtig. Sie warfen ihm vor, daß er nach Herrschaft und Königthum strebe, und griffen ihn an. Eine Zeit-

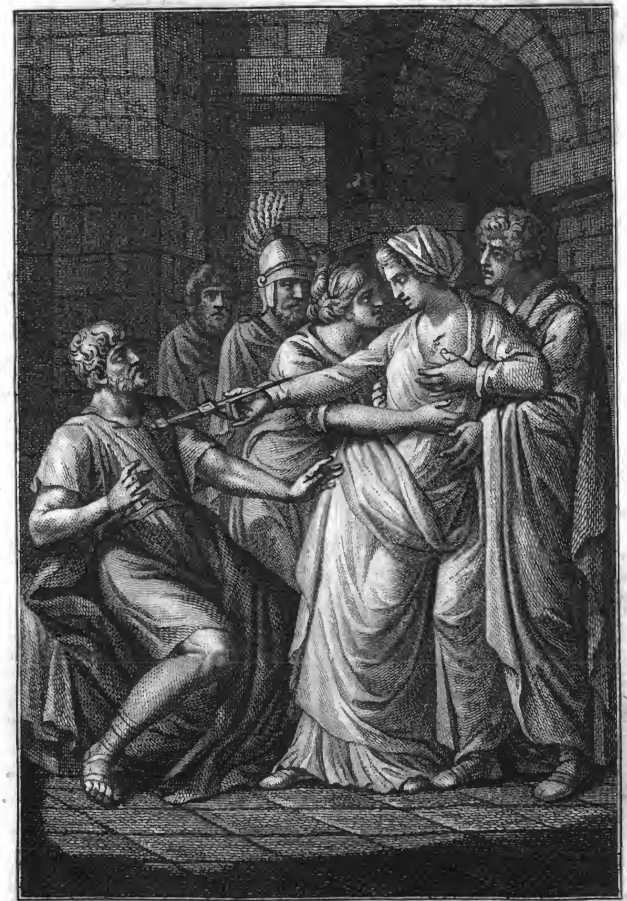
lang

lang vertheidigte er sich mit abwechselndem Glücke; endlich aber unterlag er der Arglist. Er wurde von seinen Kriegsgesellen überfallen und getödtet, im zwölften Jahre nach der Schlacht im teutoburger Walde, im sieben und dreyßigsten Jahre seines Alters (21 nach Chr. Geb.). Doch sein Ruhm, schon damals in deutschen Heldenliedern gefeyert, und selbst von römischen Schriftstellern anerkannt, lebt unsterblich fort in den Jahrbüchern der Geschichte und in der Dankbarkeit seiner Nachkommen.

III.

Arria und Pätus.

Arria, die Gemahlin des Cäcina Pätus, eines edeln Römers, der in den Tagen des Kaisers Claudius lebte, verdient als ein Muster zärtlicher Gattenliebe und heldenmüthiger Aufopferung gepriesen zu werden. Schade, daß nicht das ganze Leben dieses herrlichen Weibes vor uns steht! Doch schon aus den einzelnen Zügen ihres Charakters, die der Nachwelt aufbewahrt worden sind, leuchtet



Schubert. Sch. C. G. Krüger. Sculps.

Arria und Paetus.

Paetus, es schmerzt nicht!

leuchtet deutlich und rührend hervor, daß sie den Ihrigen ein Trost im Leben und ein Vorbild im Tode war.

Einst lagen ihr Gemahl und ihr Sohn, beyde in einem Hause, aber in verschiedenen Zimmern, tödtlich krank. Der Sohn starb, ein trefflicher Jüngling, ausgezeichnet durch Schönheit und Sittsamkeit. Diesen großen, herzzerreißenden Verlust verbarg Arria ihrem Gemahl, um sein Herz und sein Leben zu schonen. In der Stille begrub sie den geliebten Todten; so oft sie in das Zimmer ihres Gemahls ging, hatte sie das Ansehn, als wenn der Sohn noch lebe, ja sich besser befinde; und wenn Pätus sie fragte, was der Jüngling mache? so antwortete sie unbefangen: „er ruhet sanft.“ Wenn aber das Muttergefühl sie überwältigte, und lang zurückgehaltene Thränen aus ihren Augen hervorbrachen: dann verließ sie das Krankenlager ihres Gemahls, und ging hinaus und weinte heiße Thränen des tiefsten Mutterschmerzes. Und hatte sie sich satt geweint, und waren ihre Augen wieder trocken: so kehrte sie gefaßt und mit ruhiger Miene, gleich als wäre sie nur ausserhalb des Zimmers eine kinderlose Mutter, zu ihrem kranken Gemahl zurück.

Auf gleiche Weise war auch ihr Tod ein rührender Beweis ihrer ehelichen Zärtlichkeit und ihres unerschrocknen Muthes!

Furius Camillus Scribonianus, Statthalter in Dalmatien, hatte gegen den Kaiser Claudius einen Aufstand erregt, um diesen schwachköpfigen und blutgierigen Tyrannen zu unterdrücken. Eine starke Armee hatte sich für ihn erklärt; auch viele römische Große, die es mit dem Besten des Staates wohl meinten, waren auf seine Seite getreten, und unter andern Cäcina Pätus, der Gemahl der Arria. Der Untergang des Claudius schien gewiß, und schon wollte er, eben so furchtsam als grausam, die höchste Gewalt an den Scribonianus abtreten. Aber plötzlich änderte sich die Lage der Dinge. Dieselben Soldaten, die den Aufstand bisher unterstützt hatten, wurden (man weiß nicht warum) andern Sinnes, traten wieder auf Seiten des Claudius und verfolgten den Scribonianus. Dieser floh auf eine kleine Insel an der Küste von Dalmatien; aber hier wurde er entdeckt, und in den Armen seiner Gattin Junia von einem gemeinen Soldaten erstochen. Nun erhob sich die blutgierige Grausamkeit des Kaisers Claudius gegen die Mitschuldigen des Ermordeten. Einige derselben wurden auf der Stelle hingerichtet, andre nach Rom geschleppt, um dort ihr Urtheil zu erwarten.

Unter

Unter diesen befand sich auch Cäcina Pätus. Als er in Dalmatien eingeschifft wurde, um nach Rom geschafft zu werden, flehete seine Gattin Arria, die treue Gefährtin seines Glücks und Unglücks, die Soldaten an, sie in dasselbe Schiff mit aufzunehmen. „Ihr werdet doch, sprach sie, einem Manne der Consul gewesen ist, einige Sclaven zugestehen, die ihn ankleiden und auskleiden, und bey der Mahlzeit aufwarten: alle diese Dienste will ich allein besorgen." Aber ihr Gesuch wurde abgeschlagen. Hierauf miethete sie einen Fischernachen, in welchem sie dem größern Schiff, das ihren Gemahl führte, nachfolgte.

In Rom angelangt, gab sich Arria alle Mühe ihren Gemahl zu retten. Sie ging deshalb selbst zu dem Kaiser Claudius. Dort traf sie die Junia, die Witwe des ermordeten Scribonianus, die ein freywilliges Bekenntniß von der vorigen Verschwörung ablegte, und auch die Arria hierzu ermunterte. „Was," rief diese voll Unwillen aus, „dich soll ich hören? Scribonianus ist in deinen Armen getödtet worden, und du wagst noch dieses Tageslicht zu schauen?" Hierdurch gab sie zuerst zu erkennen, daß sie entschlossen sey, könnte sie ihren Gemahl nicht retten, mit ihm zu sterben. Ihr Schwiegersohn Thrasea suchte sie von diesem Vorhaben abzubringen. Er fragte sie: „Würdest du

wohl

wohl wünschen, daß, sollte ich umkommen, deine Tochter mit mir sterbe?" — „Warum nicht?" antwortete Arria, „wenn sie eben so lang und eben so einträchtig mit dir gelebt hat, als ich mit meinem Pätus." Durch diese Antwort hatte sie die Besorgniß der Ihrigen vergrößert, die nun mit verdoppelter Aufmerksamkeit sie beobachten ließen. Sie merkte es, und als sie einst in den Kreise derselben war, rief sie aus: „Ihr richtet nichts aus! Ihr könnt wohl machen, daß ich eines schweren Todes sterbe; aber daß ich sterbe, könnt ihr nicht verhindern." Und als sie das gesagt hatte, sprang sie von ihrem Sitze auf, und stieß ihren Kopf mit solcher Gewalt wider die Wand, daß man sie eine Zeit lang für todt hielt. Als sie sich wieder erholt hatte, und alle bestürzt und wehklagend um sie standen, sprach sie: „Hatte ich es euch nicht gesagt, daß ich selbst den harten und rauhen Weg zum Tode finden würde, wenn ihr mir den leichten und ebenen versperrt."

Indessen waren alle ihre Bemühungen, ihren Gemahl zu retten, vergebens gewesen. Er wurde zum Tode verurtheilt und nur die Art desselben ihm freygestellt. Aber es fehlte ihm an Muth, selbst Hand an sich zu legen. Da ergriff Arria schnell einen Dolch, stieß sich denselben tief in die

Brust,

Brust, riß ihn dann wieder heraus, und überreichte ihn ihrem Gemahl mit den Worten: „Pätus, es schmerzt nicht!“ *)

IV.

Schandthaten des Kaisers Nero.

I.

Ermordung des Britannicus.

Das Leben des Kaisers Nero liegt, so weit wir es aus der Geschichte kennen, als ein Inbegriff der thörichtsten Ausschweifungen und abscheulichsten Verbrechen vor uns. Vielleicht mag es daher Manchen scheinen, es sey besser von einem solchen Leben zu schweigen; indem die Unbekanntschaft mit dem Laster oft ersprieslicher ist, als die Kenntniß der Tugenden. Aber wie wir im wirklichen Leben nicht immer der Tugend, sondern weit öfter dem Laster

*) Man sehe das Kupfer Taf. III. Der Künstler stellt hier die Arria dar, wie sie im Beyseyn eines Soldaten des Claudius und eines Sclaven ihres Hauses, sich tödtlich verwundet hat, und zurücksinkend in die Arme ihres Schwiegersohns und ihrer Tochter, den todbringenden Dolch ihrem noch ängstlichen Gemahl überreicht.

Laster begegnen: so können wir letzterem auch in der Geschichte nicht ausweichen; und wie wir im wirklichen Leben nicht bloß von dem Großen und Herrlichen, sondern auch von dem Gemeinen und Schlechten, was wir um uns sehen, viel Gutes lernen können und sollen: so können und sollen auch die Beyspiele moralischer Verderbtheit, die die Geschichte aufstellt, uns zur ernsten Lehre und nachdrücklichen Warnung dienen.

So verhält es sich auch mit dem Leben des Kaisers Nero! Es zeigt uns bis zu welcher Verworfenheit der Mensch herabsinken und wie viel Böses er stiften kann, wenn er, von schlechten Umgebungen umringt, ungescheut den Eingebungen stürmischer Leidenschaften folgt und im Besitze großer Macht, von dem Wahn ergriffen ist, daß ihm alles zu thun erlaubt sey. *) Wäre Nero, dem es nicht an manchen guten Anlagen fehlte, von Jugend auf von guten Eltern und Lehrern zum Guten geleitet worden; hätte er nachahmungswürdige

*) Sueton, ein römischer Schriftsteller, der das Leben des Nero beschrieben hat, sagt (Kap. 37): Nero habe, als ihm alle seine Mordanschläge gelangen, behauptet: „kein Fürst habe noch gewußt, was ihm erlaubt sey" (Elatus inflatusque tantis velut successibus, negavit, „quemquam principum scisse, quid sibi liceret.")

würdige Beyspiele um sich gesehen, oder hätte sich ihm tief die Wahrheit eingeprägt, daß der Mensch alle seine Begierden der Vernunft unterwerfen müsse: vielleicht würde er jetzt mit dem Ruhm eines trefflichen Regenten prangen. Aber da er nur der Leitung einer herrschsüchtigen und ränkevollen Mutter, umgeben von niederträchtigen Schmeichlern, und an einem Hofe, wo die abscheulichsten Laster sich eingenistet hatten, aufwuchs; und da er schon in den ersten Jünglingsjahren in eine Lage gerieth, in welcher er jede seiner unreinen Begierden ohne Schwierigkeit befriedigen konnte: so läßt es sich leicht erklären, wie er einer der verabscheuungswürdigsten Menschen und Fürsten wurde.

Es würde überflüßig, oft auch ganz gegen die Gesetze der Wohlanständigkeit seyn, wenn hier alle Unthaten dieses Tyrannen namhaft gemacht oder ausführlich geschildert werden sollten. Ich will daher nur bey den auffallendsten und schrecklichsten derselben verweilen, oder zeigen, wie Nero nach und nach der Mörder seines Bruders, seiner Mutter, seiner Gattin, seines Lehrers und der Mordbrenner seiner Hauptstadt wurde.

Nero war nicht mit Aussichten zum Thron geboren (15. Dec. 37 nach Chr. Geb.). Seine Eltern waren zwar mit dem regierenden Hause ver-

verwandt, aber nicht zu großen Hoffnungen emporgehoben. Sein Vater Domitius Ahenobarbus, ein reicher, vornehmer, aber auch übelberüchtigter Römer, war nur bis zur Würde eines Oberrichters (Prätor) gestiegen, und seine Mutter Agrippina, die ausgeartete Tochter des edeln Germanicus, lebte nach dem frühen Tode ihres Gatten (er starb drey Jahre nach Neros Geburt) in Schande und Unehre. Doch neun Jahre nachher (50 nach Chr. Geb.) gelang es ihr, die Gemahlin des Kaisers Claudius zu werden. Dieser Umstand gab den Schicksalen des Nero eine unerwartete Wendung. Er kam nun als ein zwölfjähriger Knabe an den kaiserlichen Hof; und von diesem Augenblicke an war alles Dichten und Trachten seiner Mutter dahin gerichtet, ihm die Nachfolge auf dem Thron des Claudius, und dadurch sich selbst fortdauernde Befriedigung ihrer Herrschsucht zu verschaffen. Indessen hatte Claudius von seiner ersten Gemahlin, der liederlichen Messaline, einen Sohn Namens Britannicus, damals neun Jahr alt, der dem Throne näher stand und wegen seiner guten Anlagen von Vielen geliebt wurde; aber der schlauen Agrippina fehlte es nicht an Mitteln und Wegen, ihren Sohn auf Kosten dieses Prinzen zu erheben. Zuerst rief sie den Seneca, den berühmtesten Philosophen damaliger Zeit, aus der Verbannung zurück, um durch ihn ihren Sohn in

den

den Künsten der Beredsamkeit und in der Führung der öffentlichen Geschäfte unterrichten zu lassen, während Britannicus auf ihre Veranstaltung in eine Kinderstube eingeschlossen, und von Sclaven nach ihrem Sinn umgeben wurde. Dann beredete sie den alten und stumpfsinnigen Claudius, ihren Sohn mit seiner Tochter, der tugendhaften Octavia, zu vermählen, ihn an Kindesstatt anzunehmen, und ihn sogar seinem eignen Sohne vorzuziehen. Endlich ließ sie das Leben des Claudius, dessen längere Dauer ihr Gefahr drohete, durch Gift zerstören, und traf zugleich solche Vorkehrungen, daß Britannicus den Augen derer, die ihn liebten, entzogen, Nero aber dem Volke öffentlich gezeigt und von den bestochenen Soldaten zum Kaiser ausgerufen wurde.

Jetzt glaubte Agrippina am Ziel ihrer Wünsche zu seyn. Der neue Kaiser war ihr Sohn; er stand noch in dem unerfahrnen Alter von siebzehn Jahren; alles, was er war und hatte, war und hatte er durch sie: — wie hätte sie nicht erwarten sollen, jetzt noch mächtiger und unverholener, als vorher, herrschen zu können? Wirklich betrug sie sich auch als Regentin. Sie setzte sich, wenn Nero zu Gericht saß, zu seiner Seite, gab mit ihm zugleich den fremden Gesandten Gehör und Bescheid, sendete, wie er, den römischen Statthal-

tern und Feldherren in den Provinzen Befehle zu, und verlangte gleiche Ehrfurcht als ihr Sohn. Aber Nero war nicht der Mensch, der Gefühle der Dankbarkeit kannte, und noch weniger war er geneigt, die höchste Gewalt mit irgend jemand zu theilen. Die herrlichen Lehren der Weisheit, die sein Lehrer Seneca ihm vortrug, waren nicht in sein Herz gedrungen, sondern hatten höchstens nur sein Aeußeres mit einem trügerischen Firniß überzogen. Desto tiefern Eindruck hatten die Scenen wilder Zügellosigkeit, unter denen er aufgewachsen war, auf sein leidenschaftliches Gemüth gemacht, und vorzüglich hatte sein Hang zur Eitelkeit und Herrschsucht durch die Ränke seiner Mutter Nahrung gefunden. Es war ihm daher äußerst zuwider, daß seine Mutter in die Regierungsgeschäfte sich eindrängte, und ihn in Abhängigkeit von sich zu erhalten suchte. Doch verbarg er anfangs seinen Unmuth, und nannte Agrippinen öffentlich „die beste Mutter". Als sie aber seiner rasenden Liebe zu einer freygelassenen Sclavin sich widersetzte, so wurde er so heftig erbittert, daß er alle Achtung gegen sie aufgab; und wie sehr sich nun Agrippina bemühete, ihn wieder für sich zu gewinnen, wie tief sie sich herabließ, ihm zu schmeicheln, ja sogar die Befriedigung seiner schändlichen Wollust ihm zu erleichtern: so war doch alle diese Mühe und Erniedrigung vergebens. Nero deutete

ihr

ihr an, daß er Herrscher sey; und, als sie darüber spottete, entzog er ihr die vorzüglichste Stütze ihrer Macht, den Freygelassenen Pallas, der bisher die Staatseinkünfte verwaltet hatte.

Man kann leicht denken, wie sehr ein so ehrgeiziges und herrschsüchtiges Weib, als Agrippina, hierüber entrüstet wurde. In furchtbarer Wuth stürmte sie auf den Nero ein, und überhäufte ihn mit Flüchen, Verwünschungen und Drohungen. „Ich selbst," sagte sie unter andern, „ich selbst will mich nicht scheuen, die Verbrechen kundbar zu machen, die ich begangen habe, um dir den Thron zu verschaffen. Dank sey es den Göttern und meiner Vorsicht, daß Britannicus noch lebt! Ihn will ich in das Lager führen, und dann sollen die Soldaten entscheiden, welcher von euch beyden das nächste Recht zum Throne hat."

Nero gerieth durch diese Reden und Drohungen in große Bestürzung. Er kannte das rachgierige Gemüth seiner erbitterten Mutter, und die Liebenswürdigkeit des unbescholtenen Britannicus; aber jene zu besänftigen, und diesen für sich zu gewinnen, fiel ihm nicht ein; vielmehr traten Mordgedanken vor seine Seele! Denn um die Drohungen seiner Mutter zu vereiteln, und um die Hoffnungen seines Bruders zu unterdrücken,

schien ihm nichts leichter und sichrer, als die Ermordung des Britannicus.

Von frühen Jahren her hatte ihn Nero mit finsterm Argwohn verfolgt, hatte nicht den Bruder, sondern nur den Nebenbuhler in ihm gesehen, und noch vor kurzem hatte sich etwas ereignet, was seinen Haß gegen ihn zu lichten Flammen anbließ. Es hatten nämlich bey der letzten Feyer der Saturnalien mit mehreren andern römischen Jünglingen Nero und Britannicus das Königsspiel gespielt, wobey einer, den das Loos zum König ernannte, den übrigen irgend etwas anbefehlen konnte, was dann mit pünktlichem Gehorsam von diesen vollzogen werden mußte. Nero, durchs Loos zum König erwählt, gab den übrigen der Mitspielenden Befehle, deren Ausführung sie sich nicht zu schämen brauchten; den Britannicus aber suchte er dem allgemeinen Gelächter Preis zu geben. Er befahl nämlich, daß dieser, den eine lange Zurückgezogenheit verschüchtert hatte, hervortreten, und mitten in der Gesellschaft einen Gesang anstimmen sollte. Doch Britannicus erhob sich mit Anstand, und sang ganz furchtlos ein Lied, das auf sein Schicksal, auf seinen Verlust des Thrones und der Herrschaft hinzielte. Alle Anwesenden wurden dadurch gerührt; nur Nero nicht. Ihn erbitterte die Geschicklichkeit des Jünglings,

die

die Theilnahme der Anwesenden, und der Inhalt des Gesangs. Diese Erbitterung erwachte jetzt, da seine Mutter ihm drohete, dem Britannicus die Herrschaft zuzuwenden, von neuem, und er beschloß den Tod des edeln, vierzehnjährigen Jünglings.

Ob er dabey recht oder unrecht handelte, kümmerte ihn nicht; nur wegen der Art des Mordes war er in Zweifel. Bedenklich schien es, einen Jüngling von so hohem Stande, der keines Verbrechens beschuldigt werden konnte, öffentlich hinzurichten; aber unbedenklich, ihn heimlich zu tödten. Nero befahl daher, daß Locusta, eine berüchtigte Giftmischerin am römischen Hofe — solche Personen wurden damals in Rom geduldet und gepflegt! — eiligst Gift zubereiten sollte. Dieß geschah, und das Gift wurde dem Britannicus durch seine Erzieher — denn auch diese waren bestochene Sclaven! — beygebracht. Aber es wirkte nicht, was es wirken sollte! Das Leben und die Gesundheit des Britannicus blieb davon unangetastet.

Nero, über diese Vereitelung seines Mordplans aufgebracht, ließ die Giftmischerin Locusta zu sich kommen, schlug sie mit eignen Händen, warf ihr vor, sie habe dem Britannicus einen Heil-

Heiltrank statt eines Gifttranks gereicht; und als Locusta zu ihrer Entschuldigung anführte, sie habe absichtlich ein langsam wirkendes Gift bereitet, um das Gehäßige der That zu verhüllen, so fuhr Nero zornig auf: „Für wahr, ich brauche auch das julische Gesetz (das die Giftmischereyen verbot) zu fürchten!“. Dann zwang er Locusten vor seinen Augen und in seinem eignen Zimmer ein Gift so stark und schnell wirkend als möglich zuzubereiten. Kaum war sie damit fertig, als er die Wirksamkeit desselben an einem Bock versuchte. Da es bey diesem aber erst fünf Stunden nachher wirkte, so ließ Nero dasselbe wiederum einkochen, und warf es dann einem Ferkel vor, das auf der Stelle davon verreckte. Nun war der Kaiser damit zufrieden, und traf die Anordnung, daß das Gift bey einem feyerlichen Mahle dem Britannicus in einem Tranke gereicht werden sollte.

Es war damals Sitte am kaiserlichen Hofe, daß die Prinzen mit andern Jünglingen von Adel, vor den Augen ihrer Verwandten, sitzend an einer besondern Tafel speisten, und daß alles, was sie aßen oder tranken, zuvor von einem ihrer Sclaven gekostet wurde. Diese Sitte wurde auch jetzt beobachtet! Aber damit nicht der Tod des vorkostenden Sclaven den Britannicus warnen, oder das schnelle Hinsterben beyder den Verdacht einer

Ver-

Vergiftung augenblicklich erzeugen möchte: so wurde dem Britannicus, als er während der Mahlzeit zu trinken forderte, ein Trank ohne Gift, aber kochend heiß dargereicht. Der Sclave, der ihn kostete, gab ihn der Hitze wegen zurück; hierauf wurde jenes schreckliche Gift, mit kaltem Wasser versetzt, hinzugeschüttet, und so der Becher dem Britannicus übergeben. Dieser trank und stürzte augenblicklich sprachlos und todt zu Boden. Schrecken und Angst ergriff alle, die um ihn saßen. Einige, die nicht begriffen, was geschah, flohen sogleich davon; andre, die tiefer blickten, sahen den Nero an. Dieser aber blieb ruhig auf seinem Lager, und sagte ganz unbefangen zu den Anwesenden: „Sie sollten ruhig seyn; ein Anfall der fallenden Sucht, wie schon oft geschehen, habe den Britannicus ergriffen, und gar bald würden seine Lebensgeister zurückkehren". Niemand glaubte ihm, am wenigstens Agrippina und Octavia, die beyde durch den Tod des Britannicus tief erschüttert wurden; aber alle suchten ihr Schrecken zu verbergen, und die Freuden der Tafel wurden erneuert.

Die Leiche des Britannicus war augenblicklich aus dem Zimmer entfernt worden, und wurde noch in derselben Nacht und ohne alles Gepränge auf dem Marsfelde verbrannt. Alles hierzu Erforderliche

liche war schon im voraus herbeygeschafft worden. Gleichwohl beharrte Nero auch jetzt noch bey seiner Verstellung. In einer Bekanntmachung an den Senat und das Volk rechtfertigte er die Eilfertigkeit des Leichenbegängnisses mit seinem Schmerz über den Verlust seines Bruders, und ermahnte zugleich den Senat und das Volk, von nun an mit verdoppelter Liebe an ihm zu hangen, da er jetzt allein von einem Hause übrig sey, das zur Behauptung der höchsten Gewalt vom Schicksal erkoren sey. — Dann theilte er, als wäre es Kriegsbeute, die Hinterlassenschaft des Britannicus, unter die angesehensten Personen des Staats, um ihren Beyfall, oder wenigstens um ihr Stillschweigen zu erkaufen. Aber die Stimme der Wahrheit ließ sich nicht unterdrücken! Ein heftiger Platzregen, der während der Leichenbestattung des Britannicus vom Himmel herabströmte, wurde als ein Zeichen des Zorns der Götter von dem Volke gedeutet; und nur niedrigdenkende Höflinge konnten diese Schandthat des Nero durch den alten Zwist unter Brüdern, und durch die Unverträglichkeit eines Nebenbuhlers beym Genuß der höchsten Macht entschuldigen.

2.
Fortsetzung.
Ermordung der Agrippina.

Je weniger Agrippina um die Ermordung des Britannicus gewußt hatte, je tiefer wurde sie dadurch erschüttert. Sie fühlte es, daß er ein Opfer ihrer Drohungen geworden war, und fing an, in seinem Schicksale das ihrige zu ahnen. Keine Geschenke, keine Liebkosungen ihres Sohnes konnten ihr Mistrauen verscheuchen. Sie schloß sich eng an die vorher verachtete Octavia an, hielt häufig geheime Zusammenkünfte mit ihren Freunden, scharrte, wie zur Förderung großer Plane, überall Geld zusammen, und bewarb sich um die Gunst der Tribunen, Centurionen und aller Edeln, nicht anders, als suchte sie Partheygänger und einen Führer.

Als Nero dieß erfuhr, nahm er seiner Mutter die Leibwache, die ihr bis dahin gedient hatte, befahl ihr aus dem kaiserlichen Pallast zu ziehen, und besuchte sie nur selten, auf kurze Zeit und immer von Officieren (oder Centurionen) umringt. Indessen mag bey dem allen für jetzt noch kein Mordgedanke in seiner Seele aufgekommen seyn. Er wollte nur, so scheint es, seine Mutter, deren Ränke er kannte, von allem Einfluß entfernen,

und

und ihr Mistrauen mit Beschimpfung vergelten. Erst da die Bosheit rachgieriger Menschen seinen Unwillen gegen seine Mutter zum flammenden Zorn anfachte, — erst da scheint der Gedanke, sie zu tödten, sich in ihm festgesetzt und entwickelt zu haben.

Mehrere Personen, die von der Agrippina in den Tagen ihres Glückes beleidiget worden waren, suchten jetzt, da sie in Ungnade gefallen war, ihren völligen Untergang herbeyzuführen. Sie gaben daher vor: „Agrippina wolle sich, um die Regierung zum zweyten Male an sich zu reißen, mit dem Rubellius Plautus, einem Urenkel des Augustus, vermählen", und wußten dieses Vorgeben mit teuflischer Arglist dem Nero zu hinterbringen. Denn als dieser einst bis tief in die Nacht schwelgte und schon halbtrunken war, trat der Schauspieler Paris auf ihre Veranstaltung, nicht heiter wie sonst, sondern mit allen Zeichen der Betrübniß angethan, in das Zimmer des Kaisers, und schilderte die erdichtete Verschwörung der Agrippina mit den gräßlichsten Farben. Dadurch von Angst und Zorn durchdrungen, befahl Nero auf der Stelle den Tod des Rubellius Plautus und der Agrippina, seiner Mutter. Doch Burrus, der Befehlshaber der Leibwache, ein Mann von festem Character und in früheren Zeiten von der Agrippina

be-

begünstigt, brachte es dahin, daß dieser, in den Augenblicken des Schreckens und der Trunkenheit gegebene Befehl zurückgenommen wurde. Er stellte dem Nero vor, daß jeder Angeklagte, geschweige denn eine Mutter, vor der Verurtheilung gehört werden müßte; und versprach, daß er selbst, falls Agrippina strafbar befunden würde, die Hinrichtung an ihr vollziehen wollte. Nero ward dadurch besänftigt, und ließ am folgenden Tage eine Untersuchung veranstalten, die das Grundlose jener Beschuldigungen deutlich erwies. Agrippina wurde daher freygesprochen und ihre Ankläger mit der Verbannung bestraft.

Zwischen diesem Vorfall und der endlichen Hinrichtung der Agrippina verflossen vier Jahre (56 bis 60 nach Chr. Geb.). Nero schien mit seiner Mutter völlig ausgesöhnt; sie kam wieder an den kaiserlichen Hof, und behauptete abermals Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. Aber wenn einmal ein böser Gedanke in einem leidenschaftlichen Gemüth erwacht ist, da wuchert er, gesetzt, daß er auch eine Zeitlang unterdrückt ist, wie schädliches Unkraut fort, und bricht oft, ehe man es ahnet, mit kaum widerstehbarer Gewalt hervor. So war es auch hier. Der flüchtig aufgefaßte Gedanke, seine Mutter zu tödten, faßte Wurzel in Neros Seele, und

ward

ward durch die Bosheit der Poppäa Sabina zur Reife gebracht.

Im fünften Jahre seiner Regierung (59 nach Chr. Geb.) hatte Nero die Poppäa Sabina, die Gattin des Otho, eines angesehenen Römers kennen gelernt, und war durch ihre Schönheit und Arglist so bezaubert worden, daß er sie ihrem Gemahl entführte. Aber Poppäa geizte nicht sowohl nach der Liebe des Nero, als nach der Ehre seine Gemahlin zu heißen; und da sie wohl einsah, daß, so lange Agrippina lebte, dieß unmöglich geschehen würde: so suchte sie durch Spott und Verleumdung deren Untergang zu beschleunigen. Sie kannte die fortdauernden Anmaßungen derselben und die zunehmende Herrschbegier des Nero, und gründete hierauf ihren boshaften Plan. Oft nannte sie den Nero, um ihn gegen seine Mutter zu erbittern, einen Unmündigen, der, dem Eigensinn eines Weibes unterthan, nicht nur der Herrschaft, sondern auch der Freyheit beraubt sey. Dann begehrte sie wieder, zu ihrem vorigen Gemahl zurückzukehren, um von des Kaisers Erniedrigung nur zu hören, und nicht mit eignen Augen sie sehen zu müssen. Oder sie sprach von den Gefahren, die ihm droheten, und wünschte denselben entnommen zu seyn. Diese Vorwürfe, Klagen und Wünsche, die mit Seufzern, Thränen und allerley

buhle-

buhlerischen Künsten begleitet waren, drangen wie ein scharfer Stachel in Neros leidenschaftliches Gemüth. Niemand nahm sich der Agrippina an, weil alle wünschten, daß die Macht dieses stolzen und herrschsüchtigen Weibes gebrochen werden möchte, und keiner glaubte, daß sich das Herz des Sohnes bis zur Ermordung der Mutter verhärten würde. Sie selbst aber ließ nichts unversucht, um ihre Macht zu behaupten. Ja man erzählt sogar, sie habe durch wollüstige Kleidung und Geberden ihren eignen Sohn, als er von Wein erhizt war, zu dem widernatürlichsten Verbrechen verführen wollen. — Die Wahrheit dieser Beschuldigung läßt sich nicht erweisen; aber eben das gehört auch zu den Strafen böser Menschen, daß ihnen selbst unerwiesene Bosheiten aufgebürdet werden.

Aber wie dem auch sey, Nero vermied von nun an allen nähern und geheimen Umgang mit seiner Mutter, hieß sie ihre Gärten und Landhäuser beziehen, und beschloß endlich, weil ihr Leben ihm durchaus lästig und gefährlich schien, sie zu tödten. Nur über die Art, wie dieser Muttermord vollzogen werden sollte, war er in Zweifel. Unthunlich schien es, Gift zu gebrauchen, theils weil dieß nach Ermordung des Britannicus lauten Argwohn erregen mußte, theils auch weil Agrippina, in allen Ränken erfahren, sorgfältig sich dagegen

gegen verwahrte. Eben so unthunlich schien es auch, sie durch das Schwert zu tödten, weil dann die Mordthat gar nicht verheelt werden konnte, und weil man zweifelte, einen zu finden, der sie auf diese Art vollziehen würde. Doch unter schlechten Regenten fehlt es nie an schlechten Dienern, und Nero sahe sich bald aus der Verlegenheit, die ihn drückte, befreyt.

Ein Freygelassener, Namens Anicetus, einst des Nero Hofmeister und jetzt Befehlshaber der Flotte bey Misenum, der die Agrippina tödtlich haßte und um Neros Vorhaben wußte, that ihm den Vorschlag: „Er wolle ein Schiff bauen, das vermittelst künstlicher Maschinen auf ein gegebenes Zeichen plötzlich zerbersten sollte. Wäre nun Agrippina im Meere umgekommen, so würde niemand so unbillig seyn, das einem Verbrechen zuzuschreiben, was leicht auf Rechnung der Stürme und Fluthen gebracht werden könnte. Ja um jeden Verdacht von sich abzuwenden, könnte dann Nero seiner abgeschiedenen Mutter Tempel, Altäre und andre Zeichen der kindlichen Liebe weihen".

Dieser Vorschlag war ganz nach dem Sinne des boshaften und heuchlerischen Nero. Er faßte ihn daher begierig auf und bestimmte die Bäder zu Bajä zum Ort, und ein Fest der Minerva zur

Zeit

Zeit der Ausführung. Inzwischen erklärte er oft und laut: „Kinder müßten auch die Beleidigungen ihrer Eltern ertragen, und sie zu begütigen suchen". Dadurch brachte er das Gerücht in Umlauf, als verlange er, sich mit seiner Mutter zu versöhnen; auch schrieb er selbst im Tone kindlicher Ehrerbietung an sie und bat sie, nach Bajä zu kommen, um mit ihm das Fest der Minerva daselbst zu feyern. Wirklich wurde die sonst so schlaue Agrippina getäuscht — denn gern glaubt der Mensch, was er wünscht! Ohne Bedenken nahm sie die Einladung ihres Sohnes an, und reiste von Antium zu Schiffe nach Misenum. Bey ihrer Ankunft daselbst eilte ihr Nero entgegen, reichte ihr die Hand, umarmte sie, und führte sie zuerst auf sein Landgut zu Bauli, zwischen Misenum und dem bajanischen Meerbusen, und dann nach Bajä, wo er sie zu einem festlichen Male zog.

Wohl war Agrippina durch ihre Vertrauten gewarnt worden; aber Nero wußte jeden Verdacht aus ihrer Seele zu verscheuchen. Sein ganzes Betragen schien Freundlichkeit und Ehrerbietung gegen sie. Er räumte ihr den obersten Platz bey der Tafel ein; bald scherzte er mit ihr voll jugendlicher Fröhlichkeit, bald sprach er ernst über ernsthafte Dinge, und verlangte ihren Rath zu hören. Spät in der Nacht — denn Nacht

sollte

sollte das Bubenstück bedecken — wurde die Tafel aufgehoben. Als nun Agrippina zurückkehren wollte, so bat er sie, sich eines seiner Schiffe zu ihrer Rückreise zu bedienen; denn das ihrige hätte (auf seine geheime Veranstaltung) einen Leck bekommen. Sie nahm dieß Anerbiethen an. Aber das Schiff, das ihr vorgeführt wurde, war eben das verderbliche, das nach dem Vorschlag des Anicetus zu ihrem Untergang erbauet worden war. Nero selbst begleitete sie bis an den Bord dieses Schiffes, und als er sich hier von ihr trennte, so umarmte und küßte er sie inniger und feuriger als je. — Es mag seyn, daß er dadurch seiner Heucheley das Siegel aufdrücken wollte: aber konnten nicht auch die Regungen der Natur jetzt, da er seine Mutter dem Untergang entgegen führte, selbst wider seinen Willen hervorbrechen, und sein sonst rohes und hartes Herz erschüttern?

Die Nacht war ruhig, lieblich funkelten die Sterne am heitern Himmel, windstill war das Meer, und sanft gleitete das Schiff dahin. Agrippina lag auf einem Ruhebette; ihr zu Füßen saß ihre Vertraute Acerronia, die freudig von der Reue des Nero, und seiner erneuerten Liebe sprach. Alles schien Friede und Freude zu athmen; — als plötzlich auf ein gegebenes Zeichen das mit vielem Bley beschwerte Verdeck des Schiffes herabstürzte.

Cre-

Creperejus Gallus, ein Begleiter der Agrippina, der nicht weit vom Steuerruder stand, wurde dadurch niedergeschmettert; aber Agrippina und Acerronia wurden durch den festen Bau ihres Bettes, dessen Wölbung der niederstürzenden Last widerstrebte, geschützt. Nun sollte das Schiff zerbersten; aber die, die um den Plan wußten, wurden von denen, die desselben unkundig waren, gehindert. Eben so wenig gelang es, das Schiff umzustürzen; nur allmählich sank es auf die eine Seite hin, und sanft fielen Agrippina und Acerronia ins Meer. Da glaubte letztere um so eher Hülfe zu erhalten, wenn sie schrie, sie sey Agrippina! Aber eben das raubte ihr das Leben; das Schiffsvolk fiel mit Stangen und Rudern über sie her und schlug sie todt. Agrippina aber, die sich ganz ruhig verhielt, und darum weniger beachtet wurde, kam mit einer leichten Wunde an der Schulter davon, und erreichte durch Schwimmen, und durch schleunigen Beystand einiger Fischerkähne den lucrinischen See, und so endlich ihr Landgut. Als sie hier über die Gefahr, der sie eben entronnen war, nachdachte, entwickelte sich augenblicklich vor ihrem Geiste das ganze Gewebe von Bosheiten, womit ihr Sohn sie umstrickt hatte; aber sie sah auch ein, daß nur Verhüllung ihres Verdachts ihre völlige Rettung bewirken könnte. Sie schickte daher ihren Freygelassenen Agerinus an den Nero ab, um ihm zu melden,

„daß sie durch die Gnade der Götter und durch sein kaiserliches Glück einer großen Gefahr entgangen sey"; — und ihn zu bitten, „er möchte, wie sehr auch ihr Unfall ihn erschrecke, seinen Besuch bey ihr verschieben, weil Ruhe jetzt das Einzige sey, was sie nöthig habe". Zugleich ließ sie auch mit erheuchelter Ruhe, ihre Wunde verbinden, das Testament der Acerronia herbeybringen, und deren Hinterlassenschaft versiegeln.

Inzwischen hatte Nero voll Unruhe mit jedem Augenblicke die Nachricht von dem Untergang der Agrippina erwartet. Da ward ihm plötzlich ihre Rettung gemeldet. Schrecken und Angst ergriff ihn. Schon glaubte er seine Mutter herbeykommen und an ihm Rache nehmen zu sehen; schon sollte sie die Sclaven bewaffnen, oder die Soldaten gegen ihn aufbringen, oder nach Rom eilen, und ihm vor dem Senat und Volke den erlittenen Schiffbruch, ihre Verwundung und den Tod ihrer Freunde vorwerfen. Er ließ daher den Seneca und Burrus zu sich rufen, und forderte sie auf, ihm mit ihrem Rathe beyzustehen. Beyde, wahrscheinlich schon vorher mit dem verruchten Plane bekannt, schwiegen eine Zeitlang still; entweder weil sie glaubten, es sey vergeblich, Neros Vorhaben zu hintertreiben, oder weil die Sache so weit gediehen war, daß, wenn man nicht der Agrippina

zuvor-

zuvorkäme, Nero umkommen mußte. Endlich sah Seneca den Burrus an, und fragte ihn, ob er nicht seinen Soldaten die Vollziehung des Mords anbefehlen wollte? Burrus aber antwortete: „die Garden (oder Prätorianer), die unter ihm stünden, wären dem Hause der Cäsaren so eifrig ergeben, und hätten so viele Liebe für das Gedächtniß des Germanicus, daß sie sich nimmer zu einer blutigen That gegen eine Tochter desselben verstehen würden. Anicetus möchte, was er angefangen, vollenden!" Ohne Zögern war dieser hierzu bereit, und nun rief Nero freudig aus: „Jetzt erst wird mir die Herrschaft geschenkt, und der Geber dieses großen Geschenks ist ein Freygelassener!" — „Auf denn", fuhr er fort, indem er sich zum Anicetus wendete, „gehe eiligst hin, und nimm der verwegensten Menschen, so viel du willst, mit Dir!"

In diesem Augenblicke kam Agerinus an, der von Agrippinen mit der Nachricht von ihrer Errettung abgeschickt war. Er wurde sogleich zum Nero gelassen. Während er nun seines Auftrags sich entledigte, warf Nero einen Dolch zwischen dessen Füße, stellte sich dann erschrocken, und ließ den Agerinus fesseln und ins Gefängniß werfen, damit es scheinen sollte, als wäre dieser Freygelassene beauftragt worden, ihn zu ermorden, und

als hätte Agrippina, um den Ahndungen dieses vereitelten Auftrags zuvorzukommen, sich selbst entleibt. Durch solche erbärmliche Kunstgriffe glaubte Nero den Vorwurf seines schändlichen Muttermordes von sich abzulenken!

Unterdessen lag Agrippina tief bekümmert auf ihrem Ruhebette. Von Augenblick zu Augenblick erwartete sie einen Boten von ihrem Sohn; aber es erschien keiner. Auch Agerinus kehrte nicht zurück. Ein großer Volkshaufen, der auf die Nachricht von ihrer Gefahr und Errettung erst dem Ufer und dann ihrem Landgute zugeeilt war, hatte sich wieder zerstreut. Sie selbst war einsam, nur eine Sclavin war bey ihr, und ein schwaches Licht dämmerte in ihrem Gemach. Auf einmal hörte sie das Geräusch von Bewaffneten. Anicetus war es, der mit einer Schaar von Mordgehülfen herbeykam. Sogleich ließ er das Landgut umringen, die Thüren erbrechen, die Sclaven, die ihm begegneten, ergreifen, und drang so bis zum Schlafgemach der Agrippina. Bey diesem Geräusch floh die einzige Sclavin, die noch um sie war, davon. „Auch du verläßt mich?" schrie Agrippina ihr nach; und in demselben Augenblick traten Anicetus, der Schiffshauptmann Herculeus und der Centurio Oloaritus in ihr Gemach. „Seyd ihr gekommen", rief sie ihnen zu, „um mich zu besuchen, so meldet dem

Nero,

Nero, daß ich wieder hergestellt bin. Wollt ihr aber einen Mord an mir begehen, so glaube ich nicht, daß ihr vom Nero gesendet seyd; denn unmöglich kann ein Sohn den Mord seiner Mutter anbefehlen". Aber jene antworteten nicht, sondern umringten ihr Bett, und der Schiffshauptmann Herculeus versetzte ihr einen Schlag auf den Kopf. Da fuhr sie auf, und hielt ihren Leib mit den Worten hin: „Hier diesen Leib durchbohrt, denn er hat das Ungeheuer, den Nero, getragen"! Als sie dieß gesagt hatte, fielen die Mörder über sie her, und tödteten sie unter vielen Streichen.

So starb Agrippina als ein Opfer der abscheulichen Bosheit ihres Sohnes. Ein rächendes Schicksal ahndete durch das Schreckliche und Unnatürliche ihres Todes die Laster und Verbrechen ihres frühern Lebens. Aber wie viel sie auch verbrochen, ja wie viel sie selbst zur Ausartung ihres Sohnes beygetragen hatte: so kann darum die Unthat des Nero weder gerechtfertigt noch entschuldiget werden. Denn er frevelte gegen die heiligsten Gesetze der Natur, die jedem Menschen tief ins Herz geschrieben sind; und seine Schuld ist um so größer, je überdachter sein Verbrechen war, und je mehr er dabey verrieth, daß ihm die Forderungen kindlicher Liebe nicht unbekannt waren.

Aber die Gesetze der Natur lassen sich nie ungestraft übertreten. Das zeigte sich auch hier. Schon in der Nacht, in welcher Nero seine Mutter hinrichten ließ, empfand er die größte Gewissensangst. Bald saß er sprachlos und unbeweglich da; bald fuhr er auf vor Schrecken, rannte wie sinnlos auf und ab, wünschte, daß es Tag werden möchte, und fürchtete wiederum den Tag, als würde er ihn vernichten. Erst als die Soldaten ihm Glück wünschten, daß er den Nachstellungen seiner Mutter entgangen sey, kehrte einige Fassung in ihn zurück. Doch den Anblick des Landgutes, wo seine Mutter ermordet worden war, konnte er nicht aushalten. Er floh daher aus diesen Gegenden nach Neapel, und hier fühlte er sich wieder zu neuer Heucheley und Bosheit gestärkt. Zuerst suchte er das Gedächtniß der Agrippina zu verunglimpfen, durch Begnadigung derer, die von ihr verurtheilt worden waren; dann erließ er ein Schreiben an den Senat, worin er Beschuldigungen auf Beschuldigungen gegen seine Mutter häufte, und ihren Tod als eine Wohlthat für den ganzen Staat schilderte. Und so sclavisch gesinnt war der Senat, daß er dieß als baare Wahrheit aufnahm, ein öffentliches Dankfest veranstaltete, und dem Kaiser neue Ehrenbezeigungen zugestand. Nero ward dadurch scheinbar beruhiget; aber noch immer wagte er es nicht, nach Rom zurückzukehren, bis

der

der Schwarm seiner verworfenen Höflinge ihm die Versicherung gab, daß der Name der Agrippina durchaus verhaßt, und das Volk voll Freude über ihren Tod sey. Wirklich kamen ihm auch, als er in Rom wieder einzog, Senat und Volk im festlichen Schmucke, mit Weibern und Kindern entgegen, und empfingen ihn nicht anders als einen Triumphirenden. Und er zog mit der stolzen Miene des Siegers aufs Capitolium, und brachte den Göttern Opfer und Gelübde dar.

Doch der Friede war von seiner Seele gewichen. Weder damals noch nachher konnte er völlig ruhig werden. Oft ergriff ihn ein Schrecken, daß alle seine Glieder erbebten; oft gestand er, er werde durch den Schatten seiner Mutter, und durch die Schläge und Fackeln der Furien gepeinigt. Ja er wandte sich an die Zauberer, daß sie den Geist seiner Mutter hervorrufen und für ihn um Vergebung bitten möchten. Und als er späterhin auf einer Reise nach Griechenland zu den eleusinischen Festen kam, und die Stimme des Herolds allen Gottlosen und Unreinen wegzugehen gebot: so wagte er es nicht länger daselbst zu bleiben, wie sehr er es auch anfangs gewünscht hatte. Er suchte Ruhe, und fand sie nicht. Da stürzte er sich, um die Stimme seines Gewissens zu betäuben, aus einer wilden Ausgelassenheit in die andre,

und

und huldigte jedem niedrigen Gelüsten, das die Scheu vor seiner Mutter zurückgehalten hatte. — So sinkt der Mensch, der ohne Tugendgefühl die heiligsten Pflichten mit Füßen tritt, immer tiefer hinab, und häuft Verbrechen auf Verbrechen, um der Schande und Quaal wegen schon begangener zu entgehen!

3.
Fortsetzung.
Ermordung der Octavia.

Am Hofe des Nero, wo jedes Laster geübt wurde, machte Octavia durch ihre Tugenden eine seltene Ausnahme. Sie, die Tochter des stumpfsinnigen und grausamen Claudius und der zügellos ausschweifenden Messalina, war, wie ihr Bruder Britannicus, ganz das Gegenbild ihrer Eltern. Sie war sittsam, sanft und nachgebend; ihr Wandel untadelhaft, und selbst ihre Feinde konnten sie keines Verbrechens zeihen. Aber eben ihre Tugenden beschleunigten ihren Untergang; und wie Agrippinens Tod, so ward auch der ihrige vornehmlich durch die Bosheit der Poppäa herbeygeführt.

Schon

Schon in seinem sechzehnten Jahre hatte Nero, auf Veranstaltung seiner Mutter, um sich den Weg zum Throne zu bahnen, die eilfjährige Octavia geheyrathet. Diese Ehe in dem unreifen Kindesalter geknüpft, gehörte zu der Mehrzahl der unglücklichen. Ihr fehlte das, wodurch allein das Glück der Ehen begründet wird, einträchtiger Sinn, herzliche Zuneigung, seelenvolles Vertrauen. Nero mußte zwar die Herzensgüte seiner jungen Gemahlin anerkennen, aber sie war ihm ein Vorwurf seiner eignen moralischen Häßlichkeit; und je höher Octavia in der Liebe des Volkes stieg, desto tiefer sank sie in seinem Herzen, desto stärker und heftiger wurde seine Abneigung gegen sie. Er floh daher ihren Umgang, und würde sie schon längst verstoßen haben, hätte sich nicht der ernste Burrus diesem Vorhaben widersetzt, und unverholen geäussert, daß Nero, wenn er die Octavia verstoßen wolle, auch auf das Reich, das sie ihm zugebracht habe, Verzicht thun müsse. Doch Poppäa Sabina, jenes schamlose Weib, von dem schon oben geredet worden ist, wußte den Eindruck dieser Vorstellungen zu schwächen und endlich auszutilgen. Ihr sehnlichster Wunsch war, Gemahlin des Nero zu werden, und sich mit allem Pomp der kaiserlichen Würde bekleidet zu sehen. Schon hatte sie deswegen den Nero zur Ermordung seiner Mutter getrieben und eifrigst suchte sie

nun

nun die Octavia zu stürzen. Mehrere Jahre widerstand Nero ihren Wünschen. Als aber Burrus nicht ohne Verdacht Gift erhalten zu haben, (im Jahre 63 nach Chr. Geb.) gestorben war; als der weise Seneca, der durch sein Ansehn und seine Vorstellungen noch manches Böse abwendete, sich in eben diesem Jahre zurückgezogen hatte; und als Nero nun ganz den Einflüsterungen der Poppäa Sabina preisgegeben war, und aus einer langjährigen Erfahrung gelernt hatte, daß alle, selbst seine ärgsten Unthaten durch die niederträchtige Schmeicheley des Senats mit Lob und Ruhm gekrönt wurden: so glaubte er auch, ohne Furcht und Scheu den Wünschen seiner Buhlerin nachgeben zu können. „Was kann mich hindern", rief er seinen Vertrauten zu, „mein Hochzeitfest mit der Poppäa zu feyern?" Er verstieß daher noch im Jahre 63 seine tugendhafte Gattin Octavia unter dem Vorgeben, daß sie unfruchtbar sey, und heirathete zwölf Tage darauf die Poppäa.

Aber hiermit war diese nicht zufrieden. Sie kannte die Liebenswürdigkeit der Octavia und die Zuneigung des Volkes zu derselben, und fürchtete, daß Nero, durch beydes bewogen, die Verstoßene vielleicht bald wieder zurückberufen möchte. Um dieß zu verhindern, trieb sie einen von den Sclaven der Octavia an, dieselbe eines sträflichen Umgangs

gangs mit einem Flötenspieler aus Alexandrien, Namens Eucerus zu beschuldigen. Diese Beschuldigung kam vor die Richter, und sollte durch das Geständniß der Mitsclaven bewährt werden; aber umsonst! Man spannte diese auf die Folter; aber gleichfalls umsonst! Einige wurden zwar durch den schrecklichen Schmerz zur falschen Aussage vermocht; aber die meisten beharrten bey der Erklärung, daß Octaviens Wandel rein und unsträflich sey. Gleichwohl wurde sie aus dem kaiserlichen Pallast, und bald darauf aus Rom nach Campanien verbannt, und unter militärische Aufsicht gestellt.

Allein das Volk ertrug diese Ungerechtigkeit nicht ruhig. Es gerieth in Aufruhr, und forderte laut und nachdrücklich, daß Poppäa entfernt und Octavia in ihre vorigen Rechte und Würden wieder eingesetzt werden sollte. Nero, dadurch erschreckt, erklärte sich zur Nachgiebigkeit bereit. Nun äusserte sich die Freude des Volkes eben so stürmisch, wie vorher dessen Unwillen. Einige wallfahrteten aufs Capitolium und dankten den Göttern; andre rissen die Statuen der Poppäa nieder, trugen die Bildnisse der Octavia einher, bekränzten sie mit Blumen, und stellten sie auf dem Marktplatze und in den Tempeln auf; noch andre zogen unter lautem Jubel in der Stadt herum, und erfüllten selbst den Pallast mit Freudens-

densbezeigungen und Glückwünschen. Aber hier änderte sich plötzlich die Scene! Nero, wieder ermuthigt, befahl den Soldaten, das Volk mit Gewalt auseinander zu treiben, und nahm die Poppäa aufs neue als seine Gemahlin zu sich. Diese, immer von Haß gegen Octavien durchdrungen, und jetzt auch von der Furcht gepeinigt, es möchte das Volk mit noch größerm Nachdruck sich erheben, und endlich sein Vorhaben durchsetzen, warf sich dem Nero zu Füßen, und wußte ihn durch verführerische Worte und Seufzer mit Schrecken und Zorn zu erfüllen. Nun ward Octaviens Untergang beschlossen; und, schändlich genug! nicht nur das Leben, sondern, was dem Rechtschaffenen noch mehr als das Leben gilt, auch Ehre und unbefleckter Nachruhm sollte ihr entrissen werden. Als eine Schuldige sollte sie vor den Augen der Welt erscheinen, damit ihr Tod als eine gerechte Ahndung ihrer Verbrechen dargestellt werden könnte.

Aber wie sollte dieß geschehen? Vorzugeben, daß Octavia mit irgend einem Sclaven unzüchtigen Umgang gepflogen habe, schien unklug; denn eine Beschuldigung, die sich durch nichts bewähren ließ, und schon einmal verbraucht war, konnte keinen Glauben finden. Weit eher meinten Nero und Poppäa zu ihrem Ziele zu gelangen, wenn sie auf irgend

irgend einen bedeutenden Mann hinweisen könnten, der selbst bezeugte, daß er mit Octavien in strafsälliger Verbindung gestanden, und mit ihr zugleich den Plan zu einer Regierungsveränderung gefaßt habe. Bald war auch ein solcher Mann gefunden; Anicetus nämlich, jener schon oben genannte Mordgehülfe des Nero. Lange Zeit hatte ihn Nero zurückgesetzt, — denn auch dem Lasterhaften sind die Genossen seiner Schandthaten ein Gräuel! — jetzt aber ließ er ihn wieder zu sich kommen; und dieser, jedes Verbrechens fähig, ließ sich leicht durch Versprechungen und Drohungen dahin bringen, daß er sich öffentlich eines strafbaren Umgangs mit der Octavia rühmte. Kaum aber war dieß geschehen, so erließ Nero eine Bekanntmachung, worin er anzeigte, daß Octavia mit einer Verschwörung gegen ihn umgehe, daß sie die Flotte aufzuwiegeln suche, und daß sie darum den Befehlshaber derselben verführt habe; ja er fügte noch andre Beschuldigungen hinzu, die eben so sehr ihrer Denkart, als den Vorwürfen, die er früher gegen sie ausgesprochen hatte, entgegen waren. Hierauf verbannte er unter dem Schein des Rechts den Anicetus nach Sardinien, wo er ihn jedoch insgeheim unterstützte, die Octavia aber auf die wüste Insel Pandataria, südwestlich unter Italien.

Schon

Schon waren mehrere Gattinnen und Töchter aus dem zu Rom regierenden Hause verbannt worden, aber keine von allen war so tugendhaft, keine so jung und unglücklich, keine so bemitleidenswerth als Octavia. Wenn andre bey dem Gefühl ihrer Leiden sich mit dem Rückblick auf genossene Freuden trösten konnten, so war Octavia auch dieses Trostes beraubt. Ihre Jugend war freudenlos unter den Schrecknissen des Lasters und der Bosheit dahin geflossen! Frühzeitig waren ihr Mutter und Vater auf eine unnatürliche Art entrissen worden; dann hatte sie unter der Tyranney einer boshaften Stiefmutter gestanden, und noch in den Kinderjahren hatte sie einen Jüngling zum Gemahl nehmen müssen, dessen Character von dem ihrigen himmelweit verschieden war. Eben dieser hatte ihren Bruder vor ihren Augen vergiften lassen, und sie selbst dem Hohn und den Verleumdungen einer niedrigen Buhlerin preisgegeben. — Dieß alles schwebte denen, die um sie waren, vor, und nicht leicht ward irgend eine Verbannte mit tieferm Mitleiden begleitet, als die unglückliche Octavia.

Gleichwohl geschah nichts zu ihrer Rettung! Sie wurde von gemeinen Soldaten umringt nach Pandataria abgeführt; und kaum war sie wenige Tage daselbst, so wurde ihr der Befehl zu ihrer Hinrichtung bekannt gemacht. Umsonst versicherte

sie,

sie, sie wolle nicht Gattin, wolle nur Schwester des Nero heißen; umsonst rief sie den Schatten der ermordeten Agrippina an. Man band sie fest, öffnete ihre Adern, und brachte sie endlich, weil ihr durch Furcht erstarrtes Geblüt nur langsam floß, in ein heißes Bad, wo sie durch die Dämpfe desselben erstickte. Hierauf wurde ihr Kopf abgehauen, und nach Rom geschickt. Poppäa freute sich bey dem Anblick desselben, und der sclavischgesinnte Senat verordnete, daß wegen dieser Hinrichtung, gleichsam als wegen der Befreyung des Staates von einer großen Gefahr, Geschenke und Opfer den Göttern dargebracht werden sollten.

So starb Octavia im zwanzigsten Jahre ihres Alters drey Jahre nach Agrippinens Hinrichtung (63 nach Christi Geburt) durch die vereinigte Bosheit des Nero und der Poppäa. — Wenn bey dem Tode der Agrippina das Mitleiden, das ihr schreckliches Ende einflößt, durch die Betrachtung gemildert wird, daß sie selbst durch die Schandthaten ihres frühern Lebens ihr Schicksal verwirkt hatte: so mag es als ein Trost bey dem frühem Ende der Octavia gelten, daß eben jenes boshafte Weib, das die Hinrichtung derselben herbeyzog, wenige Jahre darauf (66 nach Chr. Geb.) ein Opfer der wilden Hitze des Nero wurde. Poppäa nämlich, die von nun an den Nero einzig

und

und auf immer zu beherrschen glaubte, machte ihm einst, als er von einem Wagenrennen spät nach Hause kam, wegen seines langen Aussenbleibens harte Vorwürfe, und verhöhnte ihn besonders wegen seiner rasenden Liebe zu diesem, seiner Würde unanständigen Vergnügen. Nero hierüber erbittert, trat sie mit dem Fuß vor den schwangern Leib so, daß sie besinnungslos zu Boden sank, und wenige Augenblicke darauf starb!

4.
Fortsetzung.
Feuersbrunst zu Rom. — Erste Christen-Verfolgung.

Im eilften Jahre der Regierung des Kaisers Nero, im Jahre 63 Jahre nach Christi Geburt, wurde Rom von einer Feuersbrunst heimgesucht, die schrecklicher und zerstörender wirkte, als je eine Feuersbrunst, die diese berühmte Stadt betroffen hat.

In den untern Gegenden der Stadt, zwischen Buden, die mit brennbaren Waaren angefüllt waren, ging das Feuer auf. Schwüle Sommerhitze hatte alles ausgetrocknet; ein heftiger Wind wehete;

wehete; nichts war da, was das Feuer aufhielt, kein feuerfestes Haus, kein mit Mauern umschlossener Tempel. Was Wunder also, daß die Flammen mit einer Schnelligkeit, die jedem Lösch- oder Rettungsversuch zuvor kam, unaufhaltsam hervorbrachen, und durch die engen und krumm gebauten Straßen von den unteren Gegenden zu den oberen und dann wieder von diesen zu jenen hinströmten. Schrecklich war dabey die Lage der Bewohner Roms. An's Retten der Habseligkeiten war kaum zu denken; nur ihr Leben und das Leben der Ihrigen suchten die Unglücklichen zu erhalten. Aber dieß war schwer; denn oft sahen sie sich von allen Seiten von Flammen umgeben; oder wenn sie weit von ihrer Wohnung nach entlegenen Gegenden geflüchtet waren, überraschte sie hier dieselbe Gefahr, der sie dort zu entgehen gesucht hatten. Sechs Tage und sieben Nächte lang wüthete das Feuer, bis es endlich durch Niederreißung einer großen Menge Häuser am Fuße des esquilinischen Berges gedämpft wurde. Aber bald brach es wieder aus in den Gärten des Tigellinus, eines Lieblings des Nero, und verbreitete noch drey Tage lang Schrecken und Verwüstung.

Unbeschreiblich groß war der Schade, der dadurch erzeugt wurde. Die wichtigsten Denkmäler des Alterthums und des Verdienstes, die uralten

Tempel mit ihren Siegeszeichen und Weihgeschenken, die einfachen Wohnungen der alten Feldherren, die glänzendsten Paläste aus den Zeiten des Wohllebens und der Ueppigkeit, die schätzbarsten Werke der Kunst und Literatur — dieß alles ging unter der zerstörenden Wuth jener Flammen zu Grunde! Von den vierzehn Bezirken, in welche Rom seit den Zeiten des Kaisers Augustus eingetheilt war, waren nur vier unversehrt, drey wurden ganz in Asche gelegt, und in den sieben übrigen blieben nur da und dort einzelne Häuser übrig, und selbst diese sehr beschädigt. Auch viele Menschen büßten dabey ihr Leben ein: einige, indem sie vergebens den Flammen oder dem Einsturz ihrer Häuser zu entgehen suchten; andre, indem sie sich, nach dem Verlust ihrer Habe und dem noch schmerzhaftern Verlust theurer Freunde und Verwandte, aus Verzweifelung in die Flammen stürzten.

Wie dieses Feuer entstanden war, ließ sich nicht mit völliger Gewißheit ausmitteln; aber die allgemeine Stimme des Volkes klagte den Kaiser selbst als den Mordbrenner seiner Hauptstadt an. Zur Bewährung dieser Anklage wurde mancherley angeführt. Nero, hieß es, habe schon vor dem Brand, als einer seiner Tischgenossen äusserte: „die Erde mag in Feuer aufgehen, wenn ich todt bin", die Antwort gegeben: „nein sie mag verbrennen, wenn

wenn ich noch lebe". Während des Brandes, hieß es ferner, habe man verschiedene seiner Leute betroffen, welche Werg und Pech umherwarfen, und dabey öffentlich erklärten, daß sie dazu befehliget wären; noch andre seiner Leute sollten die steinernen Mauern einiger Vorrathshäuser, deren Boden Nero zur Vergrößerung seines Pallastes zu haben wünschte, mit Gewalt niedergerissen haben. Er selbst, hieß es weiter, habe von einem Thurm herab dem Brande zugesehen, und in der Tracht eines Schauspielers ein Lied auf die Zerstörung Trojas gesungen. Auch führte man einen doppelten Grund dieses frevelnden Beginnens an. Nero sagte man, habe die Stadt darum anbrennen lassen, theils weil er, der nach Tyrannen Weise sein größtes Vergnügen an gräßlichen Scenen fand, sich an dem Anblick einer brennenden Stadt weiden wollte; theils weil er, von Eitelkeit und einer unsinnigen Baulust ergriffen, nach der Ehre strebte, die Stadt neu aufzubauen und nach seinem Namen zu benennen.

Um diesen Verdacht der Mordbrennerey, der so laut und unverhohlen ihn traf, von sich abzuwenden, erheuchelte Nero ein Mitleiden, das seiner Seele fremd war. Er öffnete das Marsfeld samt allen daselbst befindlichen Gebäuden, ja seine eignen Gärten zur Aufnahme der unglücklichen Ab-

gebrannten, ließ in der Eile Hütten zu ihrem einstweiligen Unterkommen errichten, und von Ostia und andern benachbarten Städten Hausgeräthe und einen hinreichenden Vorrath von Getreide herbeykommen, das er um einen sehr mäßigen Preis unter die Hülfsbedürftigen austheilte. Auch unterstützte er die, die ihre Häuser nach seinem Plane wieder aufbauten. Aber wie sehr er sich auch bemühete, durch Handlungen der Menschlichkeit das Volk wieder für sich zu gewinnen: so konnte er doch den Verdacht, Rom angesteckt zu haben, nicht von sich abwenden. Da gerieth er auf das verzweifelte Mittel vieler Bösewichter, die den Verdacht, der sie belastet, dadurch von sich abzuwälzen suchen, daß sie Andre des Verbrechens beschuldigen, das sie selbst begangen haben. Er gab vor, daß die Christen, deren damals schon viele in Rom lebten, jene Feuersbrunst angestiftet hätten. Zwar zeigte eine nähere Untersuchung gar bald das Unstatthafte dieser Beschuldigung; aber da der Haß des Volkes einmal gegen die Christen entzündet war, und da Nero durch eine grausame Behandlung derselben seine Beschuldigung gegen sie rechtfertigen zu können meinte: so wurde eine eben so ungerechte als grausame Verfolgung gegen sie verhängt. Viele wurden enthauptet, einige ans Kreuz geschlagen, andre in die Häute wilder Thiere eingenähet und der Wuth der Hunde Preis gegeben, noch andre

mit

mit Werg und Pech umwickelt, und in der Nacht angebrannt, um als Fackeln zu leuchten. Nero selbst gab seine Gärten zu diesem grausamen Schauspiele her, und begleitete dasselbe mit einem Pferderennen.

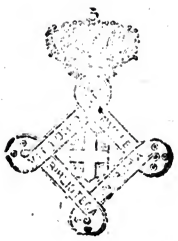
Diese schreckliche Verfolgung, die erste die von Seiten der Römer gegen die Christen verübt wurde, erstreckte sich nicht bloß über Rom, sondern (wenigstens) über ganz Italien, und dauerte nicht bloß einige Tage, sondern bis zu Neros Tode; wenigstens finden wir nirgends, daß er seine Strafbefehle gegen die Christen zurückgenommen habe. Die Zahl der also Ermordeten ist unbekannt; aber bekannt ist es, daß sich die beyden Apostel Petrus und Paulus unter denselben befanden, von denen dieser enthauptet und jener gekreuziget wurde. Eben so bekannt ist es aber auch, daß die Christen alle Martern, die die abscheuliche Bosheit ihrer Würger über sie verhängte, mit einer Standhaftigkeit und Freudigkeit erduldeten, die, wie sie aus der Kraft ihres herzerhebenden Glaubens floß, so auch viele Andre zu eben diesem Glauben hinführte.

5.
Fortsetzung.
Hinrichtung des Seneca.

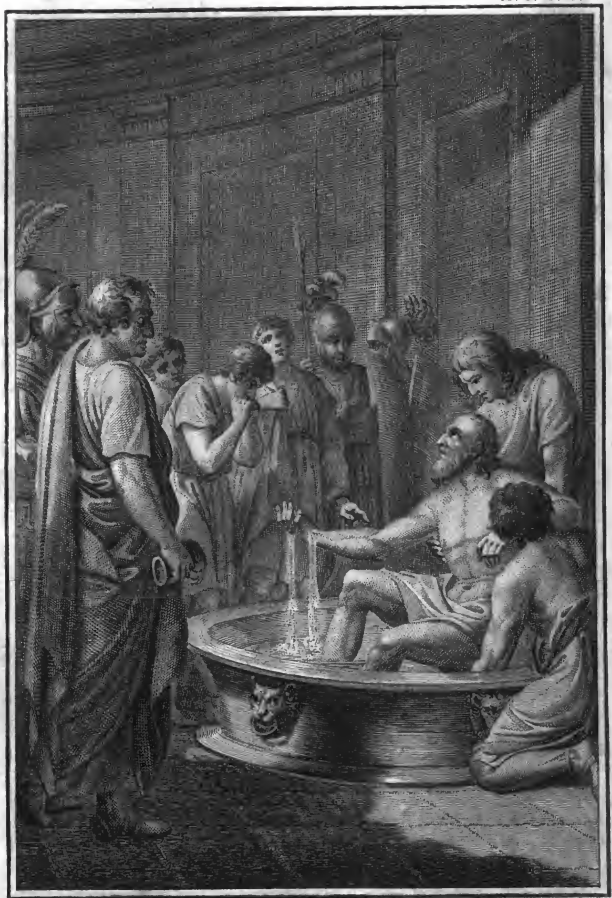
Die grausamen Gewaltthätigkeiten des Nero ermüdeten endlich die Geduld der Römer, und es entspann sich im vierzehnten Jahr seiner Regierung (ums Jahr 66) eine Verschwörung gegen ihn, an welcher Senatoren, Ritter, Soldaten, ja auch Weiber Antheil nahmen. Cajus Piso, ein vornehmer Römer und bey dem Volke beliebt wegen seines einnehmenden Wesens, stand an der Spitze der Verschwornen. Ihm war der Thron zugedacht, wenn das Unternehmen gelänge. Aber es gelang nicht! Die Verschwörung wurde, noch ehe sie zur völligen Reife gedieh, entdeckt, und gab dem Nero neuen Vorwand zur Befriedigung seiner Blutgier. Die Verschwornen und wer mit ihnen in einiger Verbindung stand, dann alle, deren Leben dem Tyrannen lästig war, wurden hingerichtet.

Zur Zahl der letztern gehörte auch der berühmte Philosoph Seneca, bey dessen Leben und Tod zu verweilen um so mehr gebührt, je mehr dessen lehrreiche Schriften noch jetzt unsre Bewunderung und Beherzigung verdienen.

Lucius



B. I. T. IV.



D. Schubert del. Mono Haas sc. Berlin.

Tod des Seneca.

Dieß weihe ich als Trankopfer dir, Jupiter, dem Befreyer!

Lucius Annäus Seneca, ein Sohn des Rhetors Marcus Annäus Seneca, geboren zu Corduba in Spanien, in Rom aber gebildet, und zu Staatswürden und Ansehn am kaiserlichen Hofe erhoben, war während der Regierung des Claudius durch den Einfluß der Messalina nach Corsica verbannt, und nach acht Jahren durch dessen zweyte Gemahlin, die oben geschilderte Agrippina, zurückgerufen, und zum Lehrer des Nero ernannt worden. Als Nero Kaiser geworden war, blieb ihm Seneca noch mehrere Jahre als Rathgeber zur Seite; und wenn der Anfang dieser Regierung als löblich gepriesen wird, so ist dieß vorzüglich den Rathschlägen des leztern zuzuschreiben. Indessen folgte Nero häufiger den Eingebungen seiner Lüste, als der Weisheit des Seneca; oder bediente sich dieser nur wo er glänzen, oder seine Verbrechen beschönigen wollte. So war die pomphafte Rede, die er bey seiner Thronbesteigung zu Ehren des Kaisers Claudius hielt, ein Werk des Seneca; und so mußte eben dieser Philosoph das Schreiben an den Senat abfassen, durch welches Nero seinen Muttermord zu rechtfertigen suchte.

Unglücklich ist fürwahr der Mann, der bey einem hohen Gefühl für's Gute das Schicksal hat, an dem Hofe eines verderbten Fürsten zu leben. Er sieht so viel Böses um sich her, und

kann

kann es nicht hindern; sein Ernst und Eifer für das Gute dient Andern zum Gespött; dieß Gespött macht ihn kleinmüthig, und nicht selten wird er selbst zu Handlungen fortgerissen, die seinen Gefühlen und Grundsätzen entgegen sind. So erging es auch dem Seneca. Hätte er in der Einsamkeit gelebt, sein Wandel würde vielleicht ganz rein und unbefleckt von dem Anhauch des Niedrigen und Schlechten erscheinen; aber die Prüfungen des Hoflebens bestand er nicht mit der Würde des Weisen! Manchmal wurde er dadurch zu zweydeutigen Schritten verleitet, und namentlich ladete er den Vorwurf der Habsucht, eitler Prunksucht und feiger Menschenfurcht auf sich. Indessen scheint es, daß er in bessern Stunden sich wieder zu erheben suchte. Denn noch während seines Aufenthalts am Hofe schrieb er die meisten jener herrlichen Werke, in denen er die Schlangengewinde der Thorheit und des Lasters mit tiefeindringendem Blicke enthüllt, reine und unwandelbare Liebe zur Tugend, hochherzige Verachtung der zeitlichen Güter, weise Mäßigung im Genusse des Glücks, und ausdauernde Standhaftigkeit bey den Stürmen des Unglücks stark und nachdrücklich empfiehlt.

Doch entging er darum nicht den Schmähungen seiner Feinde. Um den Nero gegen ihn zu erbittern

bittern und dadurch seinen Sturz zu bewirken, breiteten sie aus, daß sein Vermögen den Stand eines Privatmannes übersteige und noch täglich vergrößert werde; daß seine Gärten an Schönheit, seine Landgüter an Pracht die Gärten und Landgüter des Nero weit überträfen; und daß er die Gunst der Bürger zu erschleichen suche. Dann warfen sie ihm vor: er eigne sich das Talent der Beredsamkeit allein zu; er strebe nach dem Ruhm des Dichters seitdem Nero die Dichtkunst lieb gewonnen habe; er verhöhne öffentlich die Vergnügungen des Kaisers, mache dessen Singen lächerlich, verkleinere dessen Geschicklichkeit im Pferdelenken, und nichts solle herrlich und groß im Staate seyn, als was von ihm ausgehe. — „Nero", setzten sie endlich hinzu, „ist doch kein Kind; er steht in der Blüthe seiner Jahre, kann den Hofmeister entbehren, und in den großen Beyspielen seiner Ahnen genugsame Belehrung finden".

Seneca kannte diese Beschuldigungen und da der ernste Burrus, der redlichste Rathgeber des Nero, gestorben, dieser aber immer mehr ihm abgewendet war: so faßte er im sechzigsten Jahre seines Alters einen Entschluß, den er um seiner Ehre willen früher hätte fassen sollen, den Entschluß, den kaiserlichen Hof zu verlassen. Er ging

daher

daher zum Nero, dankte ihm für die erhaltenen Würden und Reichthümer, und trug ihm die doppelte Bitte vor, daß ihm erlaubt seyn möchte, sein ganzes Vermögen dem Kaiser zurückzugeben und sich in die Einsamkeit zurückzuziehen. Nero antwortete mit eben so viel Feinheit als Verstellung. Er fing mit der Aeusserung an, daß er es dem Seneca verdanke, daß er dessen überdachte Rede sogleich beantworten könne; rühmte dann die heilsamen Lehren und Vorschriften, womit dieser seine Kindheit und Jugend geleitet habe; erklärte, daß, was er dem Seneca gegeben, in keinen Vergleich zu setzen sey mit dem, was er von ihm empfangen habe; und bat ihn, seine Güter zu behalten und fernerhin durch seine Weisheit und Erfahrung die leichtstrauchelnde Jugend seines Fürsten zu leiten. Diese Antwort begleitete er, der Abneigung unter heuchlerischen Liebkosungen zu verbergen wußte, mit Umarmungen und Küssen; und Seneca dankte für diese Aeusserung gnädiger Gesinnungen. „So schließen sich", sagt Tacitus, der dieses alles berichtet, „so schließen sich meistentheils die Unterredungen mit Fürsten!"

Indessen hatte Seneca das Trügerische, das in allen diesen Schmeicheleyen des Nero lag, sehr wohl begriffen. Er änderte daher sein seitheriges Betragen; zog sich so viel er konnte, zurück; entfernte

fernte die Schaar derer, die ihm aufzuwarten pflegten, vermied alles Gefolge von Begleitern, und erschien selten öffentlich in der Stadt, indem er Kränklichkeit und Liebe zum Studiren vorschützte. Dabey verblieb er noch in einiger Verbindung mit dem kaiserlichen Hofe. So vergingen einige Jahre (63 bis 66 nach Chr. Geb.). Als aber Nero nach jener Feuersbrunst in Rom alle Arten von Raub und Erpressungen verübte, so bat Seneca, aus Furcht das Volk möchte ihm die Schuld davon beymessen, abermals um seine Entlassung. Aber sie wurde ihm verweigert. Nun zweifelte er nicht, daß es wahr sey, was das Gerücht ihm zuflüsterte: Nero gehe damit um, ihn zu vergiften. Er verschloß sich daher, unter dem Vorwand einer Krankheit, in sein Schlafzimmer und stillte seinen Hunger mit Wurzeln und seinen Durst mit fließendem Wasser. Allein er fand die Sicherheit nicht, die er suchte.

Nero haßte im Seneca den ernsten Sittenlehrer; die Achtung, die den Philosophen auch in die Zurückgezogenheit begleitet hatte, war ihm ein Vorwurf seiner eignen moralischen Häßlichkeit, und er trachtete recht eifrig nach dessen Untergang. Einen Vorwand hierzu gab ihm die oben erwähnte Verschwörung des Piso. Ein Theilnehmer derselben, Natalis, der Neros Erbitterung gegen

gegen den Seneca kannte, und vielleicht auf Anklage des letztern seine eigne Rettung baute, hatte ausgesagt: „Piso habe ihn zum Seneca, der damals krank gewesen, geschickt, um über verweigerten Zutritt zu klagen, und ihm vorzustellen, daß ihnen beyden eine mündliche Unterredung sehr wichtig seyn würde. Hierauf habe Seneca geantwortet, öftere Besuche und Unterredungen könnten sie beyde verdächtig machen; übrigens beruhe seine Wohlfahrt auf Pisos Sicherheit". Nero faßte diese Aussage auf, und schickte sogleich den Cranius Silvanus, einen Obersten der prätorischen Cohorte an den Seneca, um ihn deshalb zu vernehmen.

Seneca hatte sich gerade an diesem Tage, entweder von ungefähr oder absichtlich von seinem campanischen Landgute in ein anderes, nahe bey Rom, begeben. Gegen Abend kam Cranius Silvanus daselbst an, umringte dasselbe mit seinen Soldaten und trat dann ins Zimmer des Philosophen, um ihn wegen jener Aussagen zu vernehmen. Seneca, der eben mit seiner Gattin Paulina und zween seiner Freunde speiste, gestand: „Natalis sey an ihn abgeschickt worden, und habe sich im Namen des Piso beklagt, daß diesem der Zutritt zu ihm versagt werde; er selbst habe sich mit seiner schwächlichen Gesundheit und seiner Neigung zur Ruhe entschuldigt. Uebrigens habe er keine Ursache

sache gehabt, die Wohlfahrt eines Privatmannes seiner eignen Sicherheit vorzuziehen. Schmeicheleyen zu sagen, liege nicht in seinem Character; das wisse niemand besser, als Nero, der mehr Proben der Freymüthigkeit als des Sclavensinns von ihm erfahren habe".

Nero vernahm diese Antwort in Gesellschaft seiner schlechten Rathgeber, der boshaften Poppäa und des ausgelassenen Tigellinus; und ohne sie zu prüfen, fragte er bloß, ob wohl Seneca darauf denke, sich selbst das Leben zu nehmen? Da der Kriegsoberste dieß verneinte, so befahl er ihm, sogleich zurück zu kehren und dem Seneca bekannt zu machen, daß er sterben müsse.

Dieß geschah! Unerschrocken hörte Seneca den Mordbefehl. Er verlangte nichts, als seinen letzten Willen aufzusetzen. Als ihm dieß verweigert wurde, wendete er sich gelassen an seine Freunde und sprach: „Obschon ich eure Verdienste nicht würdig belohnen darf, so kann ich doch ein Vermächtniß — das einzige und vielleicht das wichtigste, was ich mein nenne — euch hinterlassen, nämlich das Bild meines Lebens. Wenn ihr dieses im Andenken erhaltet, so werdet ihr den Ruhm wissenschaftlicher Bildung und beharrlicher Freundschaft behaupten". — Seine Gat-

tin

tin und Freunde zerflossen in Thränen; er aber blieb standhaft, und suchte sie zu trösten, indem er bald sanft, bald ernst ihnen zuredete. „Wo sind", fragte er sie, „wo sind jetzt die Lehren der Weisheit? Wo ist jetzt das längst überdachte Betragen bey plötzlichen Unfällen? Wem von uns war die wilde Grausamkeit des Nero unbekannt? Darf man sich wundern, daß er, nach Ermordung seiner Mutter und seines Bruders, auch seines Lehrers und Erziehers nicht schont?"

Als er dieß gesagt hatte, umarmte er seine Gattin. Seine Standhaftigkeit ward erschüttert; doch sammelte er sich bald wieder, und bat und beschwor Paulinen, ihren Schmerz zu mäßigen, und nicht auf immer demselben nachzuhängen, sondern in dem Rückblick auf sein schuldloses Leben den edelsten Trost bey seinem Tode zu suchen. Doch Paulina erklärte mit Festigkeit, „auch sie habe beschlossen zu sterben", und forderte den Abgeordneten des Kaisers auf, sie zugleich mit ihrem Gemahl zu tödten. Diese Aeusserung von Liebe und Seelengröße rührte den Seneca; er wollte seiner Gattin den Nachruhm, den ihr diese heldenmüthige Aufopferung verbürgte, nicht entziehen, und zugleich fürchtete er auch, daß sie nach seinem Tode manchfaltige Kränkungen erleiden möchte. Er antwortete daher nach einem kurzen Stillschweigen:

„Die

„Die Tröstungen des Lebens hatte ich dir gezeigt, dich aber reizt mehr der Glanz des Todes, und ich gönne dir ein so hervorstrahlendes Beyspiel. So sey denn Standhaftigkeit bey unsrem Ausgang aus dem Leben uns beyden gemein, und größrer Ruhm ruhe auf deinem Hinscheiden".

Hierauf ließen sich beyde zu gleicher Zeit die Adern am Arme öffnen. Aber nur langsam entfloß das Blut dem Seneca, weil er alt und durch sparsamen Genuß der Lebensmittel ganz entkräftet war. Er ließ sich daher auch an den Füßen und an den Kniegelenken die Adern öffnen; und da er fürchtete, daß sein Schmerz den Muth seiner Gattin erschüttern, oder daß er selbst durch den Anblick ihrer Leiden zur Zaghaftigkeit herabsinken möchte: so beredete er sie, in ein andres Zimmer zu gehen. Sie ging, und er, den seine Beredsamkeit auch in den letzten Augenblicken nicht verließ, rief Schreiber zu sich, und dictirte ihnen mehreres, was damals allgemein bekannt wurde, für uns aber verloren gegangen ist.

Unterdessen nahmen seine Schmerzen immer mehr zu, da der Tod nur langsam nahete. Er bat daher den Statius Annäus, den er seit langer Zeit als einen geschickten Arzt und treuen Freund erprobt hatte, ihm ein schon längst zubereitetes

Gift

Gift darzureichen. Annäus brachte einen Becher voll Schierling, und Seneca leerte ihn aus; aber ohne Erfolg, denn seine Glieder waren schon erstarrt. Nun ließ er eine Wanne mit warmem Wasser herbeybringen, und sich in dieselbe hineinheben. Sclaven und Soldaten umringten ihn. Da hob er die Hand voll Wasser empor und sprach: „Dieß weihe ich als Trankopfer dir, Jupiter, dem Befreyer“ *). Aber auch so fand er seinen Tod nicht. Da ward er endlich in ein heißes Bad getragen und durch die Dämpfe desselben erstickt, im drey und sechzigsten Jahre seines Alters!

Sein Leichnam wurde ohne Pomp auf einen Scheiterhaufen getragen und verbrannt; denn so hatte er es verordnet, zu einer Zeit, da er noch im Genuß des Ansehns und Reichthums war. — Seine Gattin aber wurde am Leben erhalten. Denn da Nero keine persönliche Feindschaft gegen sie hegte, und da er fürchtete durch ihren Tod das Gehäßige seiner Grausamkeit zu vermehren: so gab er Befehl sie zu retten. Auf Antrieb der Soldaten verbanden also Sclaven und Freygelassene ihre Wunden, vielleicht ganz ohne ihr Wissen.

*) S. das Kupfer, Taf. IV.

Wissen. Sie lebte hierauf noch einige Jahre im steten Andenken an ihren Gemahl, und ihr blieb eine bleiche Todtenfarbe, die deutlich zeigte, daß sie mehr als Thränen um den Geliebten vergossen hatte.

Der Tod des Seneca ist häufig mit dem Tod des Sokrates verglichen worden; ja Seneca selbst, der in seinen Schriften den Sokrates als den vollendetsten Weisen und als das nachahmungswürdigste Beyspiel aufstellt, scheint ihn bey seinem Sterben zum Vorbild genommen zu haben: aber erreicht hat er dieses Vorbild nicht. Die ungeschminkte Ruhe und tiefrührende Einfalt, welche das ganze Leben und die letzten Stunden des griechischen Weisen verklärt, findet sich nicht bey dem römischen. Ausdauernde Standhaftigkeit ist beyden gemein; aber bey dem einen stützt sich diese auf edles Selbstbewußtseyn und frommen Glauben, bey dem andern auf Glanz und Hoffnung des Nachruhms; dort ist alles Natur, hier vieles gekünstelt. Ueberhaupt läßt sich Manches zum Tadel des Seneca sagen; jedoch auch Vieles zu seiner Entschuldigung. Wahr ist es, er erscheint größer in seinen Schriften als in seinem Leben; wahr ist es, er hing eitler Prunksucht und der Liebe zum Reichthum mehr nach als einem Weisen gebührt, und es fehlte ihm oft an Stärke, das Wahre und Edle auch gegen den

Frevel der Mächtigen zu vertreten: aber wahr ist es auch, daß er in einer Lage und unter Umständen lebte, wo es schwer wird, den Forderungen der Pflicht unverbrüchlich treu zu bleiben; und leichter ist es immer, seine Fehler zu tadeln, als das Herrliche zu erreichen, was in ihm lag. Möge also die Erde seine Fehler bedecken; uns aber bleibe, ihm zum dauernden Nachruhm, die dankbare Benutzung seiner vortrefflichen Lehren und Warnungen!

V.

Tod des Nero.

Es ist ein Trost für die unterdrückte Menschheit, zu sehen, daß der Wüthrich, der gegen ihre heiligsten Rechte frevelt und ungescheut die ehrwürdigsten Pflichten mit Füßen tritt, selten einen guten Ausgang nimmt, und früher oder später mit einem schmählichen Umsturz seines Glücks, oder mit den Quaalen einer furchtbaren Gewissensangst, oder mit den Schrecknissen eines martervollen Todes die Schuld bezahlt, die er durch seine Verbrechen verwirkt hat.

Dieser Trost bewährt sich auch durch die letzten Schicksale des Kaisers Nero. Fast vierzehn Jahre

Jahre hatte dieser Tyrann gewüthet, hatte Verbrechen auf Verbrechen, Schandthaten auf Schandthaten gehäuft, als endlich, zuerst in Gallien durch den patriotisch gesinnten Julius Vindex, dann in Spanien durch den hochbejahrten Sergius Galba ein Aufstand [illegible] ihn losbrach, der sich bald durch die übrigen Provinzen, ja bis nach Rom verpflanzte und den schuldbelasteten Tyrannen von der Höhe seines Glücks in den Abgrund der Verzweifelung hinabschleuderte.

Die erste Nachricht von dem Aufstand des Vindex hörte Nero mit stumpfsinniger Gleichgültigkeit an, ja er freute sich darüber, weil er dadurch einen neuen Vorwand zur Befriedigung seiner Mord- und Raubgier zu finden meinte; und nur das jagte ihn in Zorn, daß ihn Vindex einen ungeschickten Harfenspieler und Sänger genannt hatte. Er konnte nicht aufhören, sich darüber zu beklagen: fragte seine Freunde, ob sie wohl einen bessern Harfenisten und Sänger kennten als ihn? und trug dem Senat auf, diesen Schimpf aufs strengste zu rügen, — wobey er zugleich anführte, daß eine Heiserkeit seiner Stimme ihn hindere, persönlich in Rom zu erscheinen. Indessen liefen immer dringendere Nachrichten von dem Fortgang der Unruhen in Gallien ein. Nero reiste daher nicht ohne Furcht von Neapel, wo er sich seither aufgehalten

hatte, nach Rom. Doch schon unterwegs verschwand seine Furcht, als er auf einem Grabstein das Bild eines römischen Ritters erblickte, der einen zu Boden geworfenen Gallier bey den Haaren schleppte. Er sah darin ein günstiges Anzeichen, dankte den Göttern, und achtete, als er nach Rom gekommen war, den Aufstand des Vinder so wenig, daß er sich größtentheils nur damit beschäftigte, seinen Freunden musikalische Instrumente von seiner Erfindung vorzulegen, wobey er spöttisch hinzusetzte: „wenn Vinder es erlaube, werde er diese Instrumente bald öffentlich auf der Bühne zeigen".

Es liegt im Character leichtsinniger Thoren, daß sie lange in dem Wahn sorgloser Sicherheit beharren, dann, aus demselben aufgescheucht, plötzlich zur betäubendsten Furcht übergehen und sich nun eben so zaghaft als unentschlossen zeigen. Dieß war auch hier der Fall. Nero verachtete den Aufstand des Vinder, weil er, verblendet durch den langjährigen Genuß einer unverdienten Macht, sich zu hochgestellt hielt, als daß irgend eine Gefahr ihn erreichen könnte. Als er aber hörte, daß auch Galba in Spanien von ihm abgefallen wäre, da ergriff ihn zuerst eine grauenvolle Ahnung seines nahen Sturzes. Sprachlos und halbtodt lag er eine Zeitlang da, und als er

wieder

wieder zu sich kam, zerriß er sein Kleid, stieß seinen Kopf gegen die Wand, und schrie laut: „seine Unglücksfälle hätten nicht ihres Gleichen! die Herrschaft werde ihm noch bey seinen Lebzeiten entrissen!“ Gleichwohl beharrte er in seiner Schwelgerey, und jede Nachricht, die ihm nur irgend einigen Schein der Hoffnung gab, setzte ihn ausser sich vor Freude, und trieb ihn zu Spöttereyen gegen die abtrünnigen Statthalter. Wenn er aber dann über seine Lage und Zukunft nachsann, so verfiel er auf die abscheulichsten und wahnwitzigsten Anschläge. Alle Generäle und Statthalter wollte er als Mitverschworene hinrichten lassen, ferner alle Verwiesene und alle Gallier in Rom, damit sie sich nicht mit den Abtrünnigen vereinigten. Gallien selbst sollte geplündert, der römische Senat durch Gift getödtet, Rom in Brand gesteckt, und zugleich die wilden Thiere losgelassen werden, damit das Volk am Löschen gehindert würde. Zwar gab er diese barbarischen Anschläge bald wieder auf; aber nicht aus Reue, sondern aus Ueberzeugung, daß er sie nicht würde ausführen können. Nun wollte er gegen die Abtrünnigen zu Felde ziehen; aber wie? Nicht die Spitze wollte er ihnen biethen; nein, er glaubte es wäre genug, wenn er, sobald er nach Gallien käme, sich unbewaffnet zeigte und mit Anstand weinte; das würde, wähnte er, die Abtrünnigen so

rüh-

rühren, daß sie auf der Stelle sich wieder mit ihm aussöhnen müßten; und dann wollte er, froh unter den Frohen, Siegesgesänge anstimmen! Wirklich dachte er schon an die Verfertigung solcher Siegsgesänge; auch ließ er eine Menge Wagen herbeyschaffen, die musikalische Instrumente und Verzierungen der Schaubühne aufladen sollten; seinen Buhlerinnen aber ließ er die Haare abschneiden und sie mit Streitäxten und Schilden bewaffnen, damit sie als Amazonen ihm folgen sollten.

Indessen stellte er doch auch Werbungen in Rom an; aber mit schlechtem Erfolg. Denn schon regte sich auch hier der Geist des Aufruhrs, und niemand fand sich, der für den Tyrannen fechten wollte. Da befahl er, daß jeder Herr eine bestimmte Anzahl der bewährtesten Sclaven stellen sollte, forderte ausserordentliche Steuern von allen Ständen des Staates, und verlangte, daß diese in Gold- und Silbermünzen von der feinsten Gehalte und dem neuesten Gepräge entrichtet werden sollten. Schon dadurch wurde das Volk erbittert, aber noch mehr, als Nero selbst der Noth desselben spottete. Denn während eines eingetretenen Brodmangels, als man schon längst neue Zufuhr aus dem kornreichen Aegypten in Rom erwartet hatte, erschien auf Neros Veranstaltung

ein

ein ägyptisches Schiff, aber nicht mit Getreide beladen, sondern mit feinem Sand zum Behuf der Fechterspiele. Darüber gerieth das Volk in Wuth und beging ungeahndet die gröbsten Ausschweifungen.

Jedoch war noch nicht alles für Nero verloren. Vindex in Gallien war von dem Statthalter in Oberdeutschland, Virginius Rufus, geschlagen, und hatte hierauf sich selbst entleibt. Dieß hatte auch auf den Galba nachtheilig gewirkt. Mehrere seiner Truppen hatten ihn verlassen, einige Sclaven hatten eine Verschwörung wider sein Leben angestiftet, und er hatte sich fast hoffnungslos zurückgezogen. Aber Nero, wie von Blindheit geschlagen, wußte von allen diesen Vorgängen keinen Vortheil zu ziehen; ja er that nichts, um den Beystand der Soldaten, die allein ihn schützen konnten, an sich zu ketten, und erbitterte überdieß, wie wir eben gehört haben, das Volk, das bisher an ihm gehangen hatte. — So muß selbst die Verblendung der Menschen dazu dienen, die Plane der Vorsehung zu fördern!

Und wie schrecklich wurde Nero aus seiner Verblendung aufgescheucht! Während schon die drohenden Ereignisse, die sich um ihn her gestalteten, dann traurige Vorbedeutungen und furchtbare

Träume

Träume ihn mit Schrecken und Angst erfüllten, — erhielt er die Nachricht, daß auch die übrigen Heere von ihm abgefallen wären. Ausser sich vor Schrecken wirft er den Tisch um, an dem er eben speist; zerschmettert die kostbaren Gefäße, die ihm in die Hände fallen; fordert Gift von Locusten, das er in eine goldene Büchse schließt, und eilt in die servilischen Gärten, um sich in dem Hafen von Ostia einzuschiffen!

Aber wohin soll er flüchten? was soll er beginnen? Er weiß es nicht. Bald will er zu den Parthern flüchten, bald sich dem Galba zu Füßen werfen; dann wieder will er Trauerkleider anlegen, den Rednerstuhl besteigen, das Volk um Verzeihung anflehen, und, würde ihm auch die Oberherrschaft genommen, mit der Statthalterschaft über Aegypten zufrieden seyn. Aber man sagt ihm, das Volk sey so erbittert, daß es ihn schon auf dem Wege zur Rednerbühne zerreißen würde; und als er die Obersten und Hauptleute seiner Leibgarde auffordert, ihn zu begleiten, so wagt schon einer derselben ihm zuzurufen: „Ist's denn so schwer zu sterben?“ — In völliger Unentschlossenheit über das, was er thun soll, legt er sich schlafen.

In-

Inzwiſchen wurde ſein Sturz durch einen Menſchen vollendet, von dem er dieß am wenigſten fürchten mochte. Nymphidius Sabinus, den Nero vom niedrigſten Staube zum Oberbefehlshaber der Leibwache erhoben hatte, ſahe die hoffnungsloſe Lage ſeines Beſchützers und das hohe Alter des kinderloſen Galba, und glaubte durch die Unterdrückung des einen und durch die Beförderung des andern Ausſichten zum Throne zu gewinnen. Er verſicherte daher den Leibwachen, daß Nero ſchon entwichen ſey, beredete ſie den Galba zum Kaiſer auszurufen, und verſprach ihnen in deſſen Namen 7500 Drachmen *) auf den Mann zum Geſchenk. Die Soldaten wurden durch dieſe Vorſpiegelungen gewonnen; ſie entſagten ihrer alten Treue gegen das Haus der Cäſaren, und huldigten dem Galba.

Um Mitternacht erwachte Nero aus ſeinen ſorgenvollen Träumen; und — o Schrecken! — ſeine Leibwache hat ihn verlaſſen. Er ſpringt auf, läßt ſeine Freunde rufen; aber er hat keine mehr. Er eilt zu ihren Thüren; aber ſie ſind verſchloſſen. Nun kehrt er in ſeinen Pallaſt zurück; aber ſeine Wächter ſind geflohen, ſeine Gemächer ausgeplündert,

*) Ueber 1600 Thaler nach unſerm Gelde.

dert, und selbst die goldene Büchse mit dem Gifte der Locusta ist weggeschleppt. Verzweifelungsvoll schickt er nach einem berühmten Fechter, der ihm den Todesstoß beybringen soll; aber auch dieser weigert sich zu kommen. Darauf läuft er der Tiber zu, um sich in dieselbe zu stürzen; aber zu zaghaft kehrt er wieder um, und sucht einen verborgenen Winkel, um, wie er sagt, seinen Geist zu sammeln. Da biethet ihm ein mitleidiger Freygelassener, Namens Phaon, einen Zufluchtsort auf seinem nahen Landgute an.

Hastig ergreift Nero dieß Anerbiethen, als den letzten Anker seiner Hoffnung. Mit vier Personen, die von so viel Tausenden noch an ihm hangen, setzt er sich zu Pferde, und verläßt Rom, schlecht bekleidet, mit bloßen Füßen, und, um nicht erkannt zu werden, mit verhülltem Gesichte. Neue Schreckniße quälen ihn! Die Erde scheint unter den Tritten seines Pferdes zu zittern, Blitze umkreuzen ihn, und er glaubt die Geister seiner Ermordeten um sich zu sehen. Dann hört er, als er vor den Casernen der Prätorianer vorbey reitet, daß sie ihn verfluchen, und dem Galba Heil und Segen wünschen. Ein Wandrer, der ihm begegnet, ruft: „Diese verfolgen gewiß den Tyrannen!“ — und ein andrer fragt: „Was giebt es Neues vom Nero?“ — Gleich darauf wird sein Pferd beym

beym Anblick eines am Wege liegenden Aases scheu. Nero verliert darüber das Tuch, womit er sein Gesicht verhüllt hatte, und wird von einem Soldaten der Leibwache erkannt. Dadurch aufs neue beunruhiget, verlassen er und seine Gefährten, sobald sie an einem Scheideweg gekommen sind, die Heerstraße und ihre Pferde, und winden sich zu Fuß auf einem schmalen Pfad zwischen dichtem Gebüsche und Dornen bis zu einer Mauer, die die Hinterseite von Phaons Landgute umschloß.

Aber wie sollte er nun unbemerkt in das Landgut kommen? Phaon räth ihm, sich in eine nahe Sandgrube zu verbergen; doch Nero will nicht, wie er sagt, lebendig begraben seyn, und läßt eine Oeffnung in die Mauer brechen. Inzwischen schöpft er, vom Durst geplagt, mit eignen Händen Wasser aus einer nahen Pfütze, wobey er wehmüthig ausruft: „Ist das der Trank eines Nero?" Kaum war nun die Oeffnung in der Mauer so weit, daß ein Mensch sich durchzwängen konnte, so kroch er auf Händen und Füßen durch dieselbe, und warf sich in die nächste Kammer, auf ein elendes Strohlager. Doch seine Angst ließ ihn nicht ruhen! Er empfand Hunger und Durst; aber er konnte nichts als laues Wasser zu sich nehmen. Die Umstehenden redeten ihm zu, seine Angst zu endigen, und den Gefahren, die ihm drohe-

droheten, durch einen freywilligen Tod zuvorzukommen; aber noch immer zu feig, sich selbst das Leben zu nehmen, suchte er ängstlich Aufschub zu gewinnen, und bat seine Freunde, ihm ein Grab zu bereiten, und Wasser und Holz zum Abwaschen und Verbrennen seines Leichnams herbeyzuschaffen. Und hierbey weinte er, gleich einem Kinde, und rief mehrmals unter Schluchzen aus: „Ach was für ein Künstler stirbt in mir!" — Elender Mensch, der du auch jetzt mehr an deine Vergnügungen als an deine Pflichten dachtest!

Unterdessen hatten auch die feigen Senatoren Muth gefaßt, sich gegen den Nero zu erklären. So lange er im Glücke war, hatten sie ihm niederträchtig geschmeichelt, und jedes seiner Verbrechen mit Beyfall gekrönt. Jetzt aber, ermuthigt durch den Abfall der Soldaten und des Volkes, und noch mehr durch die Nachricht von Neros Flucht, hielten sie am frühen Morgen eine Versammlung, worin sie den Galba zum Kaiser ausriefen, den Nero für einen Feind des Staates erklärten, und das Urtheil über ihn aussprachen, daß er nach Sitte der Vorfahren abgestraft werden sollte. Sogleich schickten sie auch Reiter aus, um ihn aufzusuchen, und der Gerechtigkeit zu überliefern.

Der

Der Beschluß des Senats wurde bald ruchbar, und ein Läufer des Phaon überbrachte diesem einen Brief, der die Nachricht davon enthielt. Schnell ergriff Nero diesen Brief, las und fragte zitternd, was das heiße, nach Sitte der Vorfahren abgestraft zu werden? Man antwortete, daß der also Verurtheilte nackt ausgezogen, an ein Halseisen geschlossen und zu Tode gepeitscht werde. Nero erbebte bey dieser Antwort und forderte zwey Dolche. Man reichte sie ihm dar. Er prüfte ihre Spitze; aber unentschlossen und zaghaft wie er war, legte er sie wieder bey Seite, mit den Worten: „seine Todesstunde sey noch nicht gekommen!" Hierauf bat er seine Gefährten, vor seinen Augen zu sterben, um durch ihr Beyspiel ihm Muth zu machen; dann schalt er wieder seine Feigheit und rief: „Auf, Nero, ermanne dich; es geziemt dir nicht, auf eine schimpfliche Art dein Leben zu verlängern!"

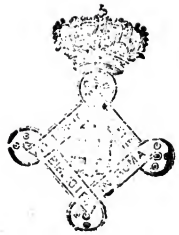
Kaum hatte er dieß gesagt, so näherten sich schon die vom Senat ausgeschickten Reiter. Er hörte den Hufschlag ihrer Pferde. Zitternd griff er nach einem Dolche und setzte ihn an die Kehle; aber noch immer fehlte es ihm an Muth, sich zu tödten. Da bat er seinen Geheimschreiber, den Freygelassenen Epaphroditus ihm behülflich zu seyn. Dieß geschah und Nero sank, von einer tödtlichen

Wunde

Wunde getroffen, darnieder. In demselben Augenblicke drang der Hauptmann, der ihn verhaften sollte, in das Gemach. Er sahe den Tyrannen in seinem Blute schwimmen, und suchte dasselbe, gleich als wäre er zum Beystand herbeygeeilt, mit seinem Mantel zu stillen. Aber Nero, ihn anstarrend, sprach: „Es ist zu spät!“ — dann: „Ist das deine Treue?“ — und verschied. Seine starren Augen blieben offen, so daß der Anblick des Todten noch Schrecken und Abscheu einflößte.

Wie ganz anders stirbt der Tugendhafte, wie ganz anders der Lasterhafte! Der Tod des Seneca zeigte uns die Ruhe und Heiterkeit der Seele, womit der Weise, wohl von manchen Schwächen befangen, aber keines Verbrechens schuldig, der Auflösung seines irdischen Lebens entgegen geht; aber der Tod des Nero mahlt uns die Martern eines erwachten Gewissens und die furchtbare Angst und Verzweifelung, die den Verbrecher in den letzten Augenblicken seines Lebens ergreift. Es gibt, ruft uns dieser Tod zu, ja es gibt eine heilige Vorsehung, die das Laster straft, und deren Arm auch der mächtigste Wüthrich nicht entgehen kann.

VI.



B. I. T. V.

Schubert del: Mono Haas Sc: Berlin

Sabinus und Epponina.

So vergingen neun Jahre. —

VI.

Sabinus und Epponina.

Ein schönes Beyspiel ehelicher Liebe und Treue sahe die römische Welt in den Tagen des Kaisers Vespasianus.

Julius Sabinus, unter den Lingonen, einer gallischen Völkerschaft, in der Gegend des heutigen Langres geboren, und, wie er selbst sagte, ein Urenkel des großen Dictators Julius Cäsar, war mit Gütern gesegnet, die ihm das glücklichste Leben zuzusichern schienen. Er war jung und talentvoll, besaß übermäßige Reichthümer, stand unter seinen Landsleuten im hohen Ansehn, und hatte zur Gattin eine der liebenswürdigsten Frauen, Epponinen, die männlichen Muth mit dem innigsten Zartgefühl in sich vereinigte. Aber alle diese Güter genügten dem hochaufstrebenden Ehrgeiz des Sabinus nicht. Ohne die großen Geistesgaben seines Ahnherrn, Julius Cäsar, zu besitzen, strebte er, wie dieser, nach der Oberherrschaft; aber er fand auch, wie dieser, hierbey den Untergang seines Glückes.

In den stürmischen Zeiten, die von dem Tode des Nero bis zur kräftigen Regierung des Kaisers Ves-

Vespasianus folgten, suchte sich Gallien der römischen Oberherrschaft zu entziehen. Dieß Unternehmen ward anfangs vom Glück begünstigt. Der größte Theil Galliens gerieth in Aufstand, ja auch die römischen Legionen daselbst wurden ihrem Vaterlande untreu, ermordeten ihre Feldherren, und schwuren dem Lande ihres jetzigen Aufenthalts den Eid der Treue. Mehrere vornehme Gallier standen an der Spitze des Aufstandes; aber unter allen ragte Sabinus hervor. Durch seine Reichthümer sammelte er ein großes Heer von Lingonen, und stolz auf seine Macht zerbrach er öffentlich die Tafeln, auf welchen ihr altes Bündniß mit den Römern eingegraben war, und ließ sich zum Kaiser ausrufen. Aber gar bald änderte sich die Lage der Sachen. Uneinigkeit unter den Galliern und gegenseitige Befehdungen machten es den Römern leicht, die alte Ordnung in Gallien wieder herzustellen.

Die Sequaner, eine gallische Völkerschaft, waren den Römern treu geblieben. Sabinus zog gegen sie mit seinen Lingonen. Es kam zur Schlacht, die er mit unüberlegter Hitze anfing und mit vorschneller Furcht endigte. Er erlitt eine völlige Niederlage. Das traurigste Loos schien nun den Geschlagenen beschieden. Viele derselben tödteten sich deshalb selbst, andre ergriffen die

Flucht.

Flucht. Auch Sabinus hätte sich durch die Flucht retten können; aber ihn fesselte die innigste Liebe an seine vortreffliche Gemahlin, mit der er erst seit kurzem verheyrathet war. Er suchte also, um seiner Epponina nahe zu bleiben, im Lande der Lingonen sich zu verbergen und wählte hierzu folgenden Ausweg.

In der Nähe eines seiner Landhäuser, an einem einsamen Orte, hatte er schon in den Tagen seines Glücks unterirdische Gewölbe zur Aufbewahrung seiner Schätze angelegt. Niemand wußte darum, als zwey seiner Freygelassenen, auf deren Treue und Verschwiegenheit er sicher bauen konnte. Zu diesem Landhause nahm er seine Zuflucht. Als er daselbst angekommen war, entließ er alle seine Sclaven, indem er ihnen erklärte, daß er durch Gift sein Leben endigen wolle. Sie gingen, und nur jene beyden Freygelassenen blieben bey ihm zurück. Nun zündete er das Landhaus an, und vergrub sich mit dem einen der Freygelassenen in die unterirdischen Grüfte, während der andre, Namens Martialis, auf sein Geheiß zur Epponina gehen und ihr melden mußte: „Sabinus habe sich durch Gift getödtet und sein Leichnam sey zugleich mit seinem Landhause verbrannt". — Sabinus suchte so das Gerücht von seinem Tode recht glaubhaft zu machen, und er erreichte seine Absicht. Der

Schmerz und die Trauer Epponinens ließ keinen Zweifel an dem Selbstmord ihres Gemahls übrig. Bald warf sie sich zur Erde, bald weinte und schrie sie, bald rief sie den Tod an, auch ihre Leiden zu endigen, und drey Tage und drey Nächte enthielt sie sich aller Nahrung, um ihr Hinscheiden zu beschleunigen.

Hatte es dem Sabinus schon vorher wehe gethan, seine Gattin über sein Schicksal zu täuschen, und ihr dadurch die bittersten Schmerzen zu bereiten: so vermochte er jetzt, da er hörte, daß sie zu sterben entschlossen sey, diese Täuschung nicht länger fortdauern zu lassen. Er schickte daher den Martialis zum zweyten Male an sie, und ließ ihr sagen, daß er lebe, aber auch wünsche, daß sie noch eine Zeitlang fortfahren möchte, ihn öffentlich als einen Todten zu betrauern. Welcher Wechsel der Gefühle in Epponinens Seele! Sie war hoch erfreut über diese Nachricht, aber sie verstand auch den Wink ihres Gemahls, und wußte ihre Freude zu mäßigen. Am Tage zeigte sie sich als die trostloseste Witwe; aber des Nachts begab sie sich zu ihrem Gemahl, und lebte so mit ihm sechs bis sieben Monate gleichsam in der Unterwelt.

Sabinus

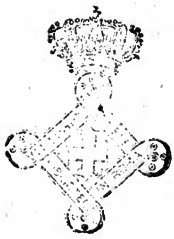
Sabinus hatte Freunde in Rom, durch diese hoffte er Gnade zu erlangen. Seine Gemahlin mußte daher nach Rom reisen, und er folgte ihr ganz unkenntlich, in verstellter Kleidung und mit abgeschornen Haaren. Aber diese Reise war fruchtlos, und nicht ohne Gefahr flüchteten beyde nach Gallien und in ihre Höhle zurück. Von nun an blieb Epponina beständig um ihren Gemahl. Nur selten kam sie zu ihren Freundinnen und Verwandtinnen; den größten Theil ihrer Zeit brachte sie abgeschieden von dem Tageslicht, in tiefster Verborgenheit bey ihrem Gemahl zu, und es war Freude im Schmerz, als sie ihm zwey Knaben ohne allen Beystand gebar, die sie selbst säugte und auferzog.

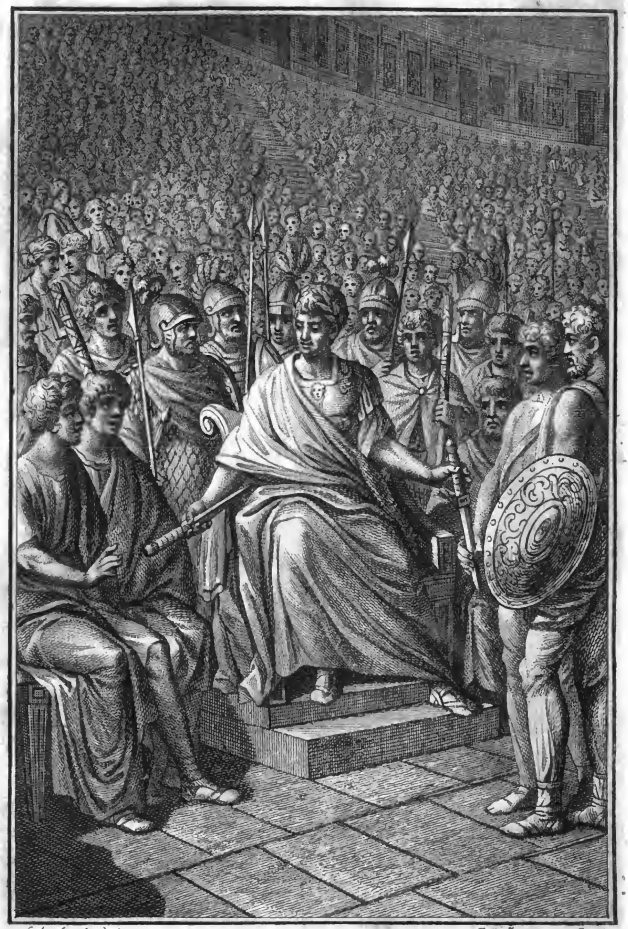
So vergingen neun Jahre*)! Endlich wurde ihr Aufenthalt durch einige Neugierige entdeckt und bekannt gemacht. Sabinus wurde alsobald gefesselt und mit seiner Gemahlin und seinen Kindern nach Rom geschickt. Ihr Einzug daselbst erregte allgemeine Theilnahme. Jedermann wollte den unglück-

*) Man sehe das Kupfer Taf. V. Der Künstler stellt hier die vom Sabinus ausgebaute und ausgeschmückte Höhle, ihn selbst, seine Gattin, seine beyden Kinder, und den Sclaven dar, der ihnen die nothwendigen Lebensbedürfnisse zutrug.

glücklichen Abkömmling des großen Cäsar sehen, und die seltene Frau, die mit so viel Muth und Treue an ihrem Gemahle hing. Sie selbst zeigte auch jetzt noch unerschrocknen Muth. Mit ihren Kindern warf sie sich dem Kaiser zu Füßen, und suchte ihn durch ihre Bitten und Thränen zum Mitleid zu bewegen. „Nur darum", sagte sie unter andern, „nur darum habe ich diese Kinder in den unterirdischen Grüften geboren und erzogen, damit wir in größrer Zahl deine Gnade gewinnen möchten". Alle Anwesenden wurden bis zu Thränen erweicht; auch Vespasianus wurde gerührt, und doch konnte er sich nicht entschließen, dem Sabinus zu verzeihen. Da dieß Epponina bemerkte, so verlangte sie mit ihrem Gemahl zu sterben. Im Gefühl ihrer ehelichen Liebe erklärte sie laut: „sie wolle auch im Tode einen Gemahl nicht verlassen, mit dem sie schon unter der Erde weit glücklicher gelebt habe, als selbst der Kaiser auf seinem Throne!"

Hatte Vespasianus vielleicht vorher gewähnt, daß das Leben des Sabinus mit der öffentlichen Ruhe und mit der Sicherheit seines Thrones nicht bestehen könne: so wurde er jetzt durch diese stolze Sprache der Epponina noch mehr erbittert. Er ließ daher, taub gegen jede Bitte, erst den Sabinus und dann dessen Gemahlin hinrichten. — Und das war,





Schubert del. E.G. Krüger. Sculp.

Grossmuth des Kaisers Titus.

war, schreibt Plutarch, dem wir diese Nachrichten größtentheils verdanken, die unwürdigste Handlung, die Vespasianus während seiner Regierung verübte, und die mehr als irgend eine andre verdiente, daß sein ganzes Geschlecht in kurzer Frist völlig ausgerottet wurde.

VII.

Großmuth des Kaisers Titus.

Der Kaiser Titus, der Sohn des Kaisers Vespasianus, ist einer von den Wenigen, die die Fehler ihrer frühern Jugend durch die Tugenden ihres spätern Lebens ausgetilgt haben. Vor seiner Thronbesteigung ließ er manche Züge eines eigennützigen, stolzen und grausamen Gemüths blicken, besonders bey der schrecklichen Zerstörung der Stadt Jerusalem (im J. 70 nach Chr. Geb.). Aber als er Kaiser geworden war (im J. 79 nach Chr. Geb.), zeigte er in seinem ganzen Wesen so viel Güte, Sanftmuth und Menschenfreundlichkeit, daß er mit vollem Rechte, wie seine dankbaren Zeitgenossen ihn nannten, „die Liebe und Wonne des menschlichen Geschlechts" zu heißen verdiente.

Vor-

Vorzüglich groß und bewundernswürdig war seine aufrichtige Geneigtheit, denen zu vergeben, die ihm beleidigt hatten. Nie wollte er eine Klage gegen solche zulassen, die Uebels von ihm redeten. „Reden sie", sprach er, „mit Unrecht Uebels von mir, so wird sie schon ihr Gewissen des Unrechts zeihen; reden sie aber mit Recht Uebels von mir, so wäre es unrecht die zu strafen, die die Wahrheit reden". — Als er die Würde eines Oberpriesters annahm, erklärte er feyerlich: „er thue dieß nur darum, damit er seine Hände von jeder blutigen That rein erhalte. Lieber wolle er umkommen als umbringen!" Er hielt Wort; denn nie sprach er seit dieser Zeit ein Todesurtheil aus.

Einst stifteten zwey junge Römer von Adel (Patricier) gegen ihn eine Verschwörung. Sie wollten, das war ihr Plan, zu einer bestimmten Zeit das Capitol in Brand stecken, im Tumult den Kaiser ermorden, und sich dann des Thrones bemächtigen. Aber ihr Vorhaben wurde entdeckt, und sie wurden vom römischen Senat zum Tode verurtheilt. Titus sollte dieses Urtheil bestätigen; aber er war weit davon entfernt, ja er vergalt vielmehr seinen Feinden Böses mit Gutem. Er ließ beyde Patricier zu sich kommen, stellte ihnen vor, daß nicht durch Schandthaten, sondern nur durch den

Willen

Willen der Götter die Herrschaft verliehen werde; ermahnte sie, mit dem Stande, in dem sie sich befänden, zufrieden zu seyn; und versprach, was sie sonst verlangten, gern ihnen zu bewilligen. Zugleich ließ er der Mutter des einen von beyden Patriciern, die weit von Rom entfernt wohnte, melden, daß ihr Sohn am Leben und ausser Gefahr sey. Darauf zog er beyde an seine Tafel, und unterhielt sich mit ihnen auf das freundschaftlichste. Am andern Tag wurde ein Fechterspiel gegeben. Titus erschien im Amphitheater, nahm daselbst seinen gewöhnlichen Platz ein, und ließ jene beyden Patricier neben sich setzen. Die Waffen der Fechter wurden einer alten Gewohnheit gemäß ihm zur Ansicht überreicht; und so groß war sein Zutrauen zu denen, die kurz vorher sein Leben bedroht hatten, daß er ihnen diese Waffen in die Hände gab. *)

Auch gegen seinen Bruder Domitian bewies Titus die größte Sanftmuth. Domitian, ein herrschsüchtiger und blutgieriger Mensch, hörte nicht auf, ihm Nachstellungen zu bereiten. Titus wußte es; aber weit entfernt, ihn deshalb zur Strafe zu ziehen, vergab er ihm nicht nur, sondern ließ

*) Man sehe das Kupfer Taf. VI.

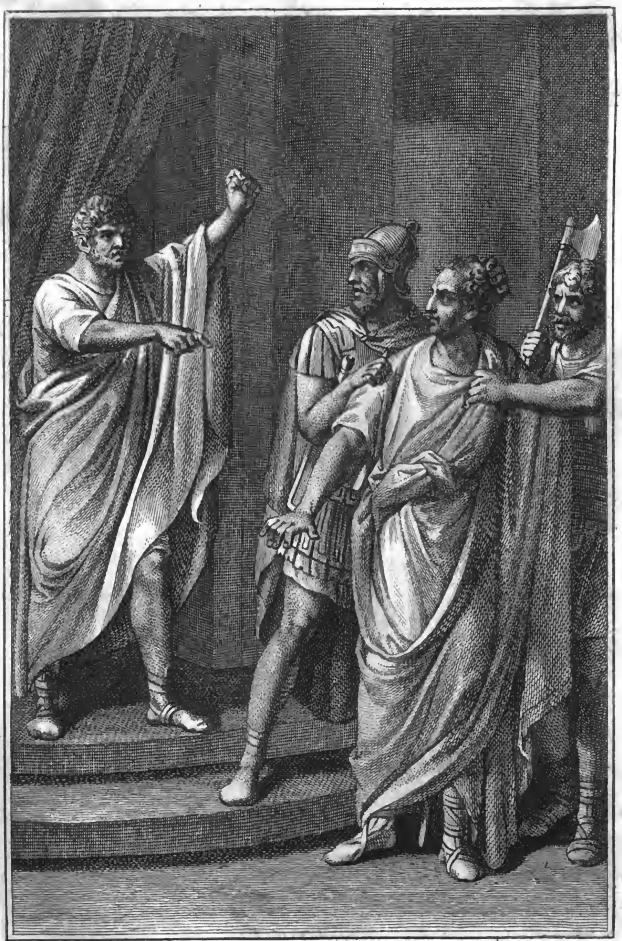
ließ ihm auch die Ehrenstellen, die dieser bisher bekleidet hatte, und erklärte ihn sogar zu seinem Nachfolger. Ja oft bat er ihn im geheimen und mit Thränen: „Domitian möchte ihn so lieben, wie er ihn liebe".

VIII.

Edelsinn des Papinianus.

Unter der großen Anzahl derer, die Kaiser Caracalla, ein blutgieriger Tyrann, seiner Wuth oder Eifersucht aufopferte, verdient wohl keiner höhere Achtung und innigeres Mitleid als Aemilius Papinianus.

Dieser edle Römer, ein großer Rechtsgelehrter und noch ehrwürdiger durch die unbefleckte Redlichkeit seines Wandels, hatte vom Kaiser Septimius Severus die Würde eines Oberbefehlshabers der Leibwache und — was damals mit dieser Würde verbunden war — die Entscheidung der wichtigern Rechtshändel erhalten. Ausserdem war ihm von demselben Kaiser, seinem Jugendfreund und Verwandten, aufgetragen worden, ein wachsames



Schubert del. C.G. Krüger. Sculp.

Papinianus.

Es ist ein zweiter Brudermord, einen unschuldig Getoedteten zu verunglimpfen.

mes Auge über dessen Söhne, Caracalla und Geta, und deren gegenseitige Feindschaft zu führen. Papinianus hatte diesem doppelten Beruf mit allen Kräften Genüge zu leisten gesucht. Wie er nach sorgfältiger Erforschung der Wahrheit mit strenger Unpartheylichkeit Recht sprach, so sparte er auch keine Mühe, als Septimius Severus gestorben war (212 nach Chr. Geb.), die feindseligen Brüder mit einander zu versöhnen, oder wenigstens ihre wilde Wuth zu bezähmen. Anfangs gelang ihm dieß; aber bald waren seine Bemühungen vergeblich. Geta ward von seinem unmenschlichen Bruder ermordet, und alle, welche Freunde desselben waren oder hießen, mußten gleiches Schicksal mit ihm theilen.

Auch den edeln Papinianus traf dieses Loos. Schon sein Streben, den Mordplanen des Caracalla Einhalt zu thun, wurde ihm zum Verbrechen angerechnet; aber noch mehr beleidigte er den Tyrannen durch einen schönen Zug seiner Redlichkeit.

Caracalla suchte die Ermordung seines Bruders vor den Augen der Welt zu rechtfertigen und verlangte deshalb vom Papinianus eine öffentliche Vertheidigung seines Verfahrens. Dieser aber, der, nach dem Ausspruch eines alten Geschichtschrei-

schreibers, die Gerechtigkeit eben so liebte als erkannte, weigerte sich, indem er sagte: „Ein Brudermord kann nicht so leicht gerechtfertiget als vollzogen werden". Und als dann Caracalla weiter in ihn drang, er sollte wenigstens, um den Brudermord zu beschönigen, den Geta als einen Verbrecher schildern: so gab er die ernste Antwort: „Es ist ein zweyter Brudermord, einen unschuldig Getödteten zu verunglimpfen!"

Eine so edle Freymüthigkeit hätte Belohnung verdient; aber Caracalla ward dadurch zum wüthendsten Zorn entflammt, und befahl, daß Papinianus in seinen Pallast geschleppt und vor seinen Augen ermordet werden sollte. Dieß geschah. Der Redliche ward von einem Soldaten mit dem Beile hingerichtet, und sein Leichnam durch die Straßen geschleift. Ja auch sein Sohn wurde getödtet. Caracalla aber sah diesen Abscheulichkeiten ruhig zu, und tadelte nur, daß der Soldat zur Hinrichtung des Papinianus das Beil statt des Säbels gebraucht hätte. *)

So

*) Man sehe das Kupfer Taf. VII. Hier erblickt man den Papinianus, von zwey Soldaten in den kaiserlichen Pallast geschleppt. Er scheint die schönen Worte, die ihm den Tod brachten, und der unmenschliche Kaiser den Befehl zur Hinrichtung zu wiederholen.

B. I. T. VIII.

D. Schubert Del. C. F. Stoelzel sc. Dresd. 1814.

Zenobia und Aurelianus

"Dich allein erkenne ich für einen Kaiser!

So triumphirt das Laster oft über die Tugend, doch nur auf kurze Augenblicke! Die Nachwelt richtet gerecht. Während Caracalla noch jetzt ein Gegenstand des Abscheus ist, wird die Tugend des Papinianus gepriesen!

IX.

Zenobia,
Kaiserin von Palmyra.

Mitten auf den dürren Sandwüsten Syriens, nicht weit vom Euphrat, erhebt sich eine reizende Gegend, die von lieblichen Quellen durchwässert, mit fruchtbaren Fluren gesegnet und von dattelreichen Palmen umschattet ist. Hier blühete Palmyra, oder Tadmor, die Palmenstadt. Diese Stadt, einst der Mittelpunkt eines großen Reichs, soll von dem weisesten und mächtigsten König der Juden, von Salomo (1015 — 975 vor Chr. Geb.), gegründet oder erneuert worden seyn. Hierauf, heißt es, gehörte sie erst dem Reiche von Damascus an, dann nach einander dem babylonischen, persischen, macedonischen und seleucidischen Reiche, wurde aber von ihren eignen Bürgern regiert.

regiert. Bey dem Verfall des seleucidischen oder syrischen Reiches soll sie sich frey gemacht, und gegen die Angriffe der Syrer und Parther ihre Freyheit behauptet haben.

Gewisser als diese nur wahrscheinlichen Vermuthungen ist es, daß Palmyra frühzeitig zum Wohlstand gelangte. Schon die Fruchtbarkeit des Bodens, der Reichthum an Salz und noch mehr an Datteln, der kostbaren Frucht der Palmenbäume, — woraus dort, wie bey den Indianern aus Kokosnüssen, Wein und Essig, Honig und Mehl bereitet wurde — mußte Wohlstand herbey führen; aber noch höher stieg dieser durch den lebhaften und ausgebreiteten Handel, den Palmyra, begünstigt durch seine Lage, trieb. Denn in gleicher Entfernung vom mittelländischen Meere und vom persischen Meerbusen, und auf der Grenze zwischen dem römischen und parthischen Reiche, war es ein wichtiger Stapelplatz für alle indische und arabische Waaren. Aber lebhafter Handelsverkehr führt zum Reichthum und Reichthum zur Cultur. Eben so wurde auch Palmyra durch seinen Handel reich, und unter dem Einfluß des Reichthums erhoben sich daselbst allmählich griechische Sitten, griechische Gelehrte, und die herrlichsten Werke der griechischen Baukunst, prächtige Tempel, Palläste und Säulengänge, die noch jetzt in ihren

Trüm-

Trümmern die Bewunderung und Wehmuth der Reisenden an sich fesseln.

Erst nach langem Genuß einer glücklichen Unabhängigkeit gerieth Palmyra unter die Herrschaft der Römer. Zwar wurde es, als Marcus Antonius die Parther bekriegte, von einem römischen Reiterhaufen überfallen und geplündert; doch ohne großen Verlust! Denn die Einwohner hatten sich im Gefühl ihrer Schwäche mit ihren wichtigsten Kostbarkeiten über den Euphrat zurück gezogen. Auch unter dem Kaiser Augustus und dessen nächsten Nachfolgern erhielt sich Palmyra im Genuß der Selbstständigkeit. Als aber Trajanus gegen die Parther zog, ward es erobert und verwüstet. So unter römische Bothmäßigkeit gebracht und der Aufhülfe bedürftig, wendete es sich an Trajans Nachfolger, den Kaiser Hadrian, und dieser thätige Fürst verbreitete seine Regentensorgfalt auch über Palmyra und vertilgte die Spuren der Verwüstung durch Aufführung vieler großen und herrlichen Gebäude. Aus Dankbarkeit weiheten ihm die Einwohner einen Tempel. Von nun an folgten viele Jahre der Ruhe und des Friedens für Palmyra, in denen es zu neuem und erhöhetem Wohlstand, und zu einer solchen Macht gelangte, daß es als Nebenbuhlerin des stolzen Roms auftreten konnte. Aber leider! glich

diese

dieſe Größe dem Auflodern der Flamme vor ihrem Erlöſchen.

Als Kaiſer Valerianus von den Perſern geſchlagen und gefangen worden war (260 nach Chr. Geb.), und ſein nichtswürdiger Sohn Gallienus den römiſchen Thron ſchändete (260 bis 268 nach Chr. Geb.), brachen trübſelige Zeiten für Rom an. Der große Coloß des römiſchen Reiches ſchien zu zerfallen; faſt in jedem Theile desſelben traten Gegenkaiſer auf, und alle morgenländiſchen Provinzen geriethen in Gefahr, eine Beute der übermüthigen Perſer zu werden. Denn ſchon waren dieſe über Meſopotamien vorgedrungen; ſchon naheten ſie ſich Palmyra; ſchon wurde dieſe Stadt mit einem Joch bedroht, das härter und drückender ſeyn mußte, als die Herrſchaft der entfernteren Imperatoren. Von Rom aus war keine Hülfe zu erwarten. Da erhob ſich Odenathus, ein Edler von Palmyra. Im lebendigen Gefühl, daß die Sache Roms jetzt auch die Sache ſeines Vaterlandes ſey, ſammelte er ein Heer und überfiel damit die Perſer. Anfangs glaubte der perſiſche König Sapores, den bis dahin unberühmten Odenathus mit leichter Mühe unterdrücken zu können; aber er irrte ſich. Der heldenmüthige Palmyrener, dem die Jagd mit Löwen, Leoparden und Bären eine Vorſchule des Kriegs geweſen war, fiel mit gewal-

gewaltiger Kraft über die Perſer, vertrieb ſie aus dem römiſchen Gebiete, und drang tief in ihr eignes Reich, bis zu ihrer Hauptſtadt Cteſiphon. Die Nachricht von dieſen Thaten gelangte bald nach Rom, und ſelbſt der ſonſt unempfindliche Gallienus wurde dadurch gerührt. Er ſah im Odenathus den Retter eines wichtigen Theils ſeines Reiches, theilte deshalb mit ihm den Titel eines römiſchen Kaiſers und übertrug ihm die Regierung des Orients (263 nach Chr. Geb.). Odenathus aber fühlte ſich durch dieſe Erhebung zu neuen Kriegsthaten berufen; doch ſcheint es, daß er von jetzt an mehr für ſeinen Ruhm als für Roms Herrſchaft die Waffen geführt hat. Erſt bekämpfte er die, die ſich in Syrien und Kleinaſien zu Gegenkaiſern aufgeworfen hatten; dann (265) zog er abermals gegen die Perſer, ſchlug ſie in mehreren Schlachten, und rückte zum zweyten Male bis Cteſiphon vor (266). Schon war er nahe daran, dieſe wichtige Stadt zu erobern, als er die Nachricht von einem räuberiſchen Einfall der Gothen in Kleinaſien erhielt. Raſch rückte er ihnen entgegen (267); aber die Plünderer flohen bey dem Gerücht von ſeiner Ankunft eiligſt über den Pontus Euxinus, und Odenathus kehrte, da er Kleinaſien beruhiget hatte, nach der Stadt Emeſa in Syrien zurück. Aber es war ſein Schickſal nicht, in Ruhe die Früchte

seiner Großthaten zu genießen. Noch in demselben Jahre fiel er als Opfer einer Verrätherey. Sein Neffe Mäonius oder Mäon, den er einst wegen eines Ungebührnisses bestraft hatte, überfiel ihn bey einem Gastmahle zu Emesa, und tödtete ihn sammt seinem ältesten Sohn, Herodes. Doch seine hochherzige Gattin Zenobia rächte seinen Tod. Sie ließ den Mörder hinrichten, bestieg im Namen ihrer minderjährigen Söhne den Thron und behauptete ihn fast sechs Jahre (267 — 272) mit Klugheit und Entschlossenheit.

Zenobia, oder, wie die Witwe des Odenathus auf Münzen gewöhnlich genannt wird, Septimia Zenobia, stammte, wie sie selbst sagte, von dem Königsgeschlechte der ägyptischen Ptolemäer, und namentlich von der Cleopatra ab. Aber mehr als durch diese Abkunft strahlte sie durch seltne Schönheit, hohe Geistesgaben und durch das Große und Ausserordentliche, was in ihrem ganzen Wesen lag, hervor. Sie hatte einen majestätischen Wuchs, schwarze Augen, aus denen ein lebendiges Feuer blitzte, weiße Zähne, die wie Perlen glänzten, eine helltönende, männliche Stimme. Gebildet durch den Umgang und die Schriften des berühmten Philosophen Longinus, war sie mit der lateinischen, griechischen und ägyptischen Sprache und fast mit allen Wissenschaften, beson-

besonders mit der Geschichte, und namentlich mit der Geschichte Aegyptens und Syriens vertraut. Ihr Character verrieth nicht sowohl zarte Weiblichkeit, als vielmehr männliche Kraft, und diejenige Größe, die zu großen Unternehmungen führt und wiederum durch dieselben genährt und befestiget wird. Sie war standhaft in ihren Entschließungen, unerbittlich, wo Strenge nöthig war; aber auch gütig, freygebig und sanft, wo es die Umstände erforderten. In ihrem Betragen verband sie Herablassung mit orientalischer Pracht. Alle, die zu ihr kamen, mußten nach Sitte des persischen Hofes vor ihr niederfallen; aber andrerseits trug sie kein Bedenken, mit ihren Kriegsobersten und mit den Gesandten der benachbarten Fürsten prächtig zu schmausen und bis zum Uebermaß zu trinken, ob schon sie übrigens sehr mäßig und überaus keusch und züchtig war. Vor ihrem Volke erschien sie mit dem königlichen Purpur und Diadem, vor ihren Soldaten aber bewaffnet, gleich den Heroinen des frühesten Alterthums. An Strapazen gewöhnt — denn schon frühzeitig hatte sie mit ihrem Gemahl die Beschwerden und Gefahren der Jagd und des Kriegs getheilt — konnte sie mitten in dem heißen Sand der syrischen Wüsten meilenweit zu Fuße gehen. Bey längeren Märschen bediente sie sich des Pferdes, selten eines Wagens und nie einer Sänfte.

Der Ruhm, den sie schon bey Lebzeiten ihres Gemahls als treue Gefährtin und Beförderin seiner Unternehmungen errungen hatte, machte es ihr leicht, nach seinem Tode über das Reich zu herrschen, das sie mit ihm gegründet hatte. Willig unterwarfen sich die Palmyrener der Leitung einer Frau, deren Klugheit und Heldenmuth schon so vielfältig erprobt war, und die benachbarten Staaten, als Armenien, Persien und Arabien, bewarben sich um ihre Freundschaft. Sie selbst verfolgte den vom Odenathus vorgezeichneten Weg, und richtete ein Reich auf, das Mesopotamien, Syrien, Aegypten und Kleinasien in sich faßte. Ohne sich um Rom zu bekümmern, führte sie den kaiserlichen Titel, den ihr Gemahl erhalten hatte, fort, und nannte sich Kaiserin von Palmyra und Königin des Morgenlandes.

Umsonst suchte Kaiser Gallienus diesen Schimpf zu rächen. Sein Feldherr Heraclian, den er gegen die Palmyrener und Perser absendete, wurde von der Zenobia geschlagen und zum schimpflichen Rückzug genöthiget (268). Kaiser Claudius (268 — 270), der mit Bekämpfung der Gothen vollauf beschäftiget war, ließ ihre Herrschaft unangetastet. Indessen brachte ihr Feldherr Zabas Aegypten unter ihre Bothmäßigkeit (270); sie selbst drang in Kleinasien weiter vor, erober-

eroberte Ancyra, die Hauptstadt Galatiens, und bedrohete Bithynien. Aber hiermit hatte sie den Gipfel ihrer Größe erreicht! Schneller, als sie ihn erklimmt hatte, stürzte sie von ihm herab, und ihr Sturz zog den Untergang ihres Reiches und die Zerstörung der blühenden Hauptstadt desselben nach sich.

Die Lage Roms hatte sich geändert. Aurelianus, ein Mann von großer Kraft und erprobtem Feldherrntalent, war Kaiser geworden, mit dem ernsten Vorsatz der Wiederhersteller des römischen Reichs zu werden. Dem Vorsatz folgte die That! Er reinigte Italien von räuberischen Feinden, beruhigte die angrenzenden Länder, unterdrückte die Gegenkaiser, und unternahm dann den weiten und schwierigen Zug gegen die Zenobia, um ihrer Herrschaft ein Ende zu machen.

Die stolze und tapfre Zenobia scheute den Kampf mit Rom nicht. Die Ausdehnung und Macht ihres Reiches, und das glänzende Glück, das seither ihre Unternehmungen begleitet hatte, erhob sie zu ausschweifenden Hoffnungen. Schon sahe sie die Römer überwältigt; schon wähnte sie als Siegerin in das gedemüthigte Rom einzuziehen; und schon hatte sie einen prachtvollen Triumphwagen zu diesem Einzug verfertigen lassen. Aber

gar bald wurde sie von der Wankelmuth des Glücks und von der Nichtigkeit ihrer Hoffnungen überzeugt!

Zu eben der Zeit, als sie Bithynien bedrohete, im Frühling des Jahres 272, verließ Aurelianus Rom. Er richtete seinen Marsch durch Illyricum und Thracien, wo er mehrere barbarische Völker siegreich bekämpfte, und drang dann über Byzanz und den Hellespont nach Kleinasien vor. Der Schrecken seines Namens zog vor ihm her. Bithynien unterwarf sich ihm; und bald auch das übrige Kleinasien. Tyana in Cappadocien ging durch Verrätherey über, und Aurelianus rückte gen Antiochien.

Bis hierher hatte sich Zenobia dem Kaiser nicht entgegengestellt, vielleicht weil sie glaubte, seine Armee durch weite und beschwerliche Märsche zu schwächen, vielleicht auch weil sie hoffte, ihm in dem Mittelpunkt ihres Reiches mit dem sichersten Erfolg die Spitze biethen zu können. Erst in der Nähe von Antiochien, bey dem kleinen Städtchen Imma, hatte sie ihr Heer zusammen gezogen; und hier war es, wo sie zuerst mit dem Aurelianus zusammen traf. Aber der Erfolg dieses Zusammentreffens war ganz anders, als sie gewähnt hatte. Aurelianus wußte durch eine verstellte

Flucht

Flucht ihre schwere Reiterey, worin ihre Hauptstärke bestand, zu ermüden und zu verwirren, fiel dann mit aller Macht über dieselbe her, und errang einen vollständigen Sieg. Nur mit Mühe konnte Zenobia samt den Ueberresten ihrer Armee aus Antiochien flüchten, das sich gleich darauf dem Sieger ergab. Von hier aus setzte derselbe den Besiegten ungesäumt nach, und bey Emesa, wo sich Zenobia aufs neue verstärkt hatte, kam es zur zweyten Schlacht, deren Ausgang dem Ausgang der vorhergehenden Schlacht völlig gleich war. Die Römer siegten, und die zum zweyten Male geschlagene Zenobia, wendete sich nun nach ihrer Hauptstadt Palmyra.

Aber kaum hatte Aurelianus Emesa und die umliegenden Landstriche unter seine Gewalt gebracht, so zog er, während sein Feldherr Probus Aegypten eroberte, gegen Palmyra, um mit Eroberung dieser Hauptstadt den beschwerlichen Krieg zu endigen. Dieß Unternehmen war schwierig. Der Weg von Emesa nach Palmyra ging drey Tage lang durch eine dürre Sandwüste, wo für die erschöpften Truppen des Aurelianus kein Unterhalt zu hoffen war. Die Zufuhr wurde durch die herumstreifenden Araber und Syrer erschwert, das Gepäcke von denselben angegriffen, und das Heer beunruhiget. Palmyra selbst war stark befestiget,

festiget, hatte eine zahlreiche Besatzung, und reichliche Vorräthe an allen Kriegsbedürfnissen. Der Anfang der Belagerung schien auch wirklich aller Kühnheit und Kriegsgeschicklichkeit der Römer zu spotten. Mit dem wilden Muthe der Verzweiflung vertheidigte sich Zenobia; die Angriffe des Aurelianus wurden mehrmals zurückgeschlagen, und er selbst durch einen Pfeil verwundet *). Schon fing seine Beharrlichkeit zu wanken an, und er faßte den Entschluß, diesen Krieg durch einen gütlichen Vergleich zu endigen. Er schrieb daher, doch ohne seiner Würde etwas zu vergeben, an die Zenobia, bot ihr, gegen freywillige Uebergabe ihrer Hauptstadt und Schätze, einen ehrenvollen Abzug an, und versprach den Palmyrenern die Fortdauer ihrer Vorrechte. Allein Zenobia, aufs neue ermuthiget, verwarf dieß Anerbieten. „Noch niemand", schrieb sie in ihrer Antwort an den Kaiser,

*) Merkwürdig ist, daß die Palmyrener zu ihrer Vertheidigung Maschinen hatten, aus denen Feuer auf die Belagerer geschleudert wurde. Aurelianus selbst redet hiervon in einem Brief, den wir noch besitzen (s. Vopiscus, Leben des Aurelianus, cap. 26: „Dici non potest, quantum hic (Palmyrae) sagittarum, qui belli apparatus, quantum telorum, quantum lapidum; nulla pars muri est, quae non binis et ternis balistis occupata sit; ignes etiam tormentis jaciuntur etc.). Zu bedauern ist, daß wir über die Beschaffenheit dieser Maschinen und des Feuers, das sie fortschleuderten, keine nähern Nachrichten besitzen.

Kaiser, „hat mir dergleichen zugemuthet, als du. Du verlangst ich soll mich unterwerfen; aber weißt du nicht, daß die Königin Cleopatra lieber sterben, als unter ihrer Würde leben wollte? Ich bin noch nicht verlassen! Auf meiner Seite sind die Perser, deren Hülfstruppen ich täglich erwarte; und für mich kämpfen Saracenen und Armenier. Schon haben die syrischen Räuber dein Heer, Aurelianus, geschmälert, und wie wird es dir ergehen, wenn jene große Hülfsmacht zusammen kommt? Gewiß wirst du dann den Uebermuth aufgeben, womit du jetzt meine Uebergabe forderst, gleich als wärest du Besieger aller!“

Diese stolze Antwort erbitterte den Aurelian. Mit verdoppeltem Eifer setzte er die Belagerung fort, und seine Ausdauer wurde mit Erfolg gekrönt. Die Hülfstruppen der Perser wurden zurückgeschlagen; die herumstreifenden Saracenen und Armenier durch Geld gewonnen, und neue Vorräthe von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen herbeygeschafft. Da nun Zenobia sahe, daß jede ihrer Hoffnungen dahin schwand, so faßte sie den Entschluß zu den Persern zu flüchten, um diese zu neuen Unterstützungen zu bewegen. Sie setzte sich daher auf eins ihrer schnellsten Kameele, und verließ eiligst Palmyra. Aber die Nachricht von ihrer Flucht kam bald zu den Ohren des Aurelia-

nus. Er ließ ihr nachsetzen, und seine Reiter holten die flüchtige Kaiserin am Euphrat ein, als sie eben im Begriff war, sich daselbst einzuschiffen. Sie mußte sich ergeben, und ward als Gefangene in das römische Lager geführt.

Als Zenobia von Soldaten herbeygeführt im Gezelt des Kaisers Aurelianus erschien, fragte sie dieser: „Wie hast du es wagen können, römischen Kaisern Trotz zu biethen?" Sie antwortete mit eben so viel Feinheit als Standhaftigkeit: „Dich allein, der du siegst, erkenne ich für einen Kaiser. Einen Gallienus, Aureolus und andre dieser Art konnte ich nicht als Kaiser anerkennen!" *) Doch ihre Standhaftigkeit bewährte sich nicht in den Augenblicken der Prüfung. Denn als die römischen Soldaten mit lautem Ungestüm ihren Tod forderten, wurde sie kleinmüthig, und uneingedenk des Muthes, den Cleopatra, sonst ihr Muster, einst in gleicher Lage bewiesen hatte, suchte sie durch Aufopferung ihrer Freunde ihr Leben zu retten. Sie schrieb den Rathschlägen derselben ihre lange Widersetzlichkeit zu, und bereitete so vielen den Untergang; wie z. B. dem edeln Longinus, der sein Leben der Erforschung der Wahrheit gewidmet

*) Hierauf bezieht sich das Kupfer Taf. VIII.

widmet hatte, und mit der Ruhe des Weisen den unverdienten Tod erduldete. Sie selbst wurde am Leben erhalten, weil Aurelianus sie zur Verherrlichung seines Triumphs aufsparte.

Inzwischen hatten sich bald nach der Flucht und Gefangennehmung ihrer Kaiserin die Palmyrener dem siegreichen Aurelian ergeben. Ihr Schicksal war sehr erträglich. Die Stadt wurde geschont; nur mußte sie ihre Schätze abliefern, und eine römische Besatzung aufnehmen. Hierauf zog Aurelian, nachdem er alle abtrünnigen Provinzen des Morgenlandes zum Gehorsam zurückgebracht, und Ordnung und Ruhe in denselben wieder hergestellt hatte, nach Europa zurück. Doch kaum war er über den Hellespont, als er die Nachricht erhielt, daß die Palmyrener, unwillig über die Vernichtung ihrer Macht, sich aufs neue empört und die zurückgelassene Besatzung getödtet hätten. Von Wuth entbrannt, kehrte er eiligst zurück, erstürmte Palmyra, und ließ nun die Einwohner die ganze Härte seines wilden Zorns empfinden. Der größte Theil derselben, hülflose Greise, schwache Weiber und Kinder wurden getödtet, und die einst blühende Stadt mit ihren herrlichen Gebäuden zertrümmert. — Vielleicht mochte Aurelianus diese schreckliche Aeusserung seines Zornes bald darauf selbst bereuen; wenigstens

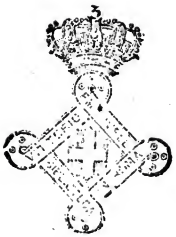
erlaubte

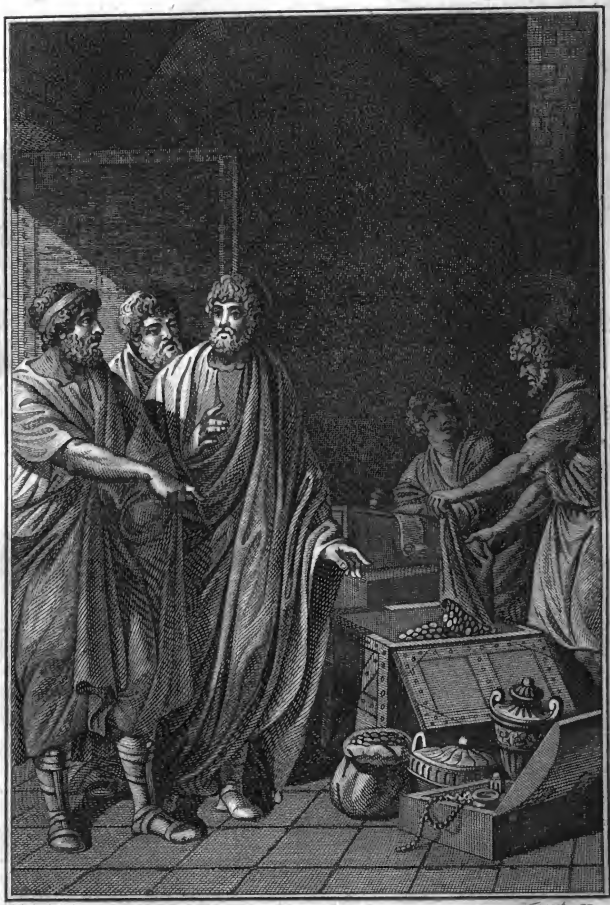
erlaubte er den übrig gebliebenen Einwohnern zu den Ueberbleibseln ihrer Stadt zurückzukehren, und gab Befehl, daß der prächtige Sonnentempel wieder hergestellt werden sollte. Aber nie hat sich Palmyra seitdem wieder erholt, und nur die Trümmern dieser Stadt verkündigen ihre einstige Größe und Herrlichkeit.

Zenobia aber, die als Gefangene den Aurelianus begleitet hatte, wurde endlich in dem feyerlichen Triumph aufgeführt, den der siegreiche Kaiser nach einer großen Reihe ruhmwürdiger Thaten in Rom hielt (274). Mit goldenen Fesseln beladen, von denen eine ihr um den Hals hing, die von einem Sclaven nachgetragen wurde, und so mit Perlen und Edelsteinen umgeben, daß sie unter der Last derselben beynahe niedersank, mußte sie vor eben dem Wagen hergehen, den sie einst hatte verfertigen lassen, um auf demselben ihren siegreichen Einzug in Rom zu feyern.

Ihre nachmahligen Schicksale sind nicht genau bekannt. Doch ist es wahrscheinlich, was mehrere römische Schriftsteller melden, daß Aurelianus nach gehaltenem Triumph ihr nicht nur das Leben, sondern auch ein anmuthiges Landhaus in der Gegend von Tibur schenkte, wo sie, gleich einer römischen Matrone, noch eine Zeitlang lebte. Der schreck-

liche





Schubert del. Frisch sc.

Constantius Chlorus.

Die Liebe der Unterthanen ist der sicherste Schatz eines Fürsten.

liche Wechsel ihres Glückes scheint ihren hochaufstrebenden Geist herabgestimmt zu haben; und wohl mochte sie am Schlusse ihrer Tage fühlen, wie wahr es ist, was einst der weise Solon dem reichen und mächtigen König Crösus zurief, daß kein Mensch vor seinem Ende glücklich zu nennen sey!

X.

Constantius Chlorus.

Constantius Chlorus, minder berühmt als sein Sohn Constantin der Große, erscheint des Ruhmes würdiger als dieser. Zwar hat er nicht so viele und glänzende Thaten verrichtet, als dieser; aber er hat sich zu Regententugenden erhoben, die diesem fremd waren, und hat sein Leben mit einer Würde geschmückt, die den prunkvollen Beyfall, der diesem gezollt wird, weit überstrahlt. Auch wird er nicht, wie sein Sohn, nur von einer, ihm verpflichteten Parthey gepriesen, sondern die Schriftsteller aller Partheyen vereinigen sich zur Anerkennung seines Verdienstes.

Unbe-

Unbekannt ist es, wenn und wo er geboren wurde. Nur so viel ist gewiß, daß er ein Neffe des Kaisers Claudius des zweyten war. Wissenschaftliche Bildung besaß er nicht, wohl aber natürlich gute Anlagen, hohen Muth und, was sonst selten damit verbunden ist, überaus viel Sanftheit und Liebenswürdigkeit. Die früheren Jahre seines Lebens brachte er unter den Waffen zu. In der Kriegsschule der Kaiser Aurelianus und Probus zum Feldherrn gebildet, bewährte er sich zuerst als solchen durch einen wichtigen Sieg, den er im Jahre 274 nicht weit von Bern über die Allemannen erfocht. Hierauf wurde er (282) vom Kaiser Carus zum Statthalter von Dalmatien ernannt. Kaiser Diocletian aber erhob ihn (1. März 292) zum Reichsgehülfen (Cäsar), und übertrug ihm die Verwaltung von Spanien, Gallien und Britannien.

Sein erstes Geschäft in dieser neuen Würde war, daß er Ruhe und Ordnung in den ihm anvertrauten Ländern wieder herstellte. Und als ihm dieß gelungen war, als er den Aufstand des Carausius unterdrückt (293), Gallien von einem räuberischen Einfall der Franken befreyt (294) und das abgefallene Britannien wieder erobert und beruhiget hatte (296): so ließ er es seine wichtigste Sorge seyn, seine Unterthanen durch die Segnungen des

Frie-

Friedens zu beglücken. Sie alle, so wünschte sein menschenfreundliches Herz, sie alle sollten die Früchte ihrer Arbeiten und ihres Fleißes genießen. Er selbst begehrte für sich nichts, und man hörte ihn oft sagen: „es sey besser, daß die Reichthümer eines Landes in den Händen der Privatpersonen wären, als daß sie in dem einzigen Kasten eines Fürsten verschlossen würden.“ *). Auch strebte er so wenig nach Pracht und äußerlichem Gepränge, daß er, wenn er an feyerlichen Tagen einer größern Zahl von Freunden ein Gastmahl gab, von Haus zu Haus das nöthige Tafelgeschirr zusammen borgte.

Diese Mäßigung mißfiel dem Kaiser Diocletian. Dieser schickte daher Gesandte an ihn ab, die ihm vorwerfen sollten, daß er kaiserliches Ansehn herabwürdige und niemals Geld vorräthig habe. Constantius Chlorus hörte die Gesandten stillschweigend an, bat sie dann einige Tage bey ihm zu verweilen, und machte inzwischen den begütertsten Einwohnern seiner Provinzen bekannt, daß er Geld nöthig habe. Mit der größten Bereitwilligkeit brachten diese sogleich unermeßliche Schätze

*) Eutrop. X, 1. melius, publicas opes a privatis haberi, quam intra unum clauſtrum reſervari.

Schätze zusammen. Hierauf führte Constantius die Gesandten in seine Schatzkammer, und zeigte ihnen deren Reichthum, mit der Bemerkung, daß die Liebe der Unterthanen der kostbarste und sicherste Schatz eines Fürsten sey. Dieß, sagte er, sollten sie ihrem Herrn melden *). Als dann die Gesandten wieder abgereist waren, ließ er diejenigen zu sich rufen, die ihm so bereitwillig beygestanden hatten, dankte ihnen für ihre Liebe, und — gab jedem das Dargeliehene zurück.

Die Mäßigung und Billigkeit, die er allenthalben zeigte, machte ihn auch duldsam gegen anders Denkende, und wenn sich auch nicht beweisen läßt, daß er sich zum Christenthum bekannte, so ist doch gewiß, daß er im Geiste desselben handelte. Dieß erhellt, ausser dem bereits Angeführten, auch noch aus Folgendem. Diocletian verhing im Jahr 303 eine blutige Verfolgung über die Christen, und verlangte von seinen Reichsgehülfen, daß sie in ihren Provinzen dasselbe thun sollten. Constantius Chlorus konnte, ohne widerspenstig zu scheinen, sich diesem Verlangen nicht

*) Man sehe das Kupfer Taf. IX. Hier erscheint Constantius Chlorus mit den beyden Gesandten des Diocletian in seiner Schatzkammer; vor ihnen schütten Sclaven die vorhandenen Schätze aus.

nicht ganz entziehen; doch verhinderte er den Ausbruch roher Gewaltthätigkeiten so viel er konnte, und nirgends waren die Christen ungestörter und sichrer als in seinen Provinzen. Inzwischen befahl er denjenigen seiner Hofbedienten und Statthalter, welche Christen waren, entweder ihrer Religion, oder seinen Diensten zu entsagen. Einige wählten das Erstere. Er aber, der jenen Befehl mehr um sie zu prüfen, als um sie zu strafen gegeben hatte, ward über ihr Betragen unwillig. Er dankte sie ab, und sagte: „Wer seinem Gott nicht treu bleibt, der wird auch niemals seinem Fürsten treu bleiben".

Als Diocletian samt dem Maximian (1. Mai, 305) die Regierung niederlegte, ward Constantius Chlorus samt dem Galerius zur Würde eines obersten Regenten (Augustus) erhoben. Auch diese Erhebung zog keine Veränderung in seinem Wesen und Wirken nach sich. Er nahm nicht einmal die Verwaltung von Italien und Africa an, die ihm zugefallen war, sondern war zufrieden mit den Bezirken von Spanien, Gallien und Britannien, die er schon vorher verwaltet hatte. Auch in seinem einfachen und prunklosen Leben blieb er sich gleich, und die höhere Macht, die er nun erhalten hatte, gebrauchte er nur zur größeren Beglückung seiner Unterthanen. Aber

nicht

nicht lange genoß er dieses süße Vergnügen! Schon funfzehn Monate nachher starb er (am 26. Jul. 306) zu Eboracum (York) in Britannien, wo er sich gewöhnlich aufhielt, mitten unter seinen Kindern. Seine Völker betrauerten ihn als ihren Vater. Er hatte sein Glück in ihrem Glücke gefunden.

XI.

Die Fahne des Kreuzes oder Constantins des Großen Uebertritt zum Christenthum.

Es giebt Sagen in der Geschichte, die theils dadurch, daß sie den Character eines Zeitalters beurkunden, theils dadurch, daß wichtige Thatsachen an sie geknüpft sind, einen so hohen Grad von Berühmtheit behaupten, daß ihre Kenntniß fast eben so wichtig wird, als die Kenntniß der Thatsachen selbst. Zu solchen Sagen gehört auch die von der wundervollen Erscheinung, die sich dem Kaiser Constantin dem Großen gezeigt und seinen Uebertritt zum Christenthum und die Erhebung desselben

zur

zur herrschenden Religion bewirkt haben soll. — Wir wollen hören, was davon erzählt wird, und diese Erzählung mit einigen Bemerkungen begleiten.

Als Constantin der Große im Jahr 311 von Gallien aus gen Rom zog, wo sich der Sohn des Maximian, Maxentius, zum Kaiser aufgeworfen hatte: so überlegte er lange bey sich selbst, welche Gottheit er zu seinem Führer und Beschützer erwählen sollte. Er erwog, daß die meisten seiner Vorgänger, die auf eine Menge Götter gebaut und sie durch Opfer und Gaben verehrt hatten, erst durch betrügliche Weissagungen und Orakelsprüche getäuscht, und zuletzt ohne Schutz und Rettung elendlich umgekommen; und daß dagegen sein Vater, der den einzigen und höchsten Gott verehrte, stets glücklich gewesen wäre. Besonders aber, meinte er, hätten die, so ihr Vertrauen auf mehrere Götter den zauberischen Künsten des Maxentius entgegen gesetzt hätten, einen schmählichen Ausgang gehabt. Er schloß hieraus, daß es thöricht und gefährlich sey, Göttern, die nirgends wären, zu dienen, und nahm sich vor, den Gott seines Vaters zu verehren. Hierauf wendete er sich an diesen Gott, und bat ihn demüthigst, er möchte sich ihm zu erkennen geben, und ihm bey dem gegenwärtigen Unternehmen beystehen. Und

Gott erhörte sein Gebet, und offenbarte sich ihm, wie einst dem betenden Moses, durch eine himmlische Erscheinung.

Als Constantin, noch in Gallien, an der Spitze seines Heeres hinzog, zeigte sich Nachmittags, da sich die Sonne schon gegen Abend neigte, über derselben das Siegeszeichen des Kreuzes, aus Lichtstrahlen gebildet, mit der Aufschrift: „Hierdurch siege!" — Diese Erscheinung setzte ihn und sein ganzes Heer, das Zeuge derselben war, in ausserordentliches Erstaunen. Jedoch wußte er noch nicht, wie er sie zu deuten hätte, und die Nacht überraschte ihn bey seinem Nachsinnen und Zweifeln. Da bot sich ihm eine andre Erscheinung dar. Jesus Christus trat zu ihm im Traum mit demselben Zeichen, das er wachend am Himmel gesehen hatte, und befahl ihm, eine Fahne, ähnlich jener himmlischen Erscheinung, verfertigen, und sie als Zeichen des Sieges in seinen Kriegen vor sich hertragen zu lassen.

Mit Anbruch des folgenden Morgens benachrichtigte Constantin seine Freunde von diesem Traumgesicht, ließ dann alle Künstler, die in Gold und Edelgesteinen arbeiteten, zu sich kommen, und befahl ihnen eine Fahne, ganz der Beschreibung gemäß, die er ihnen davon machte, zu verfertigen.

So

So entstand die Fahne des Kreuzes, Labarum genannt — eine große mit Goldblech bedeckte Stange durch die ein Querbalken in Gestalt eines Kreuzes ging. An der Spitze war eine Krone von Gold und Edelgesteinen befestiget, welche die beyden in einander geschlungenen griechischen Anfangsbuchstaben des Namens Christus in sich schloß. An dem Querbalken hing ein viereckiges, seidenes Fahnentuch, purpurfarbig mit Gold durchwirkt und mit Edelgesteinen besetzt. Ueber demselben, gleich unter dem Zeichen des Kreuzes, sahe man die Bilder des Kaisers und seiner Söhne. Diese eben so kostbare als glänzende Fahne gebrauchte Constantin in allen seinen Kriegen als ein Beförderungsmittel der Sicherheit und des Sieges. Funfzig Soldaten der Leibwache, ausgezeichnet durch Körperkraft und Religiosität, hatten kein anderes Geschäft, als sie zu bewachen, und einander im Tragen derselben abzulösen; und wer sie trug, oder nur mit ihrem Dienste beschäftigt war, hatte, wie Constantin selbst versicherte, mitten unter den Pfeilen der Feinde keine Gefahr oder Verwundung zu befürchten *).

In-

*) Man sehe Eusebius im Leben Constantins, II. 9. Eben dieser Schriftsteller erzählt, „daß wo sich die Fahne des Kreuzes zeigte, die Feinde in die Flucht getrieben wurden. Als

Indessen genügte es dem Kaiser Constantin keineswegs, die Verfertigung dieser Fahne anbefohlen zu haben. Er ließ auch die Lehrer des Christenthums zu sich kommen, und befragte sie über die gehabte Erscheinung. Als er nun hörte, daß das Kreuz ein Sinnbild der Unsterblichkeit und ein Denkzeichen des Sieges sey, den der Sohn Gottes, da er auf Erden wandelte, über die Schrecken des Todes erhalten hätte: so verlangte er hierüber näher unterrichtet zu werden. Da erklärten ihm die christlichen Lehrer, warum der Sohn Gottes Mensch geworden und gestorben wäre. Er aber hörte ihnen aufmerksam zu, fing an die heilige Schrift zu lesen, behielt die christlichen Lehrer in seiner Gesellschaft, und nahm sich vor, den einzigen und wahren Gott, den er gesehen hatte, mit aller

Als Constantin dieses merkte, ließ er diese Fahne immer dahin tragen, wo Gefahr war, und er konnte mit Zuversicht auf einen glänzenden Sieg rechnen, indem die Kraft dieses göttlichen Zeichens die Soldaten mit Muth belebte". „Auch befahl Constantin, daß nach dem Muster dieser Fahne mehrere ganz ähnliche verfertigt werden sollten für diejenigen seiner Heere, die er persönlich nicht anführen konnte". — So hatte einst auch König Numa, als ihm, der Sage nach, ein Schild (Ancile) vom Himmel gefallen war, auf dessen Erhaltung die Wohlfahrt und ewige Dauer des römischen Reichs beruhen sollte, — befohlen, daß eilf andre, diesem ganz ähnliche Schilde verfertiget werden sollten, damit das ächte nicht gestohlen würde.

aller Andacht zu verehren. Und nun erst zog er gegen den Maxentius, und erfocht einen vollständigen Sieg, der dessen Untergang herbeyführte.

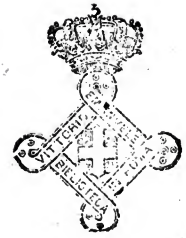
Diese Erzählung hat uns Eusebius, Bischof zu Cäsarea, in der Lebensbeschreibung Constantins des Großen aufbewahrt. Es mag scheinen, daß sie dadurch einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit erhält; denn Eusebius war ein Zeitgenosse und Freund Constantins, und er versichert, daß dieser selbst ihm alles Obige erzählt und mit einem Eidschwur bekräftiget habe. Gleichwohl lassen sich bedeutende Zweifel dagegen erheben. Warum, kann man fragen, hat kein Andrer von den vielen Tausenden, die Zeugen der himmlischen Erscheinung gewesen seyn sollen, dieselbe bezeugt? Warum soll das, was aus natürlichen Ursachen erklärt werden kann, übernatürlichen zugeschrieben werden? Eine seltene und ausserordentliche Lufterscheinung mögen Constantin und seine Truppen an dem Himmel gesehen haben; aber dürfen wir wohl bey unsrer mangelhaften Kenntniß der Natur und ihrer Wirksamkeit seltene und ausserordentliche Lufterscheinungen Wunder nennen? Constantin mag ferner den Gekreuzigten im Traume gesehen haben; aber läßt sich das durch die Eigenthümlichkeiten der Träume oder durch die Spiele einer gereizten Einbildungskraft nicht weit leichter, als durch Annahme eines

Wun-

Wunders erklären? Und wenn Constantin durch ein Wunder Gottes erleuchtet und zum Christenthum geführt wurde, müßte sich die Rückwirkung davon nicht in seinem Leben und Wirken gezeigt haben? Aber aus dem, was unpartheyische Geschichtschreiber, ja selbst aus dem, was schmeichelnde Lobredner vom Constantin melden, erhellt, daß er bey aller Vorliebe für das Christenthum nur wenig von dem ächten Geiste desselben durchdrungen war; daß er gerade in der späteren Zeit seines Lebens sich Ungerechtigkeiten und Verbrechen erlaubte, die den Lehren des Christenthums ganz entgegen sind; und daß er darum seine Taufe bis zu seinem Tode verschob, weil er wähnte, „daß alle Vergehungen eines Menschen durch die Kraft geheimer Worte und durch das heilsame Bad der Taufe von der Seele abgewaschen würden" *).

Gewöhnlich war es in alten Zeiten, daß jeder Krieger bey wichtigen Unternehmungen sich irgend einem Gott, zu dem er das meiste Zutrauen hatte, anempfahl. Vielleicht also, daß Constantin, da er gegen den Maxentius zog, den Gott der Christen zu seinem Schutzgott erwählte, und daß er dann, da seine Waffen überall siegten, diesem Gott für immer

*) Eusebius im Leben Constantins, IV. Buch, 61 Kap.


VITTORIO EMANUELE
BIBLIOTECA
NAZIONALE

Schubert. del. E. G. Krüger. sculpt.

Tod des Kaiser Julianus.

immer ergeben blieb. Wie nun aber in alten Zeiten der Anfang wichtiger Begebenheiten überall durch Annahme von Wundern gefeyert wurde, so scheint auch Constantins Uebertritt zum Christenthum, als eine überaus wichtige und folgenreiche Begebenheit, auf gleiche Weise verherrlicht worden zu seyn.

XII.

Züge aus dem Leben des Kaisers Julianus.

In dem Leben des Kaisers Julianus, der wegen seines Uebertritts zum Heidenthum übel berüchtigt ist, kommen so viel große und herrliche Züge eines ausserordentlichen Characters vor, daß jedes uneingenommene Gemüth bey ihnen, als bey großen Vorbildern, gern verweilt.

Groß und beachtenswerth ist zuerst die Thätigkeit, Mäßigkeit, Keuschheit und Sitteneinfalt Julians, oder die seltene Herrschaft, die er, folgsam den Geboten seiner Philosophie, über seine sinnlichen Triebe und Neigungen behauptete.

Er

Er brauchte nur wenige Zeit zum Schlafe. Ohne Ausnahme stand er um Mitternacht auf, nicht von weichen Federbetten, oder von seidenen Decken, sondern von einer gemeinen Matratze. Nach einem stillen Gebete an den Mercur, den er als den Weltgeist betrachtete, der die Seelen in Thätigkeit setze, widmete er sich zuerst den öffentlichen Geschäften, um das gemeine Beste zu fördern und den manchfaltigen Gebrechen des Staats abzuhelfen. War dieß als das Wichtigere abgethan, so beschäftigte er sich, um seine Kenntnisse zu vermehren und seine Grundsätze zu bestimmen, mit der Philosophie, Geschichte, Beredtsamkeit oder Dichtkunst und schrieb die Werke, von denen wir mehrere noch besitzen. Den Vormittag brachte er wieder mit öffentlichen Geschäften hin. Nach dem Mittagsmahl kehrte er zu seinen Studien zurück, und Abends nahm er die Staatsgeschäfte von neuem vor, weil er sich um alles bekümmerte, und überall Rath und Abhülfe zu gewähren suchte. Oeffentliche Schauspiele, denen seine Vorgänger einen großen Theil ihrer Zeit aufgeopfert hatten, konnten ihn nicht vergnügen. Wenn er ihnen beywohnte, so geschah es nur dem Volke zu Gefallen und auf kurze Zeit. Dann wendete er sich wieder zu seinen gewohnten Arbeiten, und während seine Minister ausruheten, war der Wechsel seiner Beschäftigungen seine einzige

Erho-

Erhohlung. Dabey besaß er eine so große Biegsamkeit des Geistes, daß er zu gleicher Zeit schreiben, diktiren und Vorträge anhören konnte.

Mit dieser ausserordentlichen Thätigkeit, durch welche Julian gleichsam seine kurze Regierung verlängerte, verband er die größte Mäßigkeit. Schon als er, 24 Jahre alt, vom Kaiser Constantius zur Würde eines Reichsgehülfen (Cäsar) erhoben wurde, war er mit der schlechtesten Kost des gemeinsten Soldaten zufrieden; und eben so, als er oberster und einziger Regent des mächtigsten und üppigsten Reichs geworden war. Seine Vorgänger hatten ihre Tafeln mit den ausgesuchtesten und seltensten Leckereyen besetzt; er aber liebte nur ein einfaches und leichtes Mahl, das eben so wenig kostspielig als zeitzersplitternd seyn durfte.

Wo aber Thätigkeit und Mäßigkeit herrschen, da wird es leicht, die Tugend der Keuschheit zu üben. Dieß bezeugt auch Julians Beyspiel. Er war so weit von jeder Art von Wollust entfernt, daß auch seine Feinde ihm keinen Vorwurf dieser Art machen. Selbst in dem heißen Asien und mitten unter einem schwelgerischen Volke ließ er sich nicht zur Verletzung der Keuschheit verleiten. Einst hatten im persischen Kriege seine Soldaten bey Eroberung einer Stadt mehrere Jungfrauen von

unge-

ungemeiner Schönheit gefangen und ihm zugeführt. Er aber wollte sie gar nicht sehen, um jeder Versuchung zur Treulosigkeit an seinen Grundsätzen auszuweichen.

Eben so sehr zeichnete er sich durch Einfachheit seines Aeussern, seiner Kleidung und seiner Umgebungen aus. Jeder unnütze Pomp war ihm zuwider, ja er verschmähte ihn vielleicht mehr, als es seiner hohen Würde gemäß war. Seine Vorgänger hatten bey der unglaublichen Verschwendung, der sie sich hingaben, eine Menge unnützer Diener gehalten, die, ohne für das Beste des Staates etwas zu thun, das Mark desselben aufzehrten. Er aber dankte sie ab, eben so erstaunt, über ihre große Zahl, als über ihre Pracht und Ueppigkeit. Da er als Kaiser nach Constantinopel kam (im Dec. 361), verlangte er einen Barbier, um sich das Haar abnehmen zu lassen. Ein schön gepuzter Mann trat in sein Zimmer. Der Kaiser stuzt, und ruft unwillig: „Aber ich habe ja einen Barbier und keinen Finanzrath verlangt!" Man sagt ihm, dieser Mann sey der verlangte Barbier. Hierauf fragte er denselben, was er für Einkünfte habe? Der Barbier antwortete, täglich für zwanzig Sclaven Brod, Futter für eben so viel Pferde, einen ansehnlichen Jahrgehalt, und noch bedeutende Nebengeschenke. Julian, dadurch

durch aufmerksam gemacht, gab ihm und mehreren tausend Köchen, Mundschenken und Verschnittnen den Abschied.

Groß und beachtungswerth ist ferner die Regentensorgfalt und Gerechtigkeitsliebe, durch welche Julian sich auszeichnete, vorzüglich in den Zeiten, da die ersten Blüthen seines herrlichen Gemüths sich entwickelten, noch unverdorben von dem giftigen Anhauch des Fanatismus. Einen Beweis hiervon gibt seine Verwaltung Galliens, die er (im Jahre 355) in Abhängigkeit von dem argwöhnischen Kaiser Constantius, als Cäsar übernahm.

Gallien war damals von äussern und innern Feinden heimgesucht. Von aussen war es den verheerenden Angriffen der Allemannen und Franken Preis gegeben, und von innen litt es unter dem Druck ungerechter und habsüchtiger Beamten, und fast unerschwinglicher Abgaben. Julian wußte beyden Uebeln abzuhelfen, und wurde ein Segen für das Land, das seiner Aufsicht anvertraut war. Obschon er seine frühe Jugend nur mit den Wissenschaften, nie mit den Waffen beschäftiget hatte, so zeigte er sich doch unerwartet groß als Krieger und als Staatsmann. Er schlug und vertrieb die

Alle-

Allemannen und Franken (356 — 358) mit eben so viel Einsicht als Kühnheit, und benutzte dann die Muße, die ihm seine Winterquartiere darboten, um den innern Wohlstand Galliens wieder herzustellen. Besonders sorgte er, daß Gerechtigkeit überall geübt wurde. Er selbst schlichtete, wo es die Wichtigkeit der Sachen oder Personen forderte, die obwaltenden Streitigkeiten mit Gerechtigkeit und Milde. So oft er in Krieg zog, empfahl er den Statthaltern der Provinzen die eingelaufenen Klagen genau zu untersuchen; und wenn er zurückkam, ging er die verhandelten Prozesse durch, und milderte die Strafen für Vergehungen mit der ihm eignen Billigkeit. Ueberhaupt mußte das streng bewiesen seyn, was von ihm bestraft werden sollte. Einst ward Numerius, kurz vorher Statthalter des narbonensischen Galliens, der Raubsucht beschuldigt. Er leugnete aber, und man konnte ihn der angeschuldigten Verbrechen nicht überführen. Da trat Delphidius, ein hitziger Ankläger auf, und rief dem Julian, der diese Untersuchung bey offenen Thüren hielt, mit Heftigkeit zu: „Wer wird je schuldig befunden werden, wenn es genug ist, zu leugnen?" Gelassen und treffend erwiederte Julian: „Und wer wird je unschuldig befunden werden, wenn es genug ist, zu verklagen?" — Ein andermal hatte er den überwiesenen Entführer eines Mädchens verbannt. Die Eltern dieses

Mäd-

Mädchens waren damit unzufrieden und meinten, einem solchen Frevler hätte die Todesstrafe gebührt. Julian aber gab zur Antwort: „Mag auch diese Gelindigkeit nach strengem Recht getadelt werden; einem Fürsten geziemt es, den Vorschriften seines sanften Herzens zu folgen."

Eben so eifrig suchte Julian den bedrängten Einwohnern Galliens in Rücksicht der Abgaben die größtmöglichste Erleichterung zu verschaffen. Er machte sich daher mit dem dasigen Steuerwesen aufs genaueste bekannt, und sorgte dafür, daß die Abgaben Niemand zu schwer fielen, daß die Mächtigeren sich nicht am unrechten Gute vergriffen, und daß Beamte, die sich auf Kosten der Unterthanen zu bereichern suchten, zurückgehalten würden; ja er scheuete sich nicht, deshalb Verhöhnungen und Anfeindungen auf sich zu laden. Florentius, Oberstatthalter (Präfectus Prätorio) in Gallien, und vom Constantius gleichsam als Aufpasser dem Julian beygesellt, stellte ihm einst vor: er habe bey genauer Berechnung gefunden, daß die Kopfsteuer zu wenig einbringe und daß dieser Ausfall durch eine neue Abgabe gedeckt werden müsse. Dagegen versicherte Julian, daß er eher das Leben verlieren, als dieses zugeben wolle. Er wußte nämlich sehr gut, daß durch solche Maßregeln den Provinzen Wunden geschlagen würden,

die

die schon manches Land in die äusserste Armuth gestürzt haben. Ueber diese Verschmähung seines Vorschlags erzürnt, schrie Florentius: „Es sey nicht zu ertragen, daß er, dem doch der Kaiser die Oberaufsicht über die Finanzen anvertraut habe, so plötzlich für einen ungetreuen Diener gelten sollte". Julian bewies ihm mit eben so viel Sanftmuth und Genauigkeit, daß die bisherige Kopfsteuer nicht nur zur Bestreitung der öffentlichen Bedürfnisse auslange, sondern sogar noch einen Ueberschuß gebe. Doch Florentius kehrte sich hieran nicht. Kurze Zeit darauf sandte er dem Julian einen neuen Steuerbefehl zur Unterzeichnung zu, und als dieser voll edeln Unwillens denselben, ohne ihn zu lesen, auf die Erde warf: so stieß jener hierüber aufs äusserste erbittert, nicht nur die ehrenrührigsten Schimpfreden aus, sondern verklagte auch den Cäsar bey dem Kaiser Constantius. Julian ertrug dieß alles mit ausdauernder Geduld. Er beschwerte sich bloß gegen die Freunde des Florentius über dessen ungebührliches Betragen, und schrieb an den Kaiser, um ihm die wahre Lage der Dinge darzustellen. Man müsse, sagte er in diesem Schreiben, froh seyn, wenn die Bewohner der gallischen Provinzen bey überall verheerten Ländereyen die gewöhnlichen Abgaben bezahlen könnten; aber neue dürfe man ihnen nicht zumuthen, und man werde auch von so armen

Leuten

Leuten nicht einmal durch Bedrohung des Todes sie erpressen können. Wirklich brachte er es dahin, daß Niemand sich erkühnte, den Galliern, ausser den gewöhnlichen Abgaben, irgend etwas mit Unrecht abzudringen; ja es gelang ihm durch die sorgfältigste Aufsicht, die gewöhnlichen Abgaben ohne Nachtheil der öffentlichen Verwaltung herabzusetzen. Bey seinem Eintritt in Gallien war jeder Einwohner dieses Landes mit einer Abgabe von 25 Goldstücken angesetzt, und bey seinem Austritt aus Gallien hatte jeder nur 7 Goldstücke zu entrichten. „Diese wohlthätige Einrichtung (sagt ein Schriftsteller dieser Zeiten, Ammianus Marcellinus) hatte die gute Folge, daß die Einwohner dieser Provinz, ohne sich mahnen zu lassen, noch vor dem gesetzten Termin die schuldige Zahlung leisteten."

Auch nachdem Julian oberster Reichsregent (Augustus) geworden war (Dec. 361) fuhr er fort, nach dem Ruhm der Gerechtigkeit und Milde zu streben. Das ganze Heer von Anklägern, das unter der vorigen Regierung soviel gegolten hatte, wurde sogleich von ihm verabschiedet und er haßte die Verleumder um so mehr, je mehr er selbst, da er noch Cäsar war, durch sie gelitten hatte.

Als er auf seiner Reise von Constantinopel gen Antiochien (im Jahr 362) nach Ancyra, einer Stadt Kleinasiens, kam, trat ein Ankläger zu ihm, der einen wohlhabenden Bürger dieser Stadt des Strebens nach der höchsten Gewalt beschuldigte. Julian untersuchte diese Beschuldigung genau, fand aber bald, daß sie nur in boshafter Verleumdung ihren Grund hatte. Jener Bürger, ein eitler Mann, hatte zu seinem Gebrauche ein purpurnes Gewand verfertigen lassen. Da nun der Purpur damals das Abzeichen der kaiserlichen Würde war, so hatte einer seiner persönlichen Feinde diesen Umstand ergriffen, um ihn des Majestätsverbrechens zu zeihen. Kaum hatte Julian dieß erforscht, so befahl er seinem Schatzmeister, dem boshaften Verleumder ein Paar purpurfarbene Schuhe zu geben, damit er sie dem vorgeblichen Nebenbuhler überbringen, und dadurch dessen kaiserliche Kleidung vollständig machen sollte.

Noch rühmlicher war Julians Betragen gegen den Thalassius, einen Einwohner Antiochiens, der Hauptstadt Syriens. Dieser Mann hatte den Bruder Julians, den Cäsar Gallus, sehr feindselig behandelt, und vieles zu dessen Hinrichtung beygetragen. Julian wollte daher, als er nach Antiochien kam, den Thalassius nicht vor sich lassen. Sogleich kamen dessen Feinde in großen

Schaaren

Schaaren zusammen, traten vor den Kaiser und schrien: „Thalassius, dein Feind, hat uns das Unsrige gewaltsam entrissen!" Julian aber merkte ihre Tücke, und ohne ihre Klage zum Sturz eines verhaßten Mannes zu benutzen, gab er ihnen zur Antwort: „Ich kenne den Mann wohl, den ihr mit Recht für meinen Beleidiger ausgebt; aber es ist doch billig, daß ihr schweigt, bis er mir, seinem wichtigern Gegner, Genugthuung geleistet hat". Hierauf befahl er, daß gegen den Thalassius keine Klage angenommen werden sollte, bis er selbst sich mit ihm versöhnt hätte, was auch kurze Zeit darauf geschah.

In Antiochien nahm Julian, obschon ihn damals die Zurüstungen zu dem wichtigen Krieg mit den Persern sehr beschäftigten, noch immer die Streitsachen der dasigen Bürger vor, und hatte die Geduld, auch die Klagen der Niedrigen um geringfügige Gegenstände anzuhören, und jeden Umstand sorgfältig abzuwägen, um Jedermann Recht widerfahren zu lassen. Freylich pflegte er wohl bey solchen Rechtshändeln die Partheyen, oft ganz zur Unzeit, zu fragen, welcher Religion sie zugethan wären? indessen ließ er sich doch nie den Vorwurf zu Schulden kommen, daß er in Hinsicht auf Religion

je von der geraden Bahn des Rechts abgewichen wäre *).

Als er von Antiochien gegen die Perser aufgebrochen war, kam er in die syrische Stadt Beröa, die größtentheils von Christen bewohnt wurde. Daselbst nahete sich ihm mit dem Gesuch um Hülfe ein Jüngling, den sein Vater, der Vornehmste des Raths und ein eifriger Christ, enterbt und aus dem Hause gestoßen hatte, weil er vom Christenthum zum Heidenthum übergetreten war. Julian versprach ihm Beystand, ladete dann ihn, dessen Vater und die vornehmsten Einwohner Beröas zu einem Gastmahl, und ließ jene beyde neben sich setzen. Hierauf wendete er sich während der Mahlzeit an den Vater mit diesen Worten: „Ich halte es nicht für billig, in Religionssachen Gewalt zu brauchen. Laß also auch du deinem Sohne

*) So erzählt der glaubwürdigste Schriftsteller dieser Zeit, Ammianus Marcellinus XXII, 10, dem ich hier durchaus gefolgt bin. Eben derselbe fügt — was seine Unpartheylichkeit bezeugen kann, da er selbst ein Heide war, und in den damaligen Zeiten religiöser Gährung lebte — hinzu: „Hart aber war es, und ewiger Vergessenheit werth, daß Julian den Lehrern der Beredtsamkeit und Sprachkunst verbot, die Verehrer des Christenthums zu unterrichten (ib. XXII., 10. Illud autem erat inclemens, obruendum perenni silentio, quod arcebat docere magistros rhetoricos et grammaticos, ritus Christiani cultores).

Sohne die Freyheit, sich zu einer Religion zu bekennen, die von der deinigen verschieden ist, so wie ich dir dieselbe Freyheit gestatte, obschon ich dich zwingen könnte, deiner Religion zu entsagen". Der Vater antwortete hierauf in heftigen Schmähungen. „Was", rief er, „du redest einem gottlosen Bösewicht das Wort, ihm, der die Lügen der Wahrheit vorgezogen hat?" — Julian selbst mußte durch diese Schmähungen persönlich getroffen werden; gleichwohl erwiederte er sanft: „Ich bitte dich, höre auf zu schmähen!" Und dann sprach er zu dem Sohne: „Ich will mich deiner annehmen, da dein Vater dieses nicht thun will" *).

Wer sollte nicht wünschen, daß Julian immer in diesem Geiste gehandelt haben möchte. Aber, leider! war das, wie weiter unten gezeigt werden soll, nicht der Fall. Der Widerspruch, den sein Lieblingsstreben, Erhebung des Heidenthums, nothwendig finden mußte, riß ihn manchmal zu leidenschaftlicher Hitze, und diese zu Handlungen der Unge-

*) Dieser Zug schonender Sanftmuth ist um so zuverläßiger, da er, freylich in ganz entgegengesetzter Absicht, von einem christlichen Bischof, Theodoretus, der in Syrien und kurz nach diesen Zeiten lebte (er starb ums Jahr 457), aufgestellt wird (lib. III. cap. 22).

Ungerechtigkeit hin. Indessen erkannte er selbst, wie Ammianus schreibt, die Reitzbarkeit seines Gemüths, war deshalb mit sich unzufrieden, und bat seine Freunde, seine Hitze, wenn sie sich etwa verirrte, zu zügeln. Gewiß hatte er also die Grundsätze religiöser Duldung, wenn er schon in einzelnen Handlungen davon abwich, im Allgemeinen vor Augen!

Die letzte Unternehmung Julians war sein Kriegszug gegen die Perser. Die Befehdungen, denen die östlichen Grenzen des römischen Reichs von Seiten der Perser ausgesetzt waren, und mehr noch seine feurige Ruhmbegierde führten ihn zu diesem Krieg, den er mit mehr Besonnenheit und Glück anfing als ausführte, und in dem er seinen Tod und das römische Reich einen empfindlichen Verlust erlitt.

Im Frühling des Jahres 363 nahm dieser Krieg seinen Anfang. Am 5. März brach Julian von Antiochien, wo er den Winter hindurch verblieben war, auf, und zehn Tage darnach, am 15. März, rückte er bey Hieropolis über den Euphrat, wo er seine Flotte fand, und dann über den Chaboras in das persische Gebiet. Sein Heer bestand aus 65000 Mann, und seine Flotte aus

1100 Schiffen, theils Kriegs-, theils Frachtschiffen, die mit Lebensmitteln und allen Kriegsvorräthen für einen so weit aussehenden Feldzug reichlich versehen waren. Ausserdem ließ es Julian auch nicht an der Klugheit fehlen, die den vorsichtigen Feldherrn bezeichnet. Er zog mit der größten Ordnung und Behutsamkeit am linken Ufer des Euphrat herab, und seine Flotte mußte ihm immer zur Seite folgen. Der Anfang des Kriegs entsprach seinen Wünschen. Zwar konnte er die Perser nicht zu einer Hauptschlacht bringen, denn im Gefühl seiner Ueberlegenheit wichen sie überall vor ihm zurück; aber er drang doch immer weiter vor, eroberte die wichtigen Städte Perisabora und Maogamalcha am Euphrat, erzwang den Uebergang über den reißenden Tigris, brachte auch seine Flotte durch einen Kanal in diesen Fluß, und bedrohete sogar Ctesiphon, die Hauptstadt der Perser. Allein hiermit schien sein guter Genius von ihm gewichen zu seyn!

Die Eroberung des festen Ctesiphon war schwierig, und seine Ruhmbegier trieb ihn, wie Alexander den Großen (sein Vorbild!), immer vorwärts. Er verließ daher die Mauern von Ctesiphon, nachdem er die umliegende Gegend hatte verwüsten lassen, und zog einige Tage am linken Ufer des Tigris aufwärts; dann, durch verstellte Ueberläufer

ver-

verblendet, wendete er sich in das Innere des Landes, und ließ seine Flotte, die ihm nunmehr überflüßig schien, verbrennen, bis auf zwölf kleine Schiffe, die auf Wagen zu Lande fortgeschaft wurden, um nöthigenfalls zu Schiffsbrücken gebraucht zu werden. Vergebens murrte das Heer über diesen tollkühnen Entschluß; vergebens warnten ihn seine Generale: er hörte weder auf diese Warnungen, noch auf jenes Murren, blieb, wie immer, hartnäckig bey dem, was er einmal beschlossen hatte, und machte selbst seinen Generalen Vorwürfe, daß sie durch ihre Liebe zur Bequemlichkeit ihn von glorreichen Thaten abhalten wollten. Aber wie schrecklich mußte er, und mit ihm das römische Heer für diesen Starrsinn büßen!

Das Land zwischen dem Tigris und den medischen Gebirgen, wohin Julian seinen Marsch richtete, war fruchtbar, und bot überall für die Armee reichlichen Unterhalt dar. Da geriethen die Perser auf das verzweifelungsvolle Vertheidigungsmittel, ihr eigenes Land zu verwüsten, um ihren Feinden dadurch Abbruch zu thun. So wie sie schon früher, als Julian noch zwischen dem Euphrat und Tigris war, die Wege unbrauchbar gemacht, und durch Hülfe der Kanäle das Land unter Wasser gesetzt hatten, so trieben sie jetzt ihr Vieh weg und setzten Gras, Bäume und reife

Saaten

Saaten in Brand. Dabey beunruhigten sie unaufhörlich den Zug der Römer, griffen einzelne Haufen derselben an, und fingen jeden Zurückbleibenden auf.

Gar bald fühlten die Römer das Drückende ihrer Lage. Erst Mangel an Lebensmitteln, dann Hungersnoth trat ein, und eben so lästig wurde die ungewohnte Hitze, und die Schaaren von Mücken und Fliegen, die sich überall verbreiteten. Das Murren nahm überhand, und immer lauter wurde der Rückzug gefordert. In diesen Bedrängnissen behauptete Julian die standhafte Festigkeit seines Gemüths. So lange er konnte, suchte er den Muth seiner Soldaten aufrecht zu erhalten; er selbst theilte mit ihnen seine Vorräthe an Lebensmitteln, und verlangte von seinen Generalen, dasselbe zu thun. Endlich aber sahe er sich doch genöthigt, dem lautem Ungestüm seiner Soldaten nachzugeben, und sich zurück zu ziehen.

Am 16. Junius 363 begann dieser Rückzug nach der befreundeten Provinz Corduene, dem südlichen Theile von Armenien. Aber nun brach auch das Heer der Perser, von dem Könige selbst angeführt, hervor, und griff bald in geschlossenen Gliedern, bald in einzelnen Haufen die Römer an. Zehn Tage nach einander erfolgten unaufhörliche

Ge-

Gefechte, in denen die Römer zwar jederzeit die Oberhand behaupteten, aber auch durch Mangel an Lebensmitteln in dieser durchaus verwüsteten Gegend immer mehr an Kraft und Kampflust verloren. Nur Julian blieb sich auch in dieser mißlichen Lage gleich. Eigne Sicherheit und Bequemlichkeit galt ihm nichts, aber desto mehr fremdes Wohl; und nie war er thätiger und entschlossener. Mit Festigkeit ertrug er alle Beschwerden des Kriegs, überall legte er selbst Hand an, wo irgend etwas Nützliches bewirkt werden sollte, und gab selbst ein Beyspiel der Tugenden, die er von seinen Soldaten forderte. Mitten unter dieser rühmlichen Geschäftigkeit ergriff ihn ein Vorgefühl seines nahen Todes! Schreckbare Erscheinungen umringten ihn; drohende Anzeichen wurden in den Eingeweiden der Opferthiere gefunden. Allein sein hoher Sinn ließ sich dadurch nicht niederbeugen. Muthig, und im Geiste der alten Helden, deren Vorbilder ihn immer umschwebten, ging er seinem Verhängniß entgegen.

Am Morgen des 26. Jun., als er nach einer unruhig hingebrachten Nacht an der Spitze seines Heeres fort zog, erschallte plötzlich die Nachricht, daß die Perser seinen Nachtrab angriffen. Sogleich eilte er, ohne seinen Panzer, nur mit dem Schilde, den er in der Eile ergriffen hatte, nach dem

dem Orte der Gefahr. Allein kaum hat er hier die Ordnung wiederhergestellt, so erhebt sich das Geschrey, daß auch der Vortrab, dann, daß zu gleicher Zeit das Mitteltreffen von den Persern bedrängt werde. Julian floh mit Sturmeseile überall hin, wo Hülfe Noth that, und brachte auch bald die Feinde zum Weichen. Aber indem er ihnen mit Hitze nachsetzte, kam ein Pfeil von der feindlichen Reiterey herüber, streifte seinen Arm, drang ihm durch die Ribben, und blieb im untern Theil der Leber stecken *). Vergebens suchte er denselben heraus zu ziehen! Er zerschnitt sich an dem spitzigen Eisen die Finger, sank ohnmächtig vom Pferde herab, und ward in ein nahes Zelt getragen. Sobald die Heftigkeit des ersten Schmerzes nachließ, forderte er seine Rüstung und sein Pferd, um in die Schlacht zurück zu kehren. Aber die Kräfte seines Körpers kamen der Regsam-

*) So erzählt Ammianus Marcellinus XXV, 3., und sein Zeugniß — das Zeugniß eines Mannes, der selbst diesem Treffen beywohnte, und mit vieler Unpartheylichkeit schrieb — hat mehr Gewicht, als die Behauptung des Libanius, eines heidnischen Redners zu Antiochien, der aus Haß gegen die Christen, oder der christlichen Schriftsteller, die in der Meinung, Julians Ermordung wäre eine verdienstliche That gewesen, aussagten, daß die Hand eines Christen aus seinem Heere ihm diese Wunde beygebracht habe.

samkeit seines Geistes nicht gleich! Ein starker Blutverlust schwächte ihn, und er mußte in sein Zelt zurückgebracht werden *). Während nun seine Truppen, von Wuth enthrannt über das Mißgeschick ihres geliebten Kaisers, den Feind völlig zurücktrieben, fühlte er, daß sein Tod herannahe. Seine Freunde und Waffengefährten hatten sich indessen um ihn versammelt. Er nahm von ihnen sanft rührenden Abschied; sagte, daß er gern sterbe, weil er überzeugt sey, daß Sterben nur Trennung des edlern Theils von dem schlechtern, und daß ein schneller Tod für ihn eine Gnade der Götter sey, weil er ihn vor der Gefahr schütze, die Würde seines Characters zu entweihen. Sein Gewissen, äusserte er ferner, mache ihm keine Vorwürfe, weil er sich von Verbrechen rein erhalten, und als Regent einzig das Glück seiner Völker zu befördern gesucht habe. Auch danke er dem ewigen Wesen, daß er nicht als Opfer einer Verschwörung, nicht unter den Qualen einer langsam verzehrenden Krankheit sterbe. Ueber seinen Nachfolger

*) Man sehe das Kupfer Taf. X. Ein Soldat, so hat der Künstler diesen Moment aufgefaßt, bringt dem schon verwundeten Julian, der das vorgeführte Pferd von neuem besteigen will, die verlangte Rüstung; aber der Kaiser ist zu schwach um sie anzulegen und das Pferd zu besteigen. Zwey seiner Diener müssen ihn halten und in das nahe Zelt zurück führen.

folger, fügte er endlich hinzu, wolle er nichts bestimmen, damit er nicht aus Unwissenheit einen Würdigern übergehe, oder aus Unbedachtsamkeit einen Unschuldigen unglücklich mache. Uebrigens wünsche er, als treuer Sohn des Staates, daß man nach ihm einen würdigen Regenten erwählen möchte.

Als er dieß mit sanfter Stimme geredet hatte, vertheilte er sein Vermögen unter seine vertrautesten Freunde. Da vermißte er den obersten Staatsbedienten Anatolius. Auf seine Frage, warum dieser nicht gegenwärtig sey? äusserte man: er sey in der Schlacht gefallen; und er, der seinem Tode mit festem Muthe entgegen sah, ward über die Nachricht von dem Tode des geliebten Freundes tief betrübt.

Weinend standen die Seinigen um ihn her; er aber ermahnte sie, einen Fürsten nicht zu beweinen, der nun bald zu dem Himmel und zu den Gestirnen sich erhebe. Dann unterredete er sich, so lange er konnte, mit den Philosophen Maximus und Priscus, die ihn immer begleiteten, über die erhabene Natur der Seele. Aber auf einmal, es war in der Stunde der Mitternacht, brach seine Wunde wieder auf. Die heftige Wallung des Geblüts entzog ihm den Athem; er forderte kaltes

Wasser,

Wasser, und kaum hatte er davon getrunken, so entschlief er sanft und ohne Schmerzen. — — So starb dieser seltene Mann, im 32. Jahre seines Alters, und im zweyten Jahre seitdem er oberster Regent des römischen Reichs geworden war.

Selten sind Menschen so verschieden beurtheilt worden als Julian. Der Partheygeist hat sich seiner und seines Nachrufs bemächtigt; nur wenige haben ihn so unbefangen geschildert, als sein Zeitgenosse, Ammianus Marcellinus; gemeinlich ist er, je nachdem Christen oder Heiden von ihm redeten, entweder bitter getadelt, oder ausschweifend gelobt worden.

Wahr ist es, es lag in seinem Wesen etwas Gesuchtes und Heimliches, das ihn von der liebenswürdigen Natürlichkeit und offenen Geradheit eines Trajanus und Antoninus unterscheidet. Aber eben so wahr ist es auch, daß er viel Großes und Herrliches in sich vereinigte, was ihn diesen seinen Mustern ähnlich macht. — Wahr ist es ferner, daß vorzüglich Ruhmbegierde ihn leitete, wahrscheinlich auch, daß viele seiner gepriesensten Handlungen aus ihr hervorgingen, und daß er um ihrentwillen das Seltsame und Auffallende liebte, und oft den Anstand verachtete, den seine kaiserliche

liche Würde forderte. Aber wahr ist es auch, daß Ruhmbegierde, jederzeit die Leidenschaft großer Geister, für ihn Grund und Antrieb zu ehrenwerthen Thaten wurde, indem er vorzüglich durch die Tugenden der Thätigkeit, Mäßigkeit, Gnade und Milde Ruhm zu erlangen suchte. — Wahr ist es endlich (und dieß ist wohl der wichtigste Vorwurf, der ihm gemacht werden kann), daß sehr viele und auffallende Widersprüche in seinem Betragen vorkommen; daß er Sinn für Recht und Gerechtigkeit hatte, und doch seine Unterthanen oft nur nach ihrer Uebereinstimmung mit seinen Meinungen und Absichten behandelte; daß er tiefe Einsichten besaß, und doch von den Banden des Aberglaubens umfangen war; daß er bey allen seinen Unternehmungen die Wahrsager und Zeichendeuter befragte, und doch mehr seinem Kopfe als ihren Eingebungen folgte; daß er durch Opfer in ausschweifender Menge die Gunst der Götter zu erlangen hoffte, und doch dem Mars, als er bey einem ihm geweiheten Opfer schlimme Anzeichen fand, jedes Opfer verweigerte. Aber wahrscheinlich gingen alle, oder doch die meisten dieser Widersprüche aus dem Kampfe seines bessern Seyns mit einer ihm fest inwohnenden Idee hervor. Er hatte nämlich die Idee aufgefaßt, daß zur Wiederherstellung der alten Sitten das Heidenthum wiederhergestellt werden müßte, und je nöthiger ihm

dieses

dieſes ſchien, deſto nöthiger ſchien es ihm auch, die Mittel, die dazu führen konnten, zu benutzen, die Gebräuche der Vorzeit zu erneuern, und ihre Beobachtung durch ſein eigenes Beyſpiel anzuempfehlen. Aber dadurch mußte er oft mit ſeinen beſſern Grundſätzen in Kampf gerathen; ſein höherer Sinn mußte häufig das Unſtatthafte dieſer Gebräuche empfinden; und ſo mußten die Widerſprüche in ſeinem Betragen entſtehen, die von ſeinen Gegnern ſo bitter gerügt worden ſind.

Daß aber Julian jene Idee auffaßte, oder vom Chriſtenthume abfiel, — das läßt ſich vornehmlich aus der Macht der erſten Eindrücke erklären. Denn während er in früher Jugend von finſterm Argwohn umlauert wurde, fand er in den Schriften der Alten, in der griechiſchen Poeſie und Philoſophie den Troſt und die Erhebung, deren ſein hochaufſtrebender Geiſt bedurfte. Eingenommen gegen den Kaiſer Conſtantius, der Julians Vater und Bruder hatte hinrichten laſſen, und an deſſen Hofe Laſter und Verbrechen herrſchten, wurde er auch eingenommen gegen deſſen Religion, und um ſo mehr, da die chriſtliche Kirche damals von Partheyen zerrüttet wurde, die ſelbſt die Ruhe des Staates erſchütterten. Dagegen wurde ihm die Religion werth und theuer, die er in den Schriften der Alten mit einnehmenden

den Farben dargestellt fand, und unter deren Einflüssen der römische Staat zu seiner Größe gelangt, und edle Charactere, wie ein Titus, Trajanus und Marcus Aurelius aufgeblühet waren. Hierzu kam noch der Umgang mit heidnischen Philosophen, die sich eifrig zu ihm drängten, ihn durch ihre Talente blendeten, und ihn in seiner Vorliebe fürs Heidenthum bekräftigten. Er wurde daher schon frühzeitig ein Verehrer desselben, obschon er dieß lange verheimlichte.

Indessen war seine Religion nicht die altheidnische, sondern im Grunde genommen eine natürliche Religion, angewendet auf die altheidnische Götterlehre. Er war sich des Göttlichen im Menschen bewußt, und sahe den heidnischen Cultus als eine symbolische Bezeichnung desselben an. Dabey war er gegen das Gute, das in der christlichen Kirche herrschte so wenig eingenommen, daß er mehrere nützliche Anstalten derselben in seine Religion übertrug, um dadurch Geistes- und Herzensbildung zu befördern. So verlangte er, daß seine Priester rein und unsträflich leben, und ausser der Verrichtung der Religionsgebräuche auch das Volk unterrichten sollten; so führte er ferner unter den Bekennern seiner Religion die Kirchenbuße und das Allmosengeben ein: — Einrichtungen und Gebräuche, die er aus der christlichen Kirche entlehnte.

Aber,

Aber, leider, blieb Julian hierbey nicht stehen! Denn obschon er erklärte, daß in Sachen der Religion Freyheit des Denkens und Glaubens Statt finden müsse: so wich er doch in einzelnen Handlungen von diesem erleuchteten Grundsatz ab. Um das Heidenthum über das Christenthum zu erheben, gebrauchte er nicht bloß die Macht des Beyspiels und der Empfehlung, sondern auch die gehäßigeren Mittel der List und Gewalt, und sogar der Spötterey über seine christlichen Unterthanen. Zwar verbot er nicht die Uebung des Christenthums; aber er suchte gar häufig die Christen von ihrer Religion abzuwenden; erhob Heiden und Juden zu ihrem Nachtheil; verbot ihnen die Beschäftigung mit den Wissenschaften; nährte die Streitigkeiten unter ihnen; war nachsichtig, wo sie verfolgt wurden, erlaubte sich wohl selbst Bedrückungen gegen sie, und gebrauchte die Waffen seines Witzes zu Schmähschriften gegen das Christenthum. So leicht geht selbst der bessere Mensch, wenn Vorurtheile ihn blenden, über die Grenzen der Mäßigung und des Rechts!

Immer bleibt es tadelnswerth, daß Julian die Bedürfnisse seiner Zeitgenossen so wenig auffaßte, und voll Vorurtheile gegen das Christenthum, seine Talente nicht benutzte, um die einfachen Wahrheiten desselben zu erforschen. Aber be-

bedauern muß man ihn, daß er, der das Gute ernstlich wollte, sich in der Wahl der Mittel vergriff; und gestehen muß man, daß seine Tugenden größer waren, als seine Fehler!

XIII.

Thronbesteigung des Kaisers Theodosius des Großen.

Theodosius der Große, der letzte unter den Kaisern, die das ganze römische Reich beherrschten, gelangte durch seltene Talente und Tugenden, so wie nach einem auffallenden Glückswechsel zum römischen Thron.

Der wahrscheinlichsten Angabe zufolge war er ein Sohn der Thermancia und des Generals Theodosius, geboren ums Jahr 346 zu Cauca im nordwestlichen Spanien (Gallicien). Seinem Geist und Körper nach war er seinem hochberühmten Landsmann und Vorgänger, dem Kaiser Trajanus, ähnlich; und vielleicht hat hieraus Schmeicheley

die Sage gebildet, daß er aus dem Geschlechte desselben entsprossen und, wie dieser, zu Italica in Andalusien geboren worden sey. Geschickte Lehrer, unter denen der Philosoph Anatolius genannt wird, bildeten seinen aufstrebenden Geist; aber noch mehr verdankte er dem Beyspiele und der Anleitung seines Vaters. Dieser, einer der größten Feldherren seiner Zeit, nahm ihn, den ein und zwanzig jährigen Jüngling, mit sich in den Krieg gegen die Picten und Scoten in Britannien (367 — 370), und dann (372) gegen die Mauren in Africa, die sich unter dem schlauen Firmus empört hatten. In diesen Feldzügen legte der junge Theodosius den Grund zu derjenigen Erfahrung und Kriegsgeschicklichkeit, wovon er in seinem folgenden Leben so viele Beweise gegeben hat. Von Africa aus schickte ihn sein Vater (373) an den kaiserlichen Hof, um die Lage der Dinge in Africa zu schildern und um Unterstützung zu bitten. Theodosius kam so nach Mailand und gewann das ungetheilte Wohlwollen des damaligen Kaisers Valentinian I. Dieser behielt ihn daher um sich, nahm ihn mit sich in den Krieg gegen die Allemannen (374), und erhob ihn bald darauf zur Würde eines Oberbefehlshabers, und eines Statthalters von Mösien. Theodosius rechtfertigte diese Gunstbezeigungen durch sein Betragen. Er schlug als Statthalter Mösiens die Sarmaten

(374),

(374), rettete die Provinz, die von ihnen bedroht wurde, und gewann die Liebe der Soldaten, die unter ihm dienten.

Die heitersten Aussichten lagen vor ihm; aber plötzlich schien ein widriger Schicksalswechsel das ganze Gebäude seines Glücks zu vernichten! Kaiser Valentinian I. war (375) gestorben; der Sohn desselben, Gratian, nun Kaiser in den Abendländern, verkannte die Verdienste des ältern Theodosius, und ließ, von Haß und Argwohn verblendet, diesen ruhmwürdigen Feldherrn, ohne nur einen scheinbaren Grund dieses Verfahrens aufzustellen, zu Carthago enthaupten (376). Auch der jüngere Theodosius sahe sich demselben Haß und Argwohn, der seinem Vater das Leben gekostet hatte, bloß gestellt. Er verließ, sey es freywillig oder gezwungen, seine Würden und begab sich von Mösien nach Spanien, in seine Vaterstadt Cauca. Hier lebte er, wie ein Verbannter, still und eingezogen, aber nicht unrühmlich. Umgeben von einigen Freunden nnd Verwandten, gefällig gegen alle, und bald mit den Wissenschaften, bald mit der Gärtnerey und dem Ackerbau beschäftigt, ertrug er die Veränderung seiner Lage mit großer Gemüthsruhe. Aber es war sein Loos nicht, beständig in dieser Zurückgezogenheit zu leben. Die Vorsehung, die über die Einzelnen, wie über das

große Ganze waltet, hatte ihn für einen höhern Wirkungskreis bestimmt.

Während er ruhig zu Cauca in Spanien lebte (376 — 378), hatten die Gothen, in Verbindung mit Hunnen und Alanen, den römischen Kaiser Valens, den Beherrscher der Morgenländer, bey Adrianopel geschlagen und getödtet (9. Aug. 378), und sich dann mit wüthender Raubbegier von den Ufern der Donau bis herab an die Grenzen von Macedonien über die römischen Provinzen ergossen. Kaiser Gratian, der in den Abendländern regierte, hatte die unglückliche Schlacht bey Adrianopel nicht abwenden können; aber eifrigst suchte er die Folgen derselben zu hemmen, oder den Räubereyen der Gothen und ihrer Verbündeten Einhalt zu thun. Und so groß war sein Vertrauen auf die Talente und Tugenden des Theodosius, daß er diesen vorher verkannten und tief gekränkten Mann, jetzt bey dem Unglück des Staates als den einzigen Retter desselben betrachtete. Er rief ihn zu sich nach Sirmium. Theodosius erschien, und wurde vom Gratian erst zum obersten Feldherrn, und bald darauf (19. Jan. 379) zum Kaiser in den Morgenländern ernannt. — So bestieg Theodosius nach einem auffallenden Wechsel des Glücks, im 33. Jahre seines Alters, zur Freude aller, die seine Gerechtig-

tigkeitsliebe, seine Milde, seine Standhaftigkeit und Geschicklichkeit im Kriege kannten, den römischen Kaiserthron.

Gar bald zeigte er sich des in ihm gesetzten Vertrauens würdig. Mit List und Gewalt nöthigte er die Gothen zum Frieden (382), und schloß um dieselbe Zeit ein Bündniß mit den Persern. Dann (388) bezwang er den Maximus, der den Kaiser Gratian getödtet, und sich zum Beherrscher der Länder jenseit der Alpen aufgeworfen hatte. Zufrieden, den Tod seines Wohlthäters gerächt zu haben, gab Theodosius dem Bruder desselben, Valentinian II., alle eroberten Länder ohne Ausnahme zurück. Als späterhin auch Valentinian II. das Schicksal seines Bruders erlitten hatte, und durch Verrätherey eines seiner Generale, des Arbogastes, getödtet worden war: so zog Theodosius abermals aus, schlug den Treulosen in einem blutigen Kampfe, und wurde (393) Herr des ganzen römischen Reichs.

Aber so wie er im Kriege die Pflichten seines hohen Berufs erfüllte, eben so war er im Frieden eifrig darauf bedacht, Ruhe und Ordnung in seinen weitausgedehnten Staaten zu erhalten; und man hat die ihn ehrende Bemerkung gemacht, daß seine Tugenden stets mit seinem Glücke zu wachsen schienen.

schienen. Die ausgeplünderten und durch Krieg verwüsteten Provinzen fanden durch ihn Unterstützung an Geld und Lebensmitteln; er sorgte für Gerechtigkeit und Milde, und wollte lieber Unschuldige retten, als Schuldige bestrafen. Vorzüglich aber lag ihm die Sache der christlichen Kirche am Herzen. Er unterdrückte daher das Heidenthum durch Ermahnungen und Vorkehrungen; verbot die Verehrung der Götzenbilder, verbot die Opfer; ließ hin und wieder Tempel und Statuen zerstören, und beförderte mit lebendigem Eifer das Ansehn der Lehrer des Christenthums und die Einheit des Glaubens. Aber freylich übertrat er in seinem Hasse gegen die Ketzer oft die Schranken der Mäßigung, oder die Forderungen eines christlichen Sinnes. Ueberhaupt war er hierin ganz das Gegenbild des Kaisers Julianus. Denn wie eifrig dieser das Heidenthum zu erheben gesucht hatte, eben so eifrig suchte Theodosius dasselbe zu unterdrücken, und als ein frommer Christ auch öffentlich zu erscheinen.

In seinem Privatleben zeigte sich Theodosius überaus mild, wohlthätig und menschenfreundlich. Er war gern in dem Kreise der Seinigen, und sein Sinn für Häuslichkeit machte ihn zu einem treuen Gemahl, zu einem zärtlichen Vater, und zu einem liebevollen Beschützer und Versorger

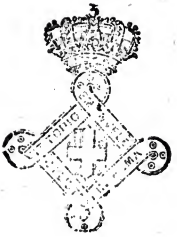
sorger seiner Verwandten. Mit seinen Hofleuten ging er auf das Wohlwollendste um, unterschied sich von ihnen nur durch den Purpur, und hatte Achtung für jedes Verdienst. Der Gefälligkeiten und Dienste, die ihm im Privatstande erzeigt worden waren, erinnerte er sich gern, und mit dankbarem Sinn. Dagegen vergaß er leicht die ihm zugefügten Beleidigungen. Er besaß keine tiefe Gelehrsamkeit; aber er war ein Freund der Geschichte, und leitete aus ihr Regeln für seine Handlungen. So verabscheuete er die Grausamkeiten und Abscheulichkeiten eines Marius, Sylla und Cinna, und legte sich dadurch die Pflicht auf, den entgegen gesetzten Maximen zu folgen.

Freylich darf man bey dieser Schilderung seiner Tugenden nicht vergessen, daß es begünstigte Zeitgenossen, und noch mehr daß es christliche Schriftsteller sind, die ihn, den Beförderer der rechtgläubigen Kirche, erheben; und daß dagegen heidnische Schriftsteller (wie Zosimus) bittern Tadel gegen ihn, den Unterdrücker des Heidenthums, aussprechen. Aber wenn man darum mißtrauisch gegen das Lob ist, weil es ihm von seinen Freunden gezollt wird: so muß man auch mißtrauisch gegen den Tadel seyn, der von seinen Feinden herrührt. Denn eben die Partheylichkeit, die sich in jenes Lob gemischt haben mag, scheint noch weni-

ger

ger von diesem Tadel entfernt gewesen zu seyn. Leidenschaftliche Hitze, sagen seine Gegner, riß ihn manchmal zu Handlungen der Ungerechtigkeit hin; und so oft er Gefahren überstanden hatte, versank er in Ueppigkeit und Schwelgerey, wodurch er das Sittenverderbniß unter seinen Unterthanen vergrößerte. Viel Wahres mag allerdings in diesen Vorwürfen liegen, aber gewiß auch viel Uebertriebenes. Denn was das letztere anbetrift, so ist bekannt, daß das Sittenverderbniß unter den Römern schon lange vor den Zeiten des Theodosius zu einem so hohen Grad gestiegen war, daß sein Beyspiel nur wenig zur Vergrößerung desselben beytragen konnte. Was aber seine leidenschaftliche Hitze anbetrift, so erkannte er selbst diesen Fehler, suchte ihn zu bekämpfen, ließ sich leicht besänftigen, und büßte mit tiefer Reue, wo er einsah, daß er gefehlt hatte *). Weit mehr scheint ihn der Vorwurf zu treffen, daß er durch Aufnahme einer großen Menge Barbaren in römische Dienste, durch Ueberhäufung der Anzahl der Officiere, und durch Nachsicht gegen die Verletzung der Kriegszucht, das römische Kriegswesen in Verfall kommen ließ; dann, daß er sich denen, die

*) Ein Beyspiel dieser Art wird weiter unten in dem Leben des heiligen Ambrosius aufgestellt werden.



Schubert del. Mone Haas p. Berlin.

St. Ambrosius.

Wie willst du die Hände zum Beten aufheben,
die noch von dem Blute deiner Ermordeten triefen.

die einmal sein Vertrauen gewonnen hatten (wie einem Rufin), ohne Einschränkung hingab; und daß er aus allzugroßer Zärtlichkeit gegen seine Söhne das römische Reich nach seinem Tode in Verwirrung und Spaltung brachte. Gleichwohl kann man doch nicht in Abrede seyn, daß er eine wohlwollende Gesinnung besaß, und mehr aus Irrthum als aus Vorsatz fehlte.

XIV.

Leben des heiligen Ambrosius.

Welche Vorstellungen von dem Umfang ihrer Würde christliche Bischöfe schon in den Zeiten des Theodosius hegten, wie sie schon damals weltliche und geistliche Macht unterschieden, und diese triumphirend über jene erhoben: das zeigt das Leben des heiligen Ambrosius; — aber es zeigt auch, wie viel ein unablässiges Streben nach einem deutlich gedachten Ziele auszurichten vermag, und verbürgt die hohe Achtung eines frommen Wandels, standhafter Festigkeit und ernster Berufstreue.

treue. In beyderley Beziehung aber ist, wie ich glaube, dieses Leben einer nähern Beschauung würdig.

Ambrosius, geboren in Gallien, ungefähr ums Jahr 340, stammte aus einem edeln römischen Geschlecht. Sein Vater, der gleichfalls Ambrosius hieß, war Oberstatthalter der Diöces Gallien, starb aber frühzeitig, worauf seine Mutter mit ihm, seinem Bruder und seiner Schwester nach Rom zog. Hier bildeten sich seine Talente schnell und glücklich aus. Wissenschaftliche Bildung schöpfte er aus den Geisteswerken der alten Griechen und Römer, und das fromme Beyspiel seiner Mutter und Schwester pflanzte tiefe Achtung für Religiosität in sein empfängliches Gemüth. Gleich seinem Vater wollte er auf der Stufenfolge bürgerlicher Würden sich empor schwingen. Er legte sich daher in seinem Jünglingsalter vornehmlich auf Beredsamkeit und Prozeßführung, und zeichnete sich hierbey so vortheilhaft aus, daß er von dem damaligen Oberstatthalter Italiens, Probus, zum Regierungs-Beysitzer, dann vom Kaiser Valentinianus I. zum Statthalter der südwestlichen Provinzen Oberitaliens, Liguriens und Aemiliens, ernannt wurde.

So

So kam er nach Mailand, das zu dem Bezirk jener Provinzen gehörte und damals Hofsitz der Kaiser in den Abendländern war. Hier lebte er eine Zeitlang den Geschäften seines bürgerlichen Amtes, übte Gerechtigkeit und Milde, und erwarb sich Liebe und Achtung. Da begab es sich, daß der dasige Bischof Auxentius, ein Arianer, starb (374). Die Wahl eines Nachfolgers erregte Zwiespalt. Die Arianer suchten wiederum einen Mann aus ihrer Mitte auf den bischöflichen Stuhl zu erheben; aber die Katholiken waren dagegen *); die Kirche selbst ward zum Tummelplatz ihrer Streitigkeiten, und schon waren beyde Partheyen auf dem Punkt, Gewaltthätigkeiten gegen einander zu verüben, als Ambrosius herbeyeilte, um die aufgebrachten Gemüther durch Ermahnungen und Vor-

*) Die Streitfrage, ob der Sohn Gottes mit dem Vater gleiches Wesens sey oder nicht, theilte damals die Christenheit in Partheyen. Dieses behauptete Arius, ein Presbyter zu Alexandrien, jenes der dasige Bischof Alexander. Die Meinung des letztern siegte auf der Kirchenversammlung zu Nicäa 325; aber die Meinung des erstern war dadurch nicht unterdrückt. Sie pflanzte sich vielmehr weiter fort, und ihre Anhänger hießen Arianer. Dagegen hießen diejenigen, die sich an den Ausspruch der Kirchenversammlung zu Nicäa oder an die allgemeine Kirche hielten, Rechtgläubige oder Katholiken, und ihr Glaube hieß der katholische oder allgemeine Glaube.

Vorstellungen zu besänftigen. Aber während er noch redete, hörte man plötzlich ein Kind rufen: „Ambrosius Bischof!" Dieser zufällige Umstand ergriff die Gemüther der Anwesenden, und eben die, die bis jetzt im größten Zwiespalt gewesen waren, vereinigten sich nun in der Wahl eines Mannes, der das Vertrauen beyder Partheyen besaß. „Ambrosius soll Bischof seyn!" riefen Katholiken und Arianer einmüthig aus. Er selbst war über dieses unerwartete Ereigniß ganz betäubt, und suchte durch die sonderbarsten Mittel dem Verlangen der Volksmenge auszuweichen. Aber vergebens stellte er sich hart und ausschweifend: man kannte ihn besser; vergebens suchte er zu entfliehen und sich zu verbergen: man suchte und fand ihn. Endlich da auch der Oberstatthalter Probus, ja der Kaiser Valentinianus I. selbst diese Wahl billigten, sahe er sich genöthigt, dem allgemeinen Verlangen nachzugeben. Er ließ sich daher von einem katholischen Bischof taufen, und wurde acht Tage darauf, ungefähr im 40. Jahre seines Alters, zum Bischof von Mailand eingeweiht.

So lange er konnte, hatte Ambrosius sich dieser Würde zu entziehen gesucht; aber nachdem er sie angenommen hatte, beeiferte er sich, alle Obliegenheiten derselben auf das Treueste zu erfüllen. Sein ganzes Leben war nunmehr dem

Dienst

Dienst der Kirche gewidmet, und alle seine Bestrebungen dahin gerichtet, die Rechte derselben ohne Ansehn der Person zu vertreten, die Ketzer zu bekämpfen, und den katholischen Glauben im mündlichen und schriftlichen Vortrag zu fördern. Zwar war er eben so unvorbereitet als unerwartet zu seinem neuen Amte gelangt, und es mangelte ihm an Kenntniß der hebräischen Sprache und an tiefer Einsicht in den Geist des Christenthums: — ein Mangel, der sich auch in seinen Schriften, besonders in seinen mystischen Erklärungen der Bibel zu erkennen giebt. Aber schon der Eifer, den er in früheren Jahren auf Beredsamkeit und überhaupt auf Bildung seines Geistes verwendet, und die Gewandheit, die er in Entscheidung bürgerlicher Streitigkeiten erlangt hatte, mußte ihm jetzt bey seinem Lehramte und bey Verwaltung der kirchlichen Gerichtsbarkeit wohlthätig zu Statten kommen; und dann suchte er auch, das, was ihm fehlte, durch unermüdetes Forschen in der heiligen Schrift, und durch fleißige Benutzung der berühmtesten Ausleger derselben zu ersetzen. Noch mehr aber als durch seine Religionskenntnisse strahlte er durch seine ernste Tugend hervor. Irdische Güter achtete er nicht; sein Geld schenkte er den Armen und der Kirche; ja letztrer auch seine liegenden Gründe. Eben so bereitwillig that er auf die Genüsse des Lebens Verzicht. Er arbeitete viel,

schlief

schlief wenig, fastete täglich bis zum Abend (ausgenommen die Sonnabende, Sonntage und die Gedächtnißtage der Märtyrer) und nie erschien er bey Gastmählern, um sich vor jeder Verletzung der Mäßigkeit zu hüten. Der Zutritt zu ihm stand jedermann offen, er leistete Beystand, wo er konnte, und fern von Menschenfurcht und Menschengefälligkeit rügte er Fehler und Verbrechen, wo er sie fand. Seinen Fürsten bezeigte er Ehrerbietung und Folgsamkeit in allen bürgerlichen Dingen, aber auch den hartnäckigsten Widerstand, wenn ihre Forderungen oder Handlungen den Vorrechten seiner Kirche oder seinen religiösen Ueberzeugungen entgegen waren.

Dieß erfuhr zuerst die Kaiserin Justina, die Witwe Valentinians I. Ihr ältrer Sohn, der Kaiser Gratian, war bey dem Aufstand, den sein Feldherr Maximus in Gallien erregt hatte, gefallen (383); und ihr jüngrer Sohn, Valentinian II., erst 13 Jahre alt, wurde mit demselben Schicksal bedroht. Bey diesen Gefahren fand die Kaiserin Justina nirgends Hülfe als in dem unerschrockenen Muth des Ambrosius. Obschon sie, eine eifrige Arianerin, mit ihm, dem katholischen Bischof, nicht im guten Vernehmen stand, so bat sie ihn doch, für die Rettung und Wohlfahrt seines jungen Fürsten zu sorgen. Ambrosius säumte nicht,

nicht, ihr zu willfahren. Er reiste unverzüglich (383) nach Trier zum Maximus, und brachte es durch sein Ansehn und seine Beredsamkeit dahin, daß dieser, zufrieden mit der Herrschaft jenseit der Alpen, einen Frieden schloß, der dem Valentinian II. Italien und Africa zum ruhigen Besitz überließ.

Aber wie bereitwillig Ambrosius bey dieser Gelegenheit die Bitten seiner Kaiserin erfüllt hatte, eben so hartnäckig trat er ihr entgegen, als sie eine Forderung an ihn that, die, wie er wähnte, seinem Glauben und den Rechten seiner Kirche Abbruch that. Sie verlangte, aus Liebe zu der Parthey, der sie zugethan war, daß den Arianern eine von den vielen Kirchen zu Mailand eingeräumt werden sollte. Sie hatte volles Recht dieß zu verlangen; Ambrosius aber erblickte hierin eine Begünstigung der Arianer, und glaubte einen Verrath an seinen heiligsten Pflichten gegen Gott und seine Kirche zu begehen, wenn er einwilligte. Er setzte sich also ihr entgegen, und weder die Befehle, noch die Drohungen des kaiserlichen Hofes konnten ihn von seinem Widerspruche abbringen. Er beharrte dabey, daß ein Kaiser zwar mit Gewalt, aber nie mit Recht eine Kirche wegnehmen könne; denn es stehe geschrieben: „Gebt Gott, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist;

ist; dem Kaiser aber gehörten nur die Paläste, nicht die Kirchen". — „Wollt ihr", sagte er weiter, „wollt ihr etwas von dem Meinigen, mein Geld, Gut, oder selbst mein Leben, ich will es freudig hinopfern; aber den Tempeln Gottes kann ich nichts entziehen, denn ich habe sie erhalten, um sie zu bewachen, nicht um sie auszuliefern". — Gothische Soldaten, die dem arianischen Glauben huldigten und unter römischen Fahnen dienten, wurden abgeschickt, um sich mit Gewalt der Kirche zu bemächtigen. Unerschrocken trat ihnen Ambrosius mit den Worten entgegen: „Hat euch darum das römische Reich aufgenommen, daß ihr euch zu Dienern frevelnder Ungerechtigkeit aufwerfen sollt?" Die Festigkeit seines Wesens erschütterte die Barbaren. Sie zogen sich unentschlossen zurück, und es schien, daß diese Sache durch friedliche Unterhandlungen beseitigt werden würde. Doch der kaiserliche Hof beharrte noch immer bey seinem Vorhaben, und verlangte sogar, daß Ambrosius Mailand verlassen sollte. Das Volk war darüber bestürzt; Ambrosius aber erklärte mit der ihm eigenen Unerschütterlichkeit, „daß er eher den Märtyrertod sterben, als die Sache Gottes aufgeben wolle; denn er scheue den Herrn der Welt mehr, als den Kaiser dieser Zeit, und nichts solle ihn abhalten das Heiligthum Gottes zu vertheidigen. Möchten auch Soldaten dasselbe

selbe umringen, seine Treue würde nie wankend werden." — Durch solche und ähnliche Reden wurde der Ungestüm des Volkes, das seinem Bischof beystand, immer größer, und es schien, daß selbst die Residenz des Kaisers mit Mord und Blutvergießen erfüllt werden sollte; denn schon hatten sich die Katholiken an einigen Arianern vergriffen. Allein Ambrosius verabscheute das Blutvergießen, und rettete selbst seine persönlichen Feinde aus den Händen eines rasenden Pöbels. Indessen gab er doch, als der kaiserliche Hof von ihm verlangte, er solle das unruhige Volk im Zaum halten, die ausweichende Antwort: „Mir kommt es zu, dasselbe nicht aufzuhetzen, aber in Gottes Hand steht es, dasselbe zu besänftigen"; ja er erlaubte sich auch, was unter seiner Würde war, harte Anzüglichkeiten gegen die Kaiserin Justina und ihre Forderungen.

So zog sich dieser Streit fast zwey Jahre hin (385 und 386). Endlich gab, wie es heißt, der Himmel selbst den Ausschlag. Auf Rath des Ambrosius, den ein Traumgesicht diese Weisung gegeben hatte, wurde in der Kirche, um welche gestritten wurde, nachgegraben, und man fand daselbst die Gebeine zweyer Märtyrer, welche sogleich auch Wunder bewirkten. Nun war das Volk völlig überzeugt, daß der Himmel selbst sich seiner Kirche

annehme, und dazu die Gebeine dieſer Märtyrer offenbaret habe; der kaiſerliche Hof aber fand es eben deshalb unrathſam, auf ſeinem Verlangen länger zu beſtehen. — Dieß iſt die gewöhnliche Erzählung von dem Ausgang dieſes Streites. Wahrſcheinlicher aber, als ſie, iſt es, daß die bedenkliche Lage, in der ſich der abendländiſche Hof damals befand, den Triumph des Ambroſius vollendete.

Um dieſelbe Zeit geſchah es nämlich, daß Maximus, der jenſeit der Alpen herrſchte, damit umging, den obenerwähnten Frieden zu brechen. In dieſer Verlegenheit bedurfte die Kaiſerin Juſtina abermals der Hülfe des Ambroſius. Wahrſcheinlich ließ ſie alſo jenen Streit ruhen, um den Biſchof für ſich zu gewinnen; und er, der in jener Kirchenſache ihr ſo nachdrücklich widerſtrebt hatte, ſäumte nicht, in dieſer Staatsangelegenheit ihr Verlangen zu erfüllen. Er reiſte im Jahr 387 zum zweyten Male nach Gallien; aber dießmal vergebens! Maximus brach, ohne auf ihn zu hören, in Italien ein; und Juſtina konnte ſich und ihren Sohn nur durch eilige Entfernung retten. Sie flüchtete zum Kaiſer Theodoſius, der, durch mehr als ein Band an das Haus des Valentinianus geknüpft, ſich der Bedrängten annahm, und ihre Sache mit eben ſo viel Muth als glücklichem

lichem Erfolg verfocht. Maximus wurde (388) geschlagen und getödtet, und Theodosius zog triumphirend in Mailand ein. Hier blieb er bis zum Ende des Jahres 390, gab alle Abendländer dem jungen Valentinian II., seinem Schwager, zurück, und begab sich dann wieder nach Constantinopel.

Bey diesem Wechsel der Dinge erhielt das Ansehn und der Glaubenseifer des Ambrosius neue Nahrung und Befriedigung. Die Kaiserin Justina war im Jahr 388 gestorben; ihr Sohn, Kaiser Valentinian II., war, auf Rath des Theodosius, der rechtgläubigen Kirche beygetreten; und Theodosius selbst, ein eifriger Beschützer dieser Kirche, achtete den rechtgläubigen Bischof so hoch, daß er mit einer Ergebenheit, die man Schwäche nennen kann, allen Zurechtweisungen und Warnungen desselben folgte. Ambrosius aber bediente sich dieser Ergebenheit wohl immer zur Erhaltung seiner Kirche oder, was ihm gleichfalls bedeutend war, der Sache Gottes, aber vielleicht nicht immer in dem Geiste der Mäßigung und christlichen Schonung. Zwey Beyspiele können dieses zeigen.

Während Theodosius in Mailand war; wurde zu Callinicum in Mesopotamien eine Synagoge der Juden und der Hain einer ketzerischen Secte von den dasigen katholischen Christen durch Feuer ver-

heert. Auf die Nachricht hiervon befahl Theodosius, daß der dortige Bischof, der seine Untergebenen zu dieser That angereizt hatte, die Synagoge auf seine Kosten wieder aufbauen, und daß alle Theilnehmer des Frevels bestraft werden sollten. Dieser Ausspruch einer unpartheyischen Gerechtigkeitsliebe wurde durch den blinden Eifer des Bischofs von Mailand hintertrieben. Denn kaum hatte Ambrosius den kaiserlichen Beschluß vernommen, als er zuerst ein Schreiben voll Tadel und Vorwürfe an den Theodosius erließ, und dann in einer öffentlichen Predigt so lange und so kühn in ihn drang, daß dieser sich genöthigt sah, die gegebenen Strafbefehle zurück zu nehmen. „Du hast", sagte der Kaiser nach geendigter Predigt zum Ambrosius, „du hast heute wider mich gepredigt!" — „Nein", war die Antwort, „nicht wider dich, sondern für dich!"

Achtungswürdiger als bey diesem Vorfall, wo irriger Glaubenseifer ihn gegen die Forderungen der Gerechtigkeit verblendete, erschien Ambrosius bey einer andern Gelegenheit, als er eine Ungerechtigkeit, die Theodosius in der Aufwallung seines Zorns begangen hatte, ernstlich rügte, und ihn, den Kaiser, zur öffentlichen Kirchenbuße bewog. Die nähern Umstände dieser merkwürdigen Begebenheit, die als ein Vorspiel der Scene zwi-

schen

schen Pabst Gregor VII. und dem Kaiser Heinrich IV. betrachtet werden kann, sind folgende.

Zu Thessalonice (jetzt Salonichi) in Macedonien, damals Hauptstadt der illyrischen Provinzen, hatte Botherich, Oberbefehlshaber der Kriegsvölker von Illyricum, einen der Wettfahrer wegen einer Schändlichkeit ins Gefängniß gesetzt. Die Thessalonicher waren darüber ungehalten, weil sie diesen Wettfahrer seiner Geschicklichkeit wegen liebten, und ihn bey den öffentlichen Spielen, die eben gehalten werden sollten, ungern vermißten. Sie baten daher um seine Befreyung; aber vergebens. Diese Verweigerung ihrer Bitte trieb sie zum Aufstand. Sie fielen über den Oberbefehlshaber Botherich her, tödteten ihn und mehrere andre obrigkeitliche Personen, und schleiften die Leichname der Ermordeten durch die Straßen der Stadt. Als dieß Theodosius erfuhr, entbrannte sein reizbarer Zorn, und sogleich gab er Befehl, daß die Ermordung seiner Stellvertreter durch Hinrichtung vieler Thessalonicher gerächt werden sollte. Allein Ambrosius, wohl wissend, daß Theodosius eben so leicht besänftigt als erzürnt werden konnte, wendete sich an ihn, als die erste Aufwallung seines Zornes verraucht war, und brachte es durch Fürbitten dahin, daß er den Blutbefehl zurücknahm. Jedoch seine Räthe, namentlich Rufinus, stimmten ihn

bald

bald darauf wieder um, und trieben durch ihre Vorstellungen seinen Zorn aufs neue so in Flammen, daß er einem Kriegshaufen befahl, nach Thessalonice zu ziehen, und den Tod des Oberbefehlshabers mit dem Tode der dasigen Einwohnern zu bestrafen. Dieser Befehl wurde sorgfältig vor dem Bischof verborgen, und schleunigst in schreckliche Erfüllung gesetzt. Als die Einwohner von Thessalonice bey den öffentlichen Spielen versammelt waren, fielen die abgeschickten Soldaten über sie her, und Fremde und Einheimische, Schuldige und Unschuldige, Männer und Weiber, Greise und Kinder wurden ohne Unterschied getödtet. Drey Stunden lang dauerte dieß fürchterliche Morden, und über 7000 Menschen sollen dabey ihr Leben verloren haben.

Dieser Vorfall erregte überall große Bestürzung; aber vorzüglich wurde Ambrosius dadurch mit Kummer und Abscheu erfüllt. Das Verfahren des Theodosius schien ihm eine grausame, unchristliche Rache zu seyn; und je mehr er überzeugt war, daß auch Fürsten zur Ehre der Kirche handeln müßten, desto weniger konnte er zu diesem schrecklichen Blutbad schweigen. Er schrieb daher an den Theodosius, der sich auf einige Zeit von Mailand entfernt hatte, schilderte ihm die Größe

des

des begangenen Verbrechens, ermahnte ihn, seine Sünde durch Thränen und Buße auszutilgen, und deutete ihm an, daß er, wofern dieß nicht geschehen wäre, der Feyer des heiligen Abendmahls nicht beywohnen könne. Theodosius ward durch dieses Schreiben gerührt; er erkannte sein Unrecht, und reiste nach Mailand. Dort wollte er, wie gewöhnlich, öffentlich in der Hauptkirche seine Andacht verrichten. Aber als er sich dem Vorhof derselben näherte, trat ihm der Bischof entgegen, und hielt ihn, unter abermaliger Vorstellung der Größe seines Verbrechens und der Unzulänglichkeit der Privatbuße, von dem Eintritt in die Kirche ab *). „Mit welchen Augen", sagte er unter andern, „willst du das Heiligthum unsers gemeinschaftlichen Herrn anschauen? Mit welchen Füßen willst du diesen heiligen Boden betreten? Wie willst du die Hände zum Beten aufheben, die noch von dem Blute deiner Ermordeten triefen? Wie willst du mit solchen Händen den heiligen Leib des Herrn empfangen? Wie willst du das theure Blut an die Lippen bringen, die jenen schrecklichen Befehl ausgesprochen haben? Gehe also weg, und vermehre nicht die begangenen Sünden mit neuen! Nimm

*) Man sehe das Kupfer Taf. XI.

Nimm den Bann an, den Gott, der Herr aller Herren, von oben herab billigt. Dieser Bann hat eine heilende Kraft, und vermag die Gesundheit der Seele wieder herzustellen". Als Ambrosius dieß geredet hatte, berief sich Theodosius auf das Beyspiel Davids, der nicht bloß eines Mordes, sondern auch eines Ehebruchs sich schuldig gemacht habe. Aber Ambrosius erwiederte ernst: „Du hast dem David in seinen Verbrechen nachgeahmt; ahme ihm auch in seiner Reue nach!" Theodosius nahm dieses Wort zu Herzen; er bekannte öffentlich und mit Thränen seine Sünde, und ging weinend und seufzend in seinen Pallast zurück. Hier brachte er acht Monate fern von der Gemeinde der Christen, und fern von der Feyer des heiligen Mahles, einsam und in Trauer hin.

So kam das Weihnachtsfest (im Jahr 390) herbey, und der Kaiser war tief betrübt, daß er an diesem feyerlichen Tage keinen Antheil an den öffentlichen Gebeten und Lobpreisungen der Christen nehmen sollte. Da trat sein Minister Rufinus, derselbe, der vorzüglich zu jenem Blutvergießen gerathen hatte, zu ihm, und forderte ihn auf, sich zu beruhigen. „Ach", sprach der Kaiser, „du kennst meinen Kummer nicht! Den Bettlern und Sclaven steht das Heiligthum des Herrn offen, und sie gehen ungehindert hinein, und beten zu ihrem

ihrem Gott. Mir aber ist der Eintritt versagt, und verschlossen sind mir die Pforten des Himmels! Denn ich gedenke des Wortes, das der Herr geredet hat: Alles, was ihr auf Erden binden werdet, soll auch im Himmel gebunden seyn". — Rufinus erbot sich hierauf, zu dem Bischof zu gehen, und ihn zu bitten, den Kirchenbann von dem Kaiser zu nehmen. Theodosius aber sprach: „Ich kenne den festen Sinn des Bischofs; niemals wird er, aus Scheu vor kaiserlicher Gewalt, dem göttlichen Gesetz etwas vergeben". Als aber Rufinus immer heftiger in ihn drang, und ihm versprach den Bischof gewiß umzustimmen: so willigte er endlich ein, ließ den Rufinus fortgehn, und folgte selbst, im Vertraun auf dessen Versprechen, im kurzen nach.

Rufinus kam zum Ambrosius, wurde aber mit bittern Vorwürfen von ihm empfangen; und als er versicherte, auch Theodosius würde bald herbey kommen: so gerieth Ambrosius in Zorn, und erklärte laut, daß er den Kaiser nicht in die Kirche lassen, und wenn dieser tyrannische Gewalt brauchen wollte, willig sein Leben hingeben würde. Rufinus ließ dieß dem Kaiser melden mit dem Bedeuten: er solle in seinem Pallaste bleiben. Aber Theodosius, der schon mitten auf dem Markte war, änderte sein Vorhaben nicht. „Ich will",

will", sprach er, „hingehen, und auch diese Zurückweisung ertragen".

Er kam zur Kirche, getraute sich aber nicht, dieselbe zu betreten, sondern ging zum Bischof, der sich in einem Nebengebäude befand, und bat ihn um Befreyung von dem Kirchenbann. Ambrosius, noch immer erzürnt, schalt ihn einen Tyrannen, der gegen Gott wüthe, und dessen Gesetze mit Füßen trete. Theodosius aber erwiederte ganz beschämt: „Ich will mich nicht gegen vorhandene Gesetze auflehnen; aber ich bitte dich, daß du den Bann von mir nehmen, und mir die Thüre nicht verschließen mögest, die der Herr allen Bußfertigen geöffnet hat". Ambrosius, hierdurch besänftigt, fragte: „Welche Reue hast du wegen deiner Missethat gezeigt? oder durch welche Mittel hast du die schrecklichen Ausbrüche deines Zornes beseitigt?" — Theodosius bat ihn selbst solche Mittel zu bestimmen. Da bewog ihn Ambrosius zu verordnen, daß zwischen jedem Todesurtheil und dessen Vollziehung ein Zwischenraum von dreyßig Tagen festgesetzt werden sollte, damit Todesurtheile, die im Aufwallen des Zornes ausgesprochen würden, leicht wieder zurückgenommen werden könnten.

Als Theodosius dieses heilsame Gesetz unterzeichnet hatte, ward auch der Kirchenbann von ihm genommen. Er ging nun in die Kirche, warf sich daselbst zur Erde nieder, sprach die Worte des 119 Psalm: „Meine Seele liegt im Staube, erquicke mich nach deinem Worte"; und indem er seine Haare zerriß, seine Stirne schlug, und den Boden mit seinen Thränen benetzte, bat er öffentlich um Verzeihung. Die Zeit kam, wo die Gläubigen ihre Gaben auf den Altar brachten. Da stand er weinend auf, nahete sich dem Altar, und legte auf denselben seine Gaben. Als er aber nachher innerhalb der Schranken, welche den Altar umschlossen, stehen blieb, ließ ihm Ambrosius — dessen Muth mit der Hingebung des Kaisers gewachsen zu seyn scheint — durch einen Kirchendiener sagen: „er möchte sich wieder unter die übrigen Christen stellen; denn der Purpur mache wohl zum Kaiser, aber nicht zum Priester". Theodosius folgte ohne Widerrede, indem er nur zu seiner Entschuldigung äusserte, daß er in Constantinopel gewohnt sey, sich an diesem Orte aufzuhalten. Uebrigens behielt er das Andenken dieser Begebenheiten tief in seinem Herzen; und seine Achtung gegen den Ambrosius war dadurch nicht vermindert, sondern erhöhet worden. Denn noch in Constantinopel erklärte er laut: „in Mailand habe er den Lehrer der Wahrheit gefunden; und

er

er kenne keinen, der des Namens Bischof würdiger sey, als Ambrosius".

Dieser aber blieb sich auch nach diesem glänzenden Triumph — dem ersten, den in der Christenheit geistliche Macht über weltliche errungen hat — in seinem thätigen und würdevollen Leben gleich. Er fuhr fort, die Lehren seiner Kirche in Predigten und Schriften zu erläutern, ihre Rechte zu vertheidigen und ihre Gegner zu bekämpfen. Mit gleichem Eifer empfahl er auch den ehelosen Stand und das Mönchthum mit allem Nachdruck seiner bilderreichen Beredsamkeit. Aber größere Verdienste erwarb er sich dadurch, daß er zuerst, in seinem Werke über die Pflichten, das Ganze der christlichen Sittenlehre umfaßte, und dem Kirchengesang eine verbesserte Einrichtung gab. Zwar ist das berühmte Lied: „Herr Gott dich loben wir ꝛc.", das sonst ihm zugeschrieben, und darum der ambrosianische Lobgesang genennt wurde, schwerlich von ihm; aber gewiß ist es, daß er viele Kirchenlieder verfertigte, und daß er, was bis dahin in den abendländischen Kirchen ungewöhnlich gewesen war, die ganze Gemeinde an dem Gesange Antheil nehmen ließ.

Neue Stürme trafen ihn, gleich denen, die er in den Tagen des Maximus bestanden hatte.

Der

Der junge Kaiser Valentinian II., der ihn als einen Vater verehrt hatte, erfuhr das Schicksal seines kaiserlichen Bruders. Er wurde (392) von seinem General Arbogastes getödtet, und der Redner Eugenius, den Heiden geneigter, als den Christen, wurde von dem Mörder auf den abendländischen Thron erhoben. Zwar bewarb sich auch dieser um die Gunst des Ambrosius, aber bloß, um durch dessen Ansehn seine schwankende Regierung zu stützen. Ambrosius wich ihm daher aus, nicht aus Furcht, sondern, wie er sagte, um den Anblick des Unreinen zu vermeiden. Er verließ, als Eugenius nach Mailand kam (393), seinen bischöflichen Stuhl, und zog bis Florenz, ohne doch das Beste seiner Kirche aus den Augen zu verlieren. Denn noch aus der Ferne machte er dem Eugenius die nachdrücklichsten Vorstellungen über seine Begünstigung des Heidenthums. Freylich richtete er dadurch nichts aus, aber er befriedigte die Forderungen seines Gewissens. Glücklicher Weise war auch die Regierung des Eugenius nur von kurzer Dauer. Denn schon im folgenden Jahre (4. Sept. 394) wurde derselbe nebst seiner Stütze, dem Arbogastes, im Kampfe gegen den Theodosius geschlagen und getödtet. Ambrosius kehrte daher nach Mailand zurück, und sein erstes Geschäft daselbst war eine Handlung der Menschlichkeit. Wie er schon früher kein Bedenken getragen hatte,

Kirchen-

Kirchengefäße zu veräußern, um gefangene Christen aus den Händen der Barbaren loszukaufen: so nahm er sich jetzt der Anhänger des Eugenius, die nach dessen Niederlage in die Kirche zu Mailand geflüchtet waren, liebreich an, ja er reiste, um ihre Begnadigung zu erwirken, selbst nach Aquileja zum Theodosius. Und hier fanden seine Bitten geneigtes Gehör, da Theodosius, immer zur Versöhnlichkeit bereit, mit hoher Achtung für den Bischof erfüllt, und sogar überzeugt war, daß er dem frommen Gebet desselben den wichtigen Sieg zu verdanken habe, der ihn zum zweyten Male zum Herrn des ganzen römischen Reiches machte.

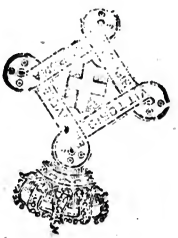
Aber bald darauf hatte Ambrosius den Schmerz, diesen ihm ganz ergebenen Fürsten durch den Tod zu verlieren. Denn vier Monate nach jenem Sieg (am 17. Jan. 395) starb Theodosius. Doch das Ansehn des Bischofs war viel zu fest begründet, als daß es mit dem Tode seines Gönners erlöschen konnte. Auch der nunmehrige Reichsverweser, der tapfre Stilicho, der im Namen des schwachen Honorius, eines Sohnes des Theodosius, regierte, konnte dem hochverehrten Bischof, dem selbst auswärtige Nationen huldigten, Achtung und Ehrerbietung nicht versagen.

Indessen kam auch sein Lebensende schnell herbey. Eine heftige Krankheit ergriff ihn. Seine Freunde zitterten, er aber blieb standhaft. Als jene ihm zuredeten, „er solle Gott um Verlängerung seines Lebens bitten", gab er zur Antwort: „Ich habe nicht so unter euch gelebt, daß ich mich schämen sollte, noch länger zu leben; aber ich fürchte mich auch nicht zu sterben, denn wir haben einen guten Herrn". Diese Ueberzeugung erleichterte ihm den Tod. Seine Seele fühlte sich entzückt. Er sah Jesum, der ihm zulächelte, betete, ließ sich das Abendmahl des Herrn reichen, und gab seinen Geist auf. — So starb Ambrosius am 4. April 397, ungefähr im 57. Jahre seines Alters.

Paulinus, sein Geheimschreiber und dann Aeltester, der uns eine Lebensbeschreibung von ihm hinterlassen hat, hat sein Leben und Sterben mit vielen Wundern ausgeschmückt. Die Wahrheit derselben kann in gerechte Zweifel gezogen werden; aber mit Zuverläßigkeit kann man daraus auf das hohe Ansehn dieses merkwürdigen Mannes schließen. Und er verdiente es auch! Wohl war er nicht frey von stolzen Anmaßungen; er erlaubte sich zuweilen unbefugte Eingriffe in die Regierungsgeschäfte, und sein Glaubenseifer verblendete ihn manchmal gegen die Forderungen der christlichen

Mäßi-

gung und Duldung: aber diese Fehler scheinen nur aus seinen zwar irrigen, aber immer achtungswerthen Ueberzeugungen hervorgegangen zu seyn. Sein Geist hatte eine hohe Ansicht seines Berufs aufgefaßt. Er sah ihn als Sache Gottes an, und wie heilig ihm darum alle Pflichten waren, so heilig waren ihm auch alle Rechte desselben. Eben deshalb glaubte er auch, sie, ohne auf Hindernisse zu achten, mit unerschütterlicher Standhaftigkeit verfolgen zu müssen. Dabey war er ein äusserst gewissenhafter Mann, unermüdet thätig, streng gegen Andre, aber noch strenger gegen sich selbst. Von aller Habsucht weit entfernt, und eben so abgeneigt dem eiteln Gepränge zeitlicher Größe, suchte er seinen Ruhm und sein Glück nur in Erfüllung dessen, was er für seine Pflicht erkannte. Und so scheint ihm der Name eines Heiligen zu gebühren, mit dem er in den Jahrbüchern seiner Kirche prangt.



D. Schubert del. L. Buchhorn sc.

Abschied des Antonius von seinen Schülern.

XV.

Antonius und Pachomius oder Ursprung und Fortgang des Mönchswesens.

Höchst merkwürdig für die Geschichte der Menschheit überhaupt und für die der christlichen Kirche insbesondere ist das Mönchswesen, das ausserordentlich viel Gutes und ausserordentlich viel Böses gestiftet, und darum eben sowohl ausschweifendes Lob als ausschweifenden Tadel gefunden hat.

Durch dasselbe wurden wüste Gegenden angebaut, neugestiftete Kirchen beschützt, die gelehrten Schätze des Alterthums erhalten, Schulen angelegt und die Erleuchtung neuerer Zeiten begründet; aber umgekehrt auch der finsterste und schädlichste Aberglaube verbreitet, die unsinnigsten Thorheiten gepflegt, und die schwärzesten Bosheiten unter dem Schein der Gottseligkeit verübt. Durch dasselbe wurden Anstalten zur Erhaltung gottesfürchtiger Gesinnungen und Handlungen gestiftet; aber auch die Religiosität zu einem leeren Formenspiel herabgewürdigt. Durch dasselbe wurden Menschen aus den verschiedensten Ständen in brüderlichen Verein gebracht; aber auch dem Stolze, dem

Neide und der Verleumdungs- und Verfolgungssucht aller Vorschub gethan. Durch dasselbe fand manches Herz, das sich mit der Welt und sich selbst entzweyt hatte, seinen Frieden wieder; aber manches erlag auch neuen Qualen und verzehrendem Gram über eingebildete Sünden.

So verschiedenartige Wirkungen ziehen die Aufmerksamkeit auf die Ursache hin. Es fragt sich, welchen Anfang und Fortgang hat das Mönchswesen gehabt? welches waren seine ursprünglichen Eigenthümlichkeiten, welches seine nachherigen Veränderungen? und wir finden es eben sowohl der Wichtigkeit des Gegenstandes als dem Zwecke dieses Buches angemessen, einen Beytrag zur Beantwortung dieser Fragen zu versuchen.

Das Mönchswesen ist aus dem Einsiedlerleben, dieses aus dem Leben der Asceten, und diese drey Erscheinungen zusammengenommen sind aus dem Streben nach höhrer Tugend und aus irrigen Vorstellungen von Gott und unserm menschlichen Beruf entstanden.

Schon in den Zeiten vor Jesu gab es unter Juden und Heiden Menschen, welche die Vorstellung hegten, daß man durch ausserordentliche Ent-

Enthaltsamkeit und Mäßigung die Anforderungen der sinnlichen Triebe bekämpfen oder gar ertödten müsse, um vollkommner an Geist und Wandel zu werden. So lehrten unter den Juden die Essäer, so unter den Griechen die Pythagoräer, Stoiker und späterhin die Neuplatoniker. Diese Vorstellung ging mit ihren Anhängern in das Christenthum über, und fand hier um so mehr Nahrung, je mehr man in den Ermahnungen Jesu, „die Welt nicht zu lieben" Empfehlung und Gebot solcher Selbstverleugnungen zu finden meinte. Es gab daher schon in den beyden ersten Jahrhunderten Christen, welche, zurückgezogen von den Geschäften und Vergnügungen der Welt und unter freywilligen Entsagungen, der Uebung einer stillen Gottseligkeit ihr Leben widmeten. Solche Leute nannte man Asceten. Die gewöhnliche Ausübung der Religion befriedigte sie nicht; sie suchten einen höhern Grad von Tugend zu erringen als die übrigen Christen, und sich noch über die Forderungen der Religion zu erheben. Sie entsagten daher den Gaben und Freuden, womit die Weisheit und Güte Gottes das irdische Leben geschmückt hat; sie zogen sich von den Geschäften zurück, wodurch der Mensch dem Menschen nützlich werden kann; sie flohen den Ehestand, berührten weder Fleisch, noch Wein, noch andre schmakhafte Speisen, übten sich im Wachen, Fasten und

Beten, und wählten ein zeitliches Leben voll Elend, um damit ein ewiges Leben voll Seligkeit zu erkämpfen.

Allmählich ging man in dieser traurigen Kunst, fromm zu werden, noch weiter. Der Aufenthalt in der Welt schien vielen Zerstreuungen und Verführungen ausgesetzt, und erschöpfte noch nicht jede Art von Selbstverleugnung. Noch enthaltsamer und ungestörter, und folglich noch andächtiger und gottseliger glaubte man fern von der menschlichen Gesellschaft leben zu können; und Unzufriedenheit mit sich und der Welt, Hang zur Einsamkeit und Schwermuth, und hauptsächlich auch Verfolgungen, die über die Christen verhängt wurden, unterstützten diesen menschenscheuen Wahn. So entstanden aus den Asceten die Einsiedler oder Eremiten; und eben das Land, dessen Bewohner von jeher zur düstern Schwermuth und Schwärmerey vorzüglich geneigt waren, Aegypten, sahe das erste Beyspiel hiervon. Paulus nämlich, aus Theben in Ober-Aegypten gebürtig, wird als der erste gerühmt, der sich zu dieser eingebildet höhern Stufe des Ascetenlebens erhob. Er floh, heißt es, bey den Verfolgungen, die unter dem Kaiser Decius über die Christen verhängt wurden (ungefähr ums Jahr 250) in die Wüste, und lebte hier in völliger Abgeschiedenheit

von

von der Welt. Eine Höhle diente ihm zum Aufenthalt; ein Palmbaum, der sie überschattete, gab ihm Nahrung und Kleidung; eine klare Quelle, die sich daselbst aus dem Felsen wand, stillte seinen Durst, und überdieß brachte ihm, wie erzählt wird, ein Rabe täglich ein Brod. Gebet und geistliche Uebungen machten seine Beschäftigungen aus. So lebte er bis in sein 113. Jahr, und erst kurz vor seinem Tode wurde er dem heiligen Antonius und durch diesen der Welt bekannt.

Indessen hatte gleiche Schwermuth und gleiches Streben nach Frömmigkeit auch Andre, obgleich nicht in die Wüste, doch in die Einsamkeit geführt; und schon zu Ende des dritten Jahrhunderts gab es viele Einsiedler in Aegypten. Anfangs lebten diese einzeln, zerstreut, ganz nach eigner Willkühr, ohne Haupt, ohne Regel; aber allmählich folgten mehrere einem gemeinsamen Lehrer, traten mit einander in Verbindung, und verpflichteten sich zu einer bestimmten Lebensordnung. So bildete sich aus dem Einsiedlerleben das Mönchsleben. Auch dieß geschah zuerst in Aegypten, und die Männer, durch die dieses geschah, waren Antonius und Pachomius — beyde als Väter der Mönche gepriesen; jener, weil er zuerst das vollkommenste Muster des Einsiedlerlebens aufstellte, Schüler an sich zog und

Ver-

Verbindungen unter ihnen stiftete; dieser, weil er zuerst die zerstreut wohnenden Einsiedler in gemeinsame Wohnungen versammelte, Klöster anlegte und Regeln für selbige vorschrieb.

Die Schilderung des Lebens dieser beyden merkwürdigen Männer ist ganz eigentlich als eine Schilderung des Ursprungs und Fortgangs des Mönchswesens anzusehen. Ich werde daher dasselbe erzählen nach den Ueberlieferungen der berühmtesten Kirchenlehrer. Freylich wird dabey vieles Wundervolle und Unglaubliche vorkommen; aber das darf nicht befremden. Denn wie der Einsiedler selbst bey seiner durch Einsamkeit, Wachen und Fasten erhitzten Einbildungskraft Wunder zu sehen glaubte: so glaubten auch die, die seine ausserordentliche Heiligkeit anstaunten, ausserordentliche Kräfte oder Wundergaben bey ihm zu finden.

Antonius, im Jahr 251 auf einem Dorfe in Ober-Aegypten (Thebais) von christlichen Eltern geboren, wurde durch Erziehung und Temperament frühzeitig zu seinem spätern Leben vorbereitet. Als Kind wurde er so eingezogen gehalten, daß er ausser seinen Eltern und seiner Wohnung nichts weiter von der Aussenwelt kennen lernte;

lernte; und auch als Knabe und Jüngling erhielt er die Bildung nicht, die seinen natürlich guten Anlagen förderlich gewesen wäre. Sein Gemüth wurde mit den Lehren des Christenthums erfüllt; aber sein Verstand wurde nicht erleuchtet, seine Einbildungskraft nicht gezügelt. Er selbst zeigte Abneigung gegen das Erlernen der Wissenschaften, und eben so gegen den Umgang mit andern Knaben seines Alters. Seine Eltern waren reich und angesehen; aber er lebte ganz einfach zu Hause, und verlangte nie nach Leckerbissen und Vergnügungen. Dagegen war er seinen Eltern unterthan, besuchte fleißig mit ihnen den Tempel des Herrn, und nahm, was er dort hörte, zu Herzen.

In einem Alter von 18 oder 20 Jahren verlor er seine Eltern. Nun mußte er die Aufsicht über das Hauswesen und seine jüngere Schwester übernehmen. Aber bald änderte sich das. Die Sorge für irdische Güter sagte einem Jüngling nicht zu, der in die Verachtung derselben das höchste Ziel der Gottseligkeit setzte. Ihm schwebte das Beyspiel der Apostel vor Augen, die, alles das Ihrige verlassend, dem Heiland nachgefolgt waren; und dann das Beyspiel der ersten Christen, die ihre Habe zum Besten der Armen verkauft hatten. Von solchen Erinnerungen durchdrungen, begab er sich einst, sechs Monate nach dem Tode

seiner

seiner Eltern, in eine Kirche. Da traf es sich, daß die Stelle des Evangeliums Matthäi (XIX., 21) vorgelesen wurde, wo Jesus zu einem reichen Jüngling sagt: „Willst du vollkommen werden, so gehe hin, verkaufe, was du hast, und giebs den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben; und dann komm und folge mir nach". In diesen Worten glaubte Antonius einen göttlichen Wink zu erkennen. Es dünkte ihn, daß sie nur seinetwegen vorgelesen worden wären, und kaum war er aus der Kirche zurückgekommen, so entsagte er seinen Gütern. Seine liegenden Gründe, 300 fruchtbare Aecker, schenkte er den Einwohnern seines Dorfes; seine bewegliche Habe aber verkaufte er, und vertheilte das hierdurch gelöste Geld unter die Armen. Nur Weniges behielt er für seine Schwester zurück, und auch dieses nur auf kurze Zeit. Denn als er wieder in die Kirche gekommen war, und daselbst die Worte des Evangeliums (Matthäi VI., 34): „Sorget nicht für den andern Morgen ꝛc." gehört hatte, so vertheilte er alles ihm noch übrige Geld, und verschaffte seiner Schwester ein Unterkommen bey frommen Jungfrauen, wo sie nachmals die Erzieherin vieler andern Jungfrauen, und so gleichsam die Mutter der Nonnen wurde. Er selbst aber begab sich ausserhalb seines Dorfes in die Einsamkeit.

Es

Es liegt im Character kraftvoller Menschen, den einmal ergriffenen Lebensplan mit unverdrossenem Eifer zu verfolgen, und sich durch vorkommende Schwierigkeiten mehr anfeuern, als abschrecken zu lassen. Auch Antonius bewies dieß durch sein Beyspiel. Fest entschlossen, nach Asceten-art zu leben, blieb er dieser Lebensart unverbrüchlich treu, und suchte es darin weiter als seine Vorgänger zu bringen. Zuerst hielt er sich an das Beyspiel eines frommen Greises, der nicht weit von seinem Dorfe in der Einsamkeit lebte. Dann suchte er auch die übrigen Asceten der dortigen Gegend auf, und bestrebte sich die guten Eigenschaften derselben, als die Geduld des Einen, das eifrige Gebet des Andern, das häufige Fasten eines Dritten u. s. w. in sich zu vereinigen. Dieß gelang ihm, und bald gewann er durch sein frommes Leben die Achtung aller, die ihn kannten. Da suchte ihn, wie es heißt, der Teufel bald durch Reizungen zur Wollust, bald durch furchtbare Erscheinungen zu verführen; aber vergebens! Antonius blieb standhaft, vertrieb den Teufel durch Anrufung Gottes, und suchte sich durch Abhärtung gegen alle Reizungen der Sinnlichkeit zu verwahren. Er behandelte daher seinen Körper mit vieler Strenge, brachte oft ganze Nächte schlaflos hin, schlief auf bloser Erde, aß erst gegen Sonnenuntergang, fastete oft drey bis vier Tage nach einander, genoß nie

Fleisch

Fleisch und Wein, sondern nur Brod, Salz und Wasser, und verschmähte das Salben mit Oel als Sache der Weichlichkeit.

Hiermit noch nicht zufrieden, verließ er seinen seitherigen Aufenthalt, und begab sich zu den entlegenern Grabmählern, wo er in einem derselben eingeschlossen lebte. Auch hier hatte er, wie erzählt wird, mit Anfechtungen zu kämpfen. Teufel überfielen und marterten ihn mit Schlägen. Halbtodt wurde er von einem Freund, der ihm Brod bringen wollte, aus dem Grabgewölbe gezogen, und in eine nahe Kirche gebracht. Daselbst kam er wieder zu sich selbst; und sogleich verlangte er auch, in das Grabgewölbe zurückgeführt zu werden. Sein Freund erfüllte dieß Verlangen. Matt und so erschöpft, daß er nicht aufrecht stehen konnte, kam Antonius in seine Einsamkeit zurück. Da überfiel ihn abermals der Teufel, umringte ihn mit tausend Schreckgestalten, und peinigte ihn mit Schlägen; aber er blieb unerschütterlich im Vertraun auf göttlichen Beystand. Und Jesus Christus selbst erschien ihm, verjagte den Teufel, heilte ihn von allen Wunden und Schmerzen, und erhob ihn durch das Versprechen, daß er ihn immer beschützen, und seinen Namen unter den Menschen verherrlichen werde.

Dieses

Dieses Versprechen Jesu, das Antonius zu vernehmen glaubte, ist bedeutend. Denn wie die göttlichen und teufelischen Erscheinungen, die in dieser Lebensgeschichte so häufig vorkommen, überhaupt nur als Wiederschein eines lebhaft bewegten Innern anzusehen sind; oder wie die Verirrungen, Hoffnungen und Wünsche menschlicher Gemüther daraus hervorleuchten: so erhellt hier insbesondere, daß sich auch in die rauhe Frömmigkeit des Antonius, die allen irdischen Nebenrücksichten zu entsagen schien, ein Streben nach Ehre bey den Menschen einmischte. Aber wenn schon Antonius hierdurch den Tribut menschlicher Schwäche bezahlte, so bleibt doch die Kraft womit er unabläßig die Neigungen und Bedürfnisse seiner sinnlichen Natur zu bekämpfen suchte, immer bewundernswerth.

Vieles hatte Antonius schon gethan, um sich zu einem, wie er glaubte, völlig gottseligen Leben zu erheben; aber dieß war ihm noch nicht genug. Denn je mehr ein kräftiger Mensch thut, desto größern Muth fühlt er in sich, noch Mehreres und Schwereres zu thun. Noch lebten die Einsiedler in der Nähe menschlicher Wohnungen; keiner derselben hatte, so viel Antonius damals wußte, die Wüste aufgesucht, und doch schien ihm dieß um so gottseliger je schwieriger es war. Er machte sich daher, als er sich durch die Erschei-

nung

nung Jesu aufs neue gestärkt fühlte, plötzlich auf, und ging in die Wüste. Er war damals 35 Jahr alt, niemand begleitete ihn, und unterwegs suchte ihn der Teufel aufzuhalten, indem er eine glänzende Silberscheibe, und dann einen großen Goldklumpen ihm in den Weg wälzte; aber Antonius ließ sich dadurch nicht irren. Unerschütterlich ging er weiter, und kam so in die Gebirge, die nach dem rothen Meere liegen. Hier fand er ein altes, verfallenes Gebäude, das er zu seiner Wohnung erwählte. Wasser, das er daselbst antraf, und Brod, das ihm zweymal im Jahre gebracht wurde, machte seine Nahrung aus. Seine Freunde suchten ihn auf; aber er ließ niemand vor sich, und wenn sie ihm Brod brachten, so mußte es durch den obern Theil des Gebäudes hinabgereicht werden. Oft hörten sie, wenn sie Tag und Nacht seine Burg umlagerten, dieselbe von einem fürchterlichen Getümmel und Geschrey wiederhallen. Teufel waren es, die den Heiligen aufs neue beunruhigten und hinweg zu treiben suchten; aber vergebens. Er blieb standhaft, und ermahnte von innen heraus auch seine Freunde, um derentwillen solche Erscheinungen geschähen, standhaft zu bleiben, sich mit dem Zeichen des Kreuzes zu bezeichnen und auf göttlichen Beystand zu trauen.

So

So blieb er zwanzig Jahre (bis zum Jahr 305) in seiner Burg verschlossen. Da nöthigte ihn die Menge derer, die zu ihm drangen und seine Lebensart nachahmen wollten, wieder zum Vorschein zu kommen. Er trat hervor wie ein Eingeweiheter und Gottbegeisterter. Sein Aeusseres hatte sich nicht verändert; er erschien vielmehr noch in eben der jugendlichen Frische, wie vor seinem Weggang in die Höhle. Auch sein Geist war nicht umdüstert, sondern verklärt. Er hatte, hieß es, Gnade bey Gott gefunden; und also heilte er Kranke, befreyte Andre von bösen Geistern, tröstete Traurige, versöhnte Feindselige, vermahnte alle zur Verachtung des Weltlichen, und verwies sie auf die Liebe Gottes, der seines eingebornen Sohnes nicht verschont, sondern ihn für alle dahin gegeben habe.

Mächtig wirkte sein Wort, mächtiger noch sein Beyspiel auf alle, die um ihn waren. Wie er, erwählten sie das einsame Leben, oder, wie sie es nannten, den göttlichen Beruf, und nahmen, mit Zurücklassung des Ihrigen, ihren Aufenthalt bey ihm in der Wüste. So entstanden um seine Burg herum mehrere einsame Wohnungen (Monasteria), die zwar noch keine Klöster waren, aber doch als deren Grundlage angesehen werden können. Die Bewohner derselben, die den Namen

Mönche,

Mönche, oder Einsame (Monachi) führten, sahen auf ihn, ihren Gründer, als auf ihren gemeinschaftlichen Vater, während er selbst sie als seine jüngeren Brüder behandelte. Deshalb erschien er fleißig in ihrer Mitte, und suchte durch gottselige Gespräche ihren frommen Eifer immer mehr anzufachen, und aus eigener Erfahrung ihnen die Mittel zu entwickeln, wie die Angriffe des Teufels vereitelt werden konnten. So wurde, wie Athanasius berichtet, die Wüste gleichsam ein Schauplatz der Frömmigkeit. Da war keiner, der Unrecht that oder litt; da war kein Drängen und Treiben um irdische Dinge. Wohl aber waren die Wohnungen der Mönche wie mit Chören von Heiligen erfüllt, die im Beten, Singen, Lesen, Fasten und Wachen ihr Vergnügen fanden; die arbeiteten, um ihren Unterhalt zu erwerben und um wohlzuthun, und die durch das Band gegenseitiger Liebe mit einander verbunden waren. Er aber, der Stifter dieser seltenen Frömmigkeit, leuchtete ihnen als Muster und Führer vor. Denn weit entfernt, von seiner vorigen Strenge gegen sich nachzulassen, ging er in derselben immer weiter. Um seine Seele noch unabhängiger von seinem Leibe zu machen, suchte er sich von allen sinnlichen Begierden und Bedürfnissen loszureißen. Er lernte fünf Tage nach einander fasten, schämte sich mit Andern zu essen, und nur der Gedanke,

daß

daß er durch Gespräche und vorleuchtende Mäßigkeit nützen könnte, führte ihn zu den Tischgesellschaften seiner Brüder. Seinen Körper (was mehr Eckel als Bewunderung erweckt) wusch und badete er niemals. Ein härnes Hemde und über demselben ein Schaafpeltz oder Mantel machte seine Bekleidung aus; und ein langer Stab sicherte seine wankenden Schritte.

Einst ergriff ihn der Gedanke, als Märtyrer zu sterben. Er verließ daher, als noch im Jahr 311 eine Verfolgung über die Christen in Aegypten verhängt ward, seine Wüste, und begab sich nach Alexandrien. Daselbst trat er zu denen, die wegen ihres Glaubens leiden mußten, ermahnte sie zur Standhaftigkeit und begleitete sie zum Tode. Aber Gott erhielt ihn, damit er, wie es heißt, noch Vielen ein Lehrer des Mönchslebens würde. Unangetastet kehrte er in seine Wüste zurück, wo er durch die Peinigungen, die er sich selbst auferlegte, täglich das Verdienst eines Märtyrers errang.

Indessen hatte sich das Zudrängen zu ihm seit seiner Reise nach Alexandrien so vergrößert, daß er, um demselben zu entgehen, seinen seitherigen Aufenthalt verließ und einen entlegenern aufsuchte. So kam er nach drey Tagreisen zu dem Berge

Kolzim

Kolzim nahe am rothen Meere. Hier fand er eine Höhle, die ihm zum Aufenthalt diente, und eine Quelle, mit deren klarem Wasser er seinen Durst stillte. Von Zeit zu Zeit brachten ihm seine Brüder Brod; aber da es ihn schmerzte, daß sie seinetwegen den beschwerlichen Weg durch die Wüste machen sollten, so fing er selbst an, Getreide zu bauen. Ueberdieß pflanzte er auch Gemüse, um die zu erquicken, die ihn in der entlegnen Wüste aufsuchten. Denn auch dahin kamen Christen, die durch seine Tugenden Erbauung, oder durch seine Wunderkräfte Heilung ihrer Krankheiten suchten. Er selbst, hülfreich, wohlthätig und demüthig gesinnt, benutzte das Ansehn, das er besaß, um Andern zu nützen; und wie lieb ihm auch durch Gewohnheit, Temperament und den Wahn ihrer Verdienstlichkeit die Einsamkeit geworden war, so verließ er sie doch, wenn höhere Pflichten ihn zu rufen schienen. So ging er, von ihnen eingeladen, zu den Mönchen, seinen Schülern, in der niedern Wüste, und ermahnte sie zur Eintracht und zur Bekämpfung jeder unreinen Begierde. So ging er ferner mehrmals nach Alexandrien, um sich den Arianern zu widersetzen, und öffentlich ein Zeugniß seines Glaubens an Jesum, den Sohn Gottes, abzulegen. Und gewiß hat sein Beytritt zu der nachmals herrschenden Parthey, so wie seine Ehrfurcht für die rechtgläubigen

Bischöfe

Bischöfe und Aeltesten zu Alexandrien und für den geistlichen Stand überhaupt nicht wenig zur Verherrlichung seines Ruhmes beygetragen.

Indessen hatte sich schon bey seinen Lebzeiten sein Ruhm so verbreitet, daß selbst der Kaiser Constantin der Große nebst zween seiner Söhne, Constantius und Constans, ums Jahr 335 ehrfurchtsvoll an ihn schrieben, und von ihm belehrende Antwort erbaten. Anfangs wollte er, um jeden Schein von stolzer Freude zu vermeiden, diese Briefe gar nicht lesen, noch weniger beantworten, bis seine Freunde ihm vorstellten, daß er durch seine Antwort manches Gute befördern könnte. Nun erließ er ein Schreiben, in welchem er zuerst seine Freude darüber ausdrückte, daß Constantin und dessen Söhne zum Christenthum übergetreten wären, dann sie insgesammt ermahnte, das Irdische nicht zu hoch zu achten, sondern an den Tag des Gerichts zu denken, menschlich zu regieren, und sich der Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit zu befleißigen.

Einige Jahre später (340) erhielt Antonius unmittelbar von Gott den Befehl, einen Einsiedler aufzusuchen, der noch vollkommner als er wäre. Diesem Befehl zufolge durchzog er die ägyptische Wüste und fand in einer entlegenen Gegend den

schon oben erwähnten Paulus von Theben, der seit neunzig Jahren, der Welt unbekannt, daselbst gelebt hatte. Aber nicht lange blieben beyde zusammen. Im kurzen starb Paulus, und Antonius schien nur darum zu ihm gesendet zu seyn, um ihn zu begraben und seinen Namen vor der Welt zu verherrlichen.

Aber auch Antonius nahete sich nun seinem Tode. Er war schon 90 Jahre alt, als er den Einsiedler Paulus begrub, und zunehmende Schwächlichkeit nöthigte ihn, zwey seiner Schüler, Amatus und Macarius, zu sich zu nehmen, die sein Alter pflegen und leiten sollten. Mit ihnen lebte er noch funfzehn Jahre in seiner einsamen Wohnung auf dem Berge Kolzim. Als er endlich fühlte, daß sein Tod herbeykam, suchte er noch durch Ermahnungen zu nützen. Er machte sich daher auf und ging (im Jahr 355) nach Alexandrien, um hier noch einmal ein Zeugniß seines Glaubens an die Gottheit Jesu abzulegen. Von allen Seiten strömten Menschen herbey, um ihn zu sehen, und durch ihn von Krankheiten der Seele und des Leibes geheilt zu werden; und mächtig war die Kraft seiner Lehren und Gebete, vielfältig die Wunder und Zeichen, die er that.

Hier-

Hierauf ging er in die niedern Wüste zu den von ihm gebildeten Mönchen, um Abschied von ihnen zu nehmen. Als alle um ihn versammelt waren, sprach er: „Ich sehe euch jetzt zum letzten Male, denn die Zeit nahet, daß ich ein hundert und fünfjähriger Greis von hinnen gehe". Da sie das hörten, weinten sie, und umarmten und küßten ihn. Er aber, gleichsam als sollte er aus der Fremde in die Heimat gehen, redete sie freudig an und ermahnte sie, in ihrer Arbeit nicht läßig, dem einsiedlerischen Leben nicht abwendig zu werden, und stets so zu handeln, daß sie täglich zum Tode bereit wären. Sie sollten daher ihren Geist vor wollüstigen Gedanken bewahren, den Frommen nachahmen, und in keine Ketzerey versinken, sondern festhalten an dem Glauben, den die heilige Schrift aufstelle und den er ihnen oft geprediget habe. Die Brüder baten ihn, er möchte bey ihnen bleiben, damit sein Tod ihnen so lehrreich würde, wie sein Leben; aber er weigerte sich, denn er scheuete die abergläubische Verehrung der Leichname, die in Aegypten von Alters her herrschend war *). Er ging daher in seine Höhle auf dem Berge Kolzim zurück. Wenige Monate darauf verfiel er in eine tödtliche Krankheit. Da berief er

*) Den Abschied des Antonius von seinen Schülern stellt das Kupfer Taf. XII. vor.

er die beyden Schüler, die seit funfzehn Jahren um ihn waren, zu sich und sagte: „Ich werde nun, wie geschrieben steht, zu den Vätern versammelt werden; denn ich fühle, daß ich von dem Herrn gerufen werde. Ihr aber wachet und harret aus in dem Stande, den ihr gewählt habt. Widerstehet dem Teufel und fürchtet ihn nicht; denn der Herr ist mit euch. Haltet euch entfernt von den Ketzern und lebt mit Jesu und den Frommen, damit sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten. Denket auch an mich, als an euern Vater! Laßt aber meinen Leib, wenn ich gestorben bin, nicht nach Aegypten bringen, sondern begrabet ihn bey euch. Meine Mäntel vertheilet; den einen gebet dem Bischof Athanasius *), den andern dem Bischof Serapion. Ihr aber behaltet mein härenes Hemde. Und so lebt wohl meine Söhne. Antonius wandert nun von hinnen, und wird nicht mehr bey euch seyn!" Als er dieß gesagt und seine beyden Schüler noch einmal geküßt hatte, ent-

*) Dieser berühmte Bischof von Alexandrien, der die Arianer mit so vielem Eifer und Nachdruck bekämpfte, ist derselbe, der auch das Leben des Antonius am frühesten und ausführlichsten geschildert hat. Neu hatte er seinen Mantel dem Antonius gegeben, alt und abgetragen erhielt er ihn zurück: aber unschätzbar war er ihm eben dadurch geworden. — Serapion war Bischof in Ober-Aegypten; aber nicht genau bekannt ist der Ort, wo er diese Würde bekleidete.

entschlummerte er mit der Miene der Verklärung, in einem Alter von 105 Jahren, am 17. Jan. 356. Seine Schüler thaten, wie er befohlen hatte. Doch soll sein Leichnam schon fünf Jahre nachher entdeckt, nach Alexandrien gebracht, nnd daselbst in einer Kirche des Täufers Johannes beygesetzt; darauf aber, im siebenten Jahrhundert nach Constantinopel, und von da im zehnten Jahrhundert nach Vienne in Frankreich gebracht worden seyn.

Wahr ist es, in dem Thun und Wirken des Antonius lag viel Sonderbares und Abentheuerliches, in seinen Selbstpeinigungen viel Thörichtes, und viel Irriges in seinen Vorstellungen über des Menschen Beruf auf Erden. Er vergaß, daß es die Pflicht der Christen ist, die Güter dieser Welt zu gebrauchen, ohne sie zu mißbrauchen; und daß der Mensch durch den Wechsel der Gesellschaft und Einsamkeit am besten gebildet wird. Aber dessen ungeachtet bleibt sein Streben nach höhrer Tugend immer achtungswürdig, achtungswürdig der Eifer und die Kraft, die er hierbey zeigte, achtungswürdig seine heiße Liebe zu Gott und seine wohlwollende Gesinnung gegen seine Mitmenschen. Und wie auffallend auch die Abwege sind, auf die er gerieth, so ist doch der Grundsatz richtig, von dem er ausging, daß nur die Bekämpfung unsrer

sinn-

sinnlichen Begierden und die Unterwerfung derselben unter die Forderungen der Religion den Menschen zu wahrer Gottseligkeit erhebt.

Antonius hatte, wie aus seiner Lebensgeschichte erhellt, eine Gesellschaft von Einsiedlern gebildet, die zwar neben einander in der Wüste lebten, aber noch nicht zusammen wohnten; nicht in einem Hause, nicht unter einem Haupte, nicht nach einer festbestimmten Regel vereinigt waren. Diese weitere Ausbildung des Mönchswesens, oder diese eigentliche Gestaltung des Klosterlebens brachte Pachomius, ein Landsmann und Zeitgenosse des Antonius, hervor. Wie dieß geschehen ist, wird die Geschichte seines Lebens zeigen. Freylich ist sie uns nicht so umständlich überliefert, als die Lebensgeschichte des Antonius. Es fehlt ihr an genauen Zeit- und Orts-Bestimmungen, woraus Dunkelheiten entstehen; viele Wundersagen sind eingewebt, und was als Erfolg eigener Ueberlegung und Entschließung betrachtet werden kann, ist, wahrscheinlich um das Klosterleben durch einen höhern Ursprung zu adeln, göttlichen Offenbarungen und Engelserscheinungen zugeschrieben. Doch diese Bemerkungen werden sich, wie ich glaube, den Lesern der folgenden Lebensbeschreibung von selbst aufdringen.

Pacho-

Pachomius war ums Jahr 292 in Ober-Aegypten unweit Theben geboren. Seine Eltern waren Heiden, und auch er wurde im Heidenthum erzogen, aber auch in den Kenntnissen und Wissenschaften der Aegypter unterrichtet. Als er 20 Jahre alt war, wurde er ausgehoben, um unter dem Maximin, einem Gegner der Kaiser Constantin und Licin, als Soldat zu dienen (im Jahr 312). So kam er nach Theben, wo er, wie ein Gefangener, von seinen Hütern sehr hart gehalten wurde. Aber mit dieser Härte wetteiferte die Mildthätigkeit der dasigen Christen. Unaufgefordert nahmen sie sich des Pachomius und seiner Gefährten an, und brachten ihnen Nahrungsmittel und andre Erquickungen. Durch diese Mildthätigkeit wurde Pachomius so gerührt, daß er sich entschloß, so bald er wieder frey wäre, dem Gott der Christen zu dienen, und wie sie seine Mitmenschen zu lieben. Schon das Auffassen dieses Entschlusses erhob ihn über die niedrige Gemeinheit seiner Gefährten, und bald fand er auch Gelegenheit zur Ausführung desselben. Der Krieg des Maximin nahm mit dem Tode desselben (313) ein schnelles Ende, und die von ihm geworbenen Truppen wurden verabschiedet. Dadurch wurde auch Pachomius wieder in Freyheit gesetzt. Sogleich ging er nun in eine Kirche Ober-Aegyptens, wo er im Christenthum unterrichtet, getauft und

in den Schoos der katholischen Kirche aufgenommen wurde. Aber noch floh ihn die Ruhe. Die Ketzereyen der damaligen Zeit, besonders die Streitfragen über die Gottheit Jesu bestürmten sein Inneres. Er wendete sich daher unter Gebet und Thränen an Gott, um zu erfahren, wo Wahrheit zu finden sey; und Gott verwies ihn durch eine besondere Offenbarung an die Kirche, der er angehörte. Von nun an hing er fest an derselben; seine bangen Zweifel hörten auf, und er beschloß, um sich Gott ganz zu weihen, ein einsames Leben zu führen.

In großen Ruf der Heiligkeit stand damals Palämon, ein Einsiedler, der sich zwischen dem Nil und dem rothen Meere aufhielt. Zu ihm ging Pachomius, um sich nach ihm zu bilden. Als er daselbst ankam, stellte ihm der Greis alle Beschwerlichkeiten seines einsamen Lebens, sein Fasten und Wachen und die Geringfügigkeit seiner Nahrungsmittel vor; aber der muthvolle Jüngling ließ sich dadurch nicht abschrecken. Nach dieser Prüfung öffnete ihm der Greis die Thüre seiner Zelle, nahm ihn bey sich auf, und bildete ihn, nicht so wohl durch Lehren (denn er sprach wenig), als durch sein ernstes und sich immer gleich bleibendes Beyspiel. Von ihm lernte Pachomius alle Arten von Selbstpeinigungen, durch die

sich

sich die Asceten der damaligen Zeiten abzuhärten suchten; z. B. mit Brod und Salz zufrieden seyn und Gemüse mit Staub und Asche vermischt genießen; ferner, um sich des Schlafs zu erwehren, Sand von einem Orte zum andern tragen; und mit nakten Füßen durch stachelichte Dornen gehen. Noch rühmlicher aber war sein Zunehmen in gottseligen Gesinnungen. Die heilige Schrift las er oft und übte sich in dem, was er daselbst vorgeschrieben fand. Oft brachte er ganze Nächte im Gebet zu, und Bitte um Reinheit des Herzens und Bewahrung vor den Fallstricken des Satans war der Inhalt seiner Gebete. Palämon freute sich über ihn; Gott aber, der ihn also leitete, wollte, daß er nun auch Andre zur Heiligung des Lebens leiten sollte.

In der Nähe seines Aufenthaltes lag ein verlassenes Dorf, oder, wie Andre meinen, eine Insel im Nil, Namens Tabenna. Dahin ging Pachomius oft, um zu beten. Einst als er daselbst im Gebet versunken war, hörte er eine Stimme, die ihm zurief: „Hier bleibe und erbaue ein Kloster; denn viele werden kommen zu dir, begierig nach einem heiligen Leben". Zugleich erschien ihm ein Engel, der ihm eine Tafel mit Regeln für das Klosterleben überbrachte.

Der

Der Inhalt dieser Regeln, die wohl die ältesten Vorschriften für Mönche sind, lautete also: „Jeder Mönch soll nach Maßgabe seiner Kräfte essen, trinken, arbeiten und fasten. Denen, die viele Körperkräfte haben und viel essen, sollen härtere Arbeiten auferlegt werden; aber leichtere den Enthaltsamen und Schwachen. — Jedes Kloster soll verschiedene Zellen haben, und in jeder Zelle sollen drey Mönche wohnen; allen aber soll an einem Orte die Speise zubereitet und gereicht werden. — Alle sollen, nicht liegend sondern sitzend, auf rückwärts gelehnten und mit ihren Mänteln bedeckten Stühlen schlafen, des Nachts leinene Kleider um die Lenden, und beständig einen weißen Ziegenpelz mit einem purpurfarbenen Kreuze tragen, ausser bey dem Genuße des heiligen Abendmahls, wo sie ihr Haupt mit einer Kappe bedecken sollen. — Eben diese Kappe sollen sie auch bey den gemeinschaftlichen Mahlzeiten tragen; denn keiner soll bey Tische den Andern ansehen, oder sprechen, oder sonst umherblicken. — Kommt ein fremder Mönch, der andre Gewohnheiten hat, so soll er nicht mit ihnen essen; nur einem Reisenden soll dieß gestattet seyn. — Sämmtliche Mönche sollen in 24 Haufen abgetheilt; jeder dieser Haufen soll mit einem Buchstaben des griechischen Alphabets bezeichnet seyn, und jeder dieser Buchstaben soll eine Eigenschaft dessen der ihn führt, andeu-

andeuten. — Wer in das Kloster aufgenommen werden will, soll erst drey Jahre lang durch harte Arbeiten geprüft werden, ehe er zu den heiligen Uebungen zugelassen wird. — Alle sollen des Tags zwölfmal, eben so vielmal des Abends, und eben so vielmal bey Nacht beten. Doch soll es dem, der in der Gottseligkeit weiter gekommen ist, unverwehrt seyn, hierin noch ein Uebriges zu thun".

Zur Aufstellung dieser Regeln — die im Vergleich so wohl mit den Selbstpeinigungen der damaligen Asceten, als auch mit den harten Gesetzen spätrer Mönchsorden ziemlich milde, und wahrscheinlich auf die Schwäche der größern Menge berechnet waren — bedurfte es wohl keiner besondern Offenbarung oder Engelserscheinung. Schon sein eigner Sinn konnte den Pachomius darauf hinführen. Aber wie er überzeugt seyn mochte, daß sein Entschluß, Klöster zu gründen, Gott wohlgefällig seyn müsse, so konnte er auch die Ueberzeugung hegen, daß die Regeln für das Klosterleben, die sich in seiner Seele gestalteten, unmittelbar von Gott derselben mitgetheilt wären. Und so konnte er, wie weiter erzählt wird, voll des Glaubens an eine göttliche Offenbarung zu seinem väterlichen Freunde zurückkehren, und ihn um Beystand bey Ausführung des anbefohlenen Werkes bitten.

Auch

Auch Palämon, heißt es, hielt die Stiftung des Klosterlebens für etwas Gott wohlgefälliges. Er machte sich daher mit dem Pachomius auf, und beyde bauten gemeinschaftlich, nach Vorschrift des Engels, ein Kloster zu Tabenna. Als aber der Bau größtentheils vollendet war (ums Jahr 326), ging Palämon in seinen alten Aufenthaltsort zurück; doch machte er mit dem geliebten Zögling aus, daß sie sich wechselsweise besuchen wollten. Und so blieb es bis zum Tode des Greises, der nach kurzer Zeit in den Armen des Pachomius verschied, und von ihm beerdiget wurde.

Indessen hatte der zunehmende Ruf des Pachomius erst seinen ältren Bruder Johannes, dann einen alten Einsiedler, Namens Hieracapollo, herbeygeführt, die beyde nach einander bey ihm lebten und starben. Er selbst fuhr fort seinen Klosterbau zu fördern, stählte seine Kraft durch manchfaltige Selbstpeinigungen, überwand durch Gebet und Glaubensstärke die Angriffe der bösen Geister, und bildete sich so zu einem Muster für Andre. Da erschien ihm, als er einst die Nacht mit Wachen und Beten hinbrachte, abermals ein Engel, der zu ihm sagte: „Es ist Gottes Wille, daß du den Menschen dienest, indem du eine Schaar von Mönchen um dich versammelst, die du nach der dir überlieferten Vorschrift unterrichtest".

Von

Von nun an nahm Pachomius diejenigen, die nach dem Mönchsleben verlangten, bey sich auf; doch nicht ohne Vorsicht und Auswahl. Erst prüfte er sie und fragte nach der Beystimmung ihrer Eltern; dann erst gab er ihnen das Mönchskleid, unterrichtete sie in ihren Obliegenheiten, und ermahnte sie besonders zur völligen Verachtung des Irdischen und zur standhaften Nachfolge Jesu Christi. Vorzüglich aber bildete er sie durch sein eigenes Beyspiel. Wirklich zeichneten sich auch, wie erzählt wird, die ersten Mönche zu Tabenna durch große Tugenden aus. Sie lebten in Gottesfurcht und Eintracht, und Friede und Freude im heiligen Geiste strahlte aus ihrem Wandel hervor. Selbst viele von denen, die in der Rohheit aufgewachsen waren, wurden zur Tugend und Gottesfurcht gebildet und erschienen nun als Menschen voll Licht und Weisheit.

Die Zahl dieser Mönche war, wie leicht zu erachten, anfangs klein; aber schon im Jahr 333 belief sie sich auf hundert, und als Pachomius starb auf dreytausend. Um sie unterzubringen, bedurfte es mehrerer Klöster. So entstanden noch durch Pachomius selbst in Ober-Aegypten neun Mönchklöster, und ein Nonnenkloster, von dessen Errichtung nachher geredet werden soll. Jedes derselben erhielt mehrere Häuser und jedes Haus mehre-

rere Zellen. Das größte aber unter allen diesen Klöstern war das zu Bau oder Pabau, das Pachomius zu seinem gewöhnlichsten Aufenthaltsort erwählte.

So lange die Anzahl der Mönche noch klein und auf ein einziges Kloster eingeschränkt war, besorgte Pachomius selbst nicht nur die Aufsicht über die Mönche, sondern auch alle Geschäfte des Hauswesens, damit seine Brüder desto ungestörter dem Heil ihrer Seele nachstreben könnten. Aber nach vermehrter Anzahl der Mönche und Klöster konnte sich Pachomius nur mit der Oberaufsicht befassen, und ein Obervoigt unter ihm mußte für die leiblichen Bedürfnisse aller Mönche sorgen. Nunmehr mochten auch jene einfachen Regeln, die Pachomius zuerst bekannt gemacht hatte, nicht mehr ausreichend seyn; wenigstens bedurfte es zur Erhaltung der Zucht und Ordnung genauer Vorschriften und einer strengen Aufsicht. Jedes Kloster erhielt seinen Vorsteher oder Vater (Abbas, woraus Abt entstanden ist); die Mönche selbst wurden in einzelne Haufen, und diese wieder in Klassen oder Familien vertheilt. Jede Familie bekam ihren besondern Aufseher und ihr besonderes Geschäfte. Die eine mußte für Essen und Trinken, die andre für Pflege der Kranken, die dritte für Aufnahme der neuen Ankömmlinge und Fremden sor-

sorgen. Dabey mußten alle, oder doch die meisten noch besondere Arbeiten verrichten, entweder Matten oder Körbe flechten, oder den Garten- und Feldbau betreiben, oder die Handarbeiten übernehmen, die nöthig waren, sie mit Nahrung, Kleidung, Geräthschaften und Wohnungen zu versehen. Die entbehrlichen Erzeugnisse dieser Arbeiten wurden dem Obervoigt abgeliefert, der sie verkaufen, und für das daraus gelöste Geld die Bedürfnisse der Klöster herbeyschaffen ließ. Alljährlich wurden zwey Versammlungen gehalten, die eine zu Ostern, wo alle Mönche aus allen Klöstern herbeykamen, um das Auferstehungsfest des Heilands recht feyerlich zu begehen, und dann im August, wo sich die Vorsteher, und wer sonst dazu geladen war, einfanden, um sich über das zu besprechen, was das gemeinsame Beste der Klöster betraf. Auf diesen Versammlungen wurden auch Rechnungen abgelegt, Vorsteher gewählt, und Zwistigkeiten beygelegt. Pachomius selbst ging stets, wie ein treuer Hirt unter seiner Heerde, umher; bereiste alle seine Stiftungen, prüfte sorgfältig das Betragen der Mönche und ihrer Aufseher, und suchte alle an ein gottseliges Leben und vorzüglich an einen pünktlichen Gehorsam zu gewöhnen.

Gleichwohl war dieß alles nicht vermögend den gottseligen Sinn und die treue Beobachtung der vor-

vorgeschriebenen Ordnung unverrückt zu erhalten. Denn gerade das, was die Klöster mit Glanz und Ruhm umgab, die Menge ihrer Bewohner, führte zuerst zur Ausartung und Verschlimmerung. So wie sich nämlich die Zahl der Mönche vermehrte, so vermehrte sich auch das Maß irdischer Sorgen und das Getriebe niedriger Leidenschaften. Bey vielen, die nur um den Lasten des bürgerlichen Lebens zu entgehen, dem Klosterleben beygetreten waren, herrschte gleich anfangs keine Begeisterung für dasselbe; bey andern, die es redlicher meinten, erkaltete allmählich die Begeisterung, die sie anfangs beseelt hatte, und nur wenige dauerten fest und unverdrossen aus. Schon Pachomius mußte es erfahren, daß manche seiner Zöglinge aus Liebe zum Irdischen die Gebote der Gottseligkeit oder die vorgeschriebenen Regeln verletzten. Er suchte daher durch Gebet, Ermahnungen und nachdrückliche Verweise die Fehlenden zu bessern, und, wo diese milderen Mittel nichts wirkten, schritt er zu ernstlichen Strafen, ließ die Ungehorsamen geißeln, oder verjagte sie aus dem Kloster. Dennoch konnte er nicht verhindern, daß, besonders nach seinem Tode, die klösterliche Zucht immer tiefer herabsank, obschon das Kloster zu Tabenna noch lange im hohen Ansehn blieb.

Indessen hatte Pachomius bald nach der Stiftung dieses Klosters auch den Grund zu Nonnenklöstern gelegt. Die Veranlassung hierzu war, wie erzählt wird, folgende.

Der Ruf seiner Einrichtungen war bis zu seiner Schwester gelangt. Sie ging daher nach Tabenna, um ihn zu besuchen. Aber Pachomius, der etwas Großes darinn fand, sie so wenig wie andre Frauen zu sehen, ließ ihr durch den Pförtner sagen: „Du hörst, Schwester, daß ich gesund bin und lebe. Ziehe nun hin in Frieden, und grämе dich nicht, daß du mich mit leiblichen Augen nicht siehst. Bedenke aber fleißig, ob du im Stande bist, eine Lebensweise, wie ich, zu wählen, um dadurch Gnade bey Gott zu suchen. Höre ich, daß dieß dein Vorsatz ist, so werde ich dir, nicht weit von der meinigen, eine Wohnung errichten, wo du mit andern Jungfrauen, die dein Beyspiel herbey ziehen wird, dem Heil deiner Seele nachstreben kannst." Die Schwester des Pachomius, deren Name nirgends genannt wird, ergriff eifrigst den von ihrem Bruder ertheilten Rath. Sogleich ließ dieser durch seine Mönche ein Kloster erbauen, das nur durch den Nil von Tabenna geschieden war, den Namen Men erhielt, und in kurzer Zeit von vielen nach Heiligkeit dürstenden Jungfrauen angefüllt wurde. Ein ehrwürdiger Greis, aus der Zahl

der Mönche von Tabenna, der heilige Petrus, erhielt die Oberaufsicht, und Pachomius selbst schrieb den Nonnen *) Lebensregeln vor, die im Ganzen genommen mit denjenigen übereinstimmten, die er seinen Mönchen gegeben hatte; insbesondere aber die sorgfältige Absonderung beyder Geschlechter berücksichtigten.

Verbindungen unter frommen Christinnen, die sich ganz dem Dienste Gottes und einer unbefleckten Keuschheit weiheten, hatte es schon früher gegeben. Schon im Leben des Antonius ist davon geredet worden. Aber noch hatten solche Christinnen sich nicht von der menschlichen Gesellschaft entfernt, sondern im Schooße ihrer Familie nach Willkühr gelebt. Nun aber traten sie näher zusammen, lebten in einer Wohnung und nach einerley Regel mit einander. Und so erst entstand das eigentliche Nonnenwesen, das durch den Ruf seiner Heiligkeit, durch die Empfehlungen berühmter Kirchenlehrer, und durch den Schutz, den die Nonnen genossen, sehr bald sich verbreitete. Schon im Jahre 420 soll man in Aegypten auf vierhundert Nonnen gezählt haben.

Wäh-

*) Nonne, eigentlich ein ägyptisches Wort, das so viel bedeutet als Mutter, oder eine Person bezeichnet, die als Mutter verehrt werden muß.

Während nun Pachomius für solche Stiftungen und deren Erhaltung unermüdet sorgte, arbeitete er mit eben dem Eifer, mit dem er Andre bildete, an seiner eignen Bildung zur Gottseligkeit, überzeugt, daß er selbst ein Muster der Tugenden geben müsse, die er von Andern forderte. Er übte sich daher im ausdauernden Gebet, in Beherrschung seiner Begierden, in Bekämpfung der Angriffe des Satans. Dabey bezeigte er, wie Antonius, den Lehrern der katholischen Kirche große Anhänglichkeit und verherrlichte dadurch, wie dieser, seinen Ruhm. Die Gaben der Apostel, heißt es, ruheten auf ihn; er konnte Wunder thun, das Verborgene enthüllen, Kranke gesund machen. Doch überhob er sich dieser Gaben nicht. Er betete vielmehr, wie weiter erzählt wird, unter Anrufung der Heiligen zu Gott, und befleißigte sich der Demuth. Obgleich der Oberste unter so vielen Schülern, sahe er es doch ungern, daß irgend jemand ihn bediente, und nie wollte er etwas vor ihnen voraushaben. Indessen scheint es doch — wenn es anders erlaubt ist, bey einem Heiligen Spuren menschlicher Schwäche zu bemerken — daß er von den Regungen des Ehrgeizes und der Herrschsucht nicht völlig frey war. Zu dieser Vermuthung wird man wenigstens veranlaßt, wenn man hört, daß alle ihn umstrickenden Teufelserscheinungen darauf hinausgingen, ihn zum Stolz und zu eiteln Anmaßungen zu verleiten;

oder wenn man vernimmt, mit welcher Härte er mehrere seiner jüngern Brüder, und unter andern auch seinen Lieblingsschüler Theodorus behandelte, als dieser, während einer Krankheit des Pachomius und gegen dessen Einwilligung, zum Haupt des Klostervereins ernannt worden war. Auch scheinen Andeutungen hiervon in dem vorzukommen, was von der Anwesenheit des Makarius in dem Kloster zu Tabenna erzählt wird.

Makarius, aus Alexandrien gebürtig, der als Einsiedler in den ägyptischen Gebirgen lebte, ein Schüler des Antonius, und berühmt durch die martervollsten Qualen, die er sich selbst auferlegte, um durch sie zur Gottseligkeit zu gelangen *) — kam einst (im Anfang des Jahres 348) nach Tabenna zum

*) Als ein Zeichen der vielen abenteuerlichen Büßungen oder Martern, die Makarius um der Gottseligkeit willen sich selbst auferlegt haben soll, mag Folgendes hier eine Stelle finden. Einst zerdrückte er eine Mücke, die ihn schmerzhaft gestochen hatte. Gleich darauf fiel ihm ein, daß Gott vielleicht zu seiner Prüfung ihm diesen Schmerz zugesendet, und daß er eine unerlaubte Rache genommen hätte. Dieß bewog ihn, sich selbst zu bestrafen. Ganz nackt warf er sich in einen Morast, wo sehr große Mücken waren, die ihn auf das Empfindlichste stachen. Sieben Monate nach einander brachte er in diesem Zustand zu. Als man ihn endlich fand und in seine Zelle zurückbrachte, konnte man ihn nur an seiner Sprache erkennen; sein ganzer Körper war wie mit dem Aussatz behaftet.

zum Pachomius, um die berühmte Vollkommenheit der dasigen Mönche in der Nähe zu betrachten. In einer weltlichen Kleidung und ohne seinen Namen zu nennen, stellte er sich dem Pachomius vor, und bat ihn um Aufnahme unter die Mönche. Pachomius, den hier die Gabe das Verborgene zu entdecken verließ, wußte nicht wer der Bittende war, und nahm ihn nicht eher auf, als bis dieser sieben Tage fastend vor der Thüre zugebracht hatte. Kurz darauf trat die große Fastenzeit vor Ostern ein, und die Mönche zu Tabenna beeiferten sich, dieselbe unter auffallenden Selbstpeinigungen hinzubringen. Einige von ihnen aßen nur des Abends, andre fasteten zwey oder fünf Tage lang, noch andre standen die ganze Nacht hindurch und setzten sich nur am Tage bey ihrer Arbeit. Makarius aber übertraf alle an Strenge gegen sich selbst. Er stellte sich während der ganzen Fastenzeit in einen Winkel, verfertigte daselbst aus Palmenblättern verschiedene Arbeiten, aß nur des Sonntags und blos einige Kohlblätter, sprach mit Niemand, sondern betete beständig, aber still. Dieses ausserordentliche Betragen machte die andern Mönche verdrießlich; sie äusserten, „der Fremdling wäre zu ihrer Verdammniß gekommen," und Pachomius selbst wünschte eines Fremden entledigt zu werden, der ihn und alle seine Mönche beschämte. Er wendete sich daher an den Makarius — denn nun hatte

te ihm Gott, wie es heißt, offenbaret, wer der Fremde wäre — dankte ihm, daß er zu ihm gekommen und seine Mönche gedemüthigt hätte, bat ihn aber auch, in seine Zelle zurückzukehren.

Doch auch Pachomius blieb nicht lange mehr bey seinen Brüdern. Gleich nach Ostern desselben Jahres (348) brach eine ansteckende Krankheit in den Klöstern aus, die in kurzer Zeit über hundert Mönche, und selbst einige von den Vorstehern wegraffte. Auch Pachomius wurde von dieser Krankheit ergriffen. Ueber vierzig Tage litt er, aber mit gottergebenem Sinn und mit Verschmähung aller Erleichterungen, die er vor seinen Brüdern voraus haben sollte. Als er seinen Tod herannahen fühlte, so rief er die Vorsteher und Aufseher seiner Mönche zu sich, ermahnte sie zur Ausdauer in ihrem Beruf, warnte sie vor den Ketzern, und trug ihnen auf, einen aus ihrer Mitte zum Haupte ihres Vereins zu wählen. Sie lehnten diesen Auftrag ab, und antworteten unter Thränen und Seufzen: er wisse besser als sie, wer hierzu am würdigsten wäre. Da ernannte er den Petronius, einen einsichtsvollen und frommen Mönch, zu seinem Nachfolger. Zwey Tage darauf, als Theodorus, sein Lieblingsschüler bey ihm war, erschien ihm Gott, und seine Seele entwand sich den Banden des Leibes. Er starb am 9. Mai des Jahres 348,

57 Jahre alt, und im 35. Jahre seines abgesonderten Lebens. Sein Körper ward den folgenden Tag in der Nähe des Klosters von Tabenna begraben; aber dann, wie er befohlen hatte, vom Theodorus weggeschafft, damit er nicht Gegenstand abergläubischer Verehrung werden möchte. Gleichwohl soll er sich heut zu Tage zu Porto-Venere in Ligurien, unweit Genua befinden.

Nachdem so, vorzüglich durch die Lebensgeschichten des Antonius und Pachomius, die Entstehung und erste Gestaltung des Mönchswesens erörtert worden ist, scheint es zweckmäßig über die Ausbreitung und allmählichen Umänderungen desselben noch Einiges hinzuzufügen.

Ungemein schnell breitete sich das Mönchswesen aus. In Aegypten gab es, nach Versicherung des Kirchenvaters Hieronymus, der ums Jahr 420 starb, 500,000 Mönche, die sich alljährlich zur Feyer des Osterfestes zu versammeln pflegten; und noch bey Lebzeiten des Antonius und Pachomius verbreitete sich ihre Stiftung auch ausserhalb Aegyptens, über Palästina, Syrien, Armenien und Klein-Asien. Im Jahr 340, als der berühmte Bischof Athanasius, dessen schon oben gedacht worden ist, mit mehreren Mönchen von Aegypten nach Rom geflüch-

flüchtet war, fand das Mönchswesen auch in der abendländischen Kirche Eingang, und bald darauf Beyfall und Nachahmung. Reiche und angesehene Senatoren, und vorzüglich gottselige Frauen wandelten ihre Landhäuser in Mönchs- und Nonnenklöster um. Schon im Jahr 400 zählte man in Gallien 2000 Mönche, die den heiligen Martinus, Bischof von Tours, zu Grabe begleiteten; in allen Provinzen des römischen Reichs siedelten sich Mönche an; und überall, wo unter den Barbaren eine neue Kirche gestiftet wurde, wurde auch, zum Schutz derselben, ein Kloster angelegt.

Die Ursachen dieser schnellen Verbreitung des Mönchswesens lassen sich leicht auffinden. Denn gerade das, was zuerst dasselbe gegründet hatte, die irrige Vorstellung von dessen Heiligkeit, der Hang zur Schwermuth und die Unzufriedenheit mit der Welt und deren Ereignissen, mußte auch zu dessen Verbreitung dienen. Hierzu kamen aber auch die Empfehlungen der berühmtesten Kirchenlehrer, die das Mönchswesen als Beförderungsmittel des Christenthums ansahen, und die Beobachtung desselben als die sicherste Leiter zum Himmel anprieſen; ferner die eifrigen Bestrebungen der Mönche selbst, die Zahl ihrer Brüder zu vermehren, um dadurch ihren Klöstern Ansehn

und

und Reichthum zu verschaffen. Endlich waren es auch ganz irdische Rücksichten, wodurch so viele Tausende zur Theilnahme an dem Klosterleben bewogen wurden. Die Klöster genossen manchfaltige Vortheile. Sie waren durch die öffentliche Meinung geschützt; nicht leicht wagte es jemand, sich an ihnen zu vergreifen; und selbst den Barbaren flößte der Ruf ihrer Heiligkeit Achtung ein. Ihre Bewohner waren frey von Abgaben und Kriegsdiensten, und fanden ohne große Mühe den nöthigen Unterhalt; denn die Beschwerlichkeiten der vorgeschriebenen Lebensregeln mußten durch Gewohnheit, ferner auch durch das Beyspiel Anderer, und durch den Beyfall des Volkes allmählich leicht werden. Viele also gingen in ein Kloster, um sich den Ungemächlichkeiten des Lebens, oder den anstrengenden und doch oft fruchtlosen Arbeiten, oder dem beschwerlichen Druck der Staatslasten zu entziehen. Was aber am meisten die Klöster bevölkerte, war gerade ein Haufen gemeiner Leute aus den niedrigsten Ständen, welche daselbst mehr gewannen, als sie in der Welt verloren.

Aber gar bald fühlte man auch das Nachtheilige dieser weitern Verbreitung des Mönchswesens. Heidnische Philosophen und Geschichtschreiber bemerkten, daß dadurch der Aberglaube und die Schwärmerey zunahm; Staatsmänner

ner begriffen, daß die Bevölkerung und innere Stärke des römischen Reichs darunter litt; sie sahen ein, daß die Mönche, die gleichsam das geistliche Heer der Bischöfe bildeten, zur Vermehrung und Vergrößerung der Streitigkeiten in der Kirche beytrugen, daß sie sich in bürgerliche Händel mischten, und oft den Lauf der Gerechtigkeit störten. Mehrere Kaiser suchten daher, ihre Anzahl einzuschränken; aber vergebens. Die Mönche standen in so hohem Ansehn bey dem Volke, daß selbst die Kaiser sich scheuen mußten, sie zu beleidigen.

Während aber das Mönchswesen sich immer weiter ausbreitete, und das Nachtheilige desselben sich schon hin und wieder offenbarte, waren auch manchfaltige Veränderungen mit demselben vorgegangen, von denen einige hier angezeigt werden müssen.

Die ersten Mönche waren Laien. Ohne sich zu Lehrern der Christen aufzuwerfen, wollten sie nur Beyspiele der erhabensten Gottseligkeit aufstellen; und Pachomius selbst ließ häufig Geistliche in seine Klöster kommen, die daselbst lehrten und die Sacramente austheilten. Aber der zunehmende Ruf von der Heiligkeit der Mönche führte bald zu dem Glauben, daß sie sich am besten zur geistlichen Leitung der Christen schickten. So wurden die

Mön-

Mönche erſt ein Mittelding zwiſchen Geiſtlichen und Laien, dann ganz als Geiſtliche betrachtet. Schon der Kaiſer Arkadius, der Sohn des großen Theodoſius, befahl (um Jahr 400), daß die Geiſtlichen aus dem Mönchsſtande genommen werden ſollten; und bald gelangte nicht leicht einer zur biſchöflichen Würde, wenn er nicht vorher unter den Mönchen gelebt hatte. Dadurch aber wurde einerſeits der Aberglaube befördert, andrerſeits die Mönche der menſchlichen Geſellſchaft wieder genähert, von der ſie ſich anfangs getrennt hatten.

Eine zweyte wichtige Veränderung ereignete ſich in Rückſicht ihres Gelübde. Anfangs gaben die, welche in ein Kloſter traten, nur die öffentliche Erklärung, daß ſie der Welt entſagen, und einer ſtrengern Tugend ſich befleißigen wollten; und wiewohl man es ungern ſah, daß irgend einer das Kloſterleben verließ, und zu einem bürgerlichen Beruf zurückkehrte, ſo galt dieß doch nicht als Sünde. Denn niemand war durch ein unwiderrufliches Gelübde an das Kloſterleben gebunden; ſelbſt den Nonnen war es unverwehrt, in die Welt zurückzutreten und zu heyrathen; und Athanaſius redet ſogar von verheyratheten Mönchen. Erſt als mit zunehmendem Aberglauben auch die Meinung von der Heiligkeit des Kloſterlebens ſtieg, und berühmte Kirchenlehrer für die Beharrlichkeit in demſelben

ei-

eiferten: erst dann wurden die Mönche mit unzertrennlichen Banden an das Klosterleben gefesselt, und diejenigen, die sich dieser Bande zu entledigen suchten, mit den härtesten Strafen belegt.

Endlich verdienen auch die Veränderungen beachtet zu werden, welche die Beschäftigungen der Mönche erlitten. Anfangs machten nur Gebete und Handarbeiten den Inhalt derselben aus. Nach der Meinung des Antonius und nach den Regeln des Pachomius sollten die Mönche durch den Fleiß ihrer Hände sich Unterhalt und Mittel zur Wohlthätigkeit erwerben; und wir haben gehört, daß die Mönche zu Tabenna Acker- und Gartenbau trieben, Matten und Körbe flochten, Kleidungsstücke und Geräthschaften verfertigten. Nur die Beschäftigung mit den Wissenschaften lag ausser dem Kreis ihrer Thätigkeit, ja sie wurde sogar von ihnen verachtet. Aber das änderte sich, als das Streben sich hervor zu thun, Lehrämter zu bekleiden, an den Religionsstreitigkeiten Theil zu nehmen, oder auch das Ungenügende kleinlicher Geschäfte die bessern Köpfe unter ihnen ergriff, und zu den Wissenschaften hinführte. Wirklich gab es auch schon frühzeitig in den Klöstern der Morgenländer gelehrte Mönche, und Schulen zum Unterricht der Jugend.

Dagegen herrschte in den Klöstern der Abendländer, wenigstens anfangs, mehr Arbeitsscheu. Je reich-

reichlicher ihnen milde Gaben zu ihrer Unterhaltung zuflossen, desto mehr glaubten diese Klostergenossen der Pflicht der Arbeitsamkeit entbunden zu seyn. Zum Deckmantel ihrer Trägheit gebrauchten oder mißbrauchten sie den Ausspruch Jesu (Matth. VI, 31): „Ihr sollt nicht sorgen und sagen, was werden wir essen, was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? Nach solchem allen trachten die Heiden!" Der Bischof Martin von Tours, der Stifter der Klöster in Gallien verbot seinen Mönchen alle Handthierung, weil sie dadurch vom Gebet abgehalten würden, und erlaubte bloß den jüngern von ihnen, Bücher abzuschreiben — eine Beschäftigung, die lange Zeit die herrschende in den abendländischen Klöstern blieb, und äußerst wohlthätig für die spätere Nachwelt wurde. Anders handelte Benedictus von Nursia, der berühmte Stifter des Benedictinerordens zu Monte-Cassino im südlichen Italien (527). Er machte es seinen Mönchen zur Pflicht, ihre Zeit zwischen Gebet, Handarbeit und Studiren zu theilen; und wie er bey dem Studiren nicht bloß das Abschreiben der Bücher, sondern auch die Unterweisung der Jugend ins Auge faßte: so bezog er auch die Handarbeit nicht bloß auf Herbeyschaffung des nöthigen Unterhalts, sondern auch auf Urbarmachung öder Felder, Austrocknung schädlicher Moräste, und Ausrodung überflüßiger Wälder.

Aber

Aber gerade dadurch wurden die Klöster überaus wohlthätige Institute. Denn wie irrig auch die Vorstellungen waren, denen sie ihr Daseyn verdankten; wie sehr sie auch dem Müßiggang, der Schwärmerey und dem Aberglauben Vorschub thaten; und wie oft auch Laster und Schandthaten bey zunehmender Verschlimmerung der Mönche in den Klöstern verübt worden seyn mögen: so waren sie doch, vornehmlich in den Zeiten, wo die alten Formen des römischen Reichs zusammenbrachen und unter grausenvollen Verwirrungen und Verwilderungen die neuen Staaten sich gestalteten, köstliche Hülfsmittel zur Bewahrung religiöser Anstalten, zur Erhaltung der herrlichen Denkmähler des Alterthums, und zur Cultur der Länder und Völker des neuen Europa. Kurz, sie waren gleichsam das Gerüste, dessen sich die Vorsehung zum Aufbau bessrer Zeiten bediente. Wie aber der Baumeister das Gerüste auflöst, wenn der Bau vollendet ist, so mag auch jetzt die Vorsehung die Auflösung so vieler Klöster zulassen, nachdem sie den Zweck ihres Seyns erreicht haben.

XVI.

XVI.

Die Sage von den Siebenschläfern.

Zu den Heiligen, deren Namen und Andenken der Kalender alljährig erneuert, gehören auch die Siebenschläfer, von deren Leben, Schlaf und Tod Folgendes erzählt wird.

Als Kaiser Decius eine harte Verfolgung über die Christen verhängte (250 n. Chr.), befanden sich zu Ephesus sieben christliche Jünglinge, edler Abkunft, die sich weder durch Drohungen noch durch Versprechungen von ihrem Glauben abbringen ließen. Indessen hatte man Mitleiden mit ihrer Jugend und gab ihnen Zeit zur Sinnesänderung; sie aber flüchteten, um ihren Verfolgern zu entgehen, in die Höhle eines nahe gelegenen Berges. Da ließ Kaiser Decius ihnen nachsetzen, und den Eingang dieser Höhle mit großen Steinen verschließen. Sogleich verfielen die Jünglinge in einen tiefen Schlaf.

Jahre kamen und Jahre entwichen, und das Andenken an diese Bekenner des Evangeliums war schon längst verlöscht, als es auf folgende Art erneuert und verewigt wurde.

Ein reicher Bürger zu Ephesus, er wird Adolius genannt, war zum Besitz jenes Berges gelangt und ließ, um in der Nähe desselben einen Schaaf-

stall

ſtall aufzubauen, die Steine vor der daſigen Höhle wegnehmen (437 n. Chr.). Als nun der Eingang derſelben ſich öffnete, und Sonnenlicht in ſie eindrang, erwachten die Kinder des Lichts, jene ſieben Schläfer. Einhundert und ſieben und achtzig Jahre waren vergangen, ſeitdem ſie eingeſchlummert waren; aber ihnen kam es vor, als hätten ſie nur eine Nacht geſchlafen: friſch und ſtark war ihre Lebenskraft, lebendig ihr Gedächtniß, unverſehrt ihre Kleidung. Das Chriſtenthum war inzwiſchen zur herrſchenden Religion erhoben worden, und chriſtliche Kaiſer ſaßen auf dem römiſchen Thron; ſie aber ahneten das nicht, ſondern fürchteten noch immer Verfolgungen von Seiten des Kaiſers Decius und ſeiner heidniſchen Unterthanen. Sie fühlten die Regungen des Hungers; doch getrauten ſie ſich nicht, öffentlich hervorzutreten. Nur einer von ihnen, Namens Jamblichus oder Malchus, machte ſich auf und ging nach Epheſus, um für ſich und ſeine Gefährten Brod einzukaufen.

Aber wie groß war ſein Erſtaunen, als er alles um ſich her verändert fand. Auf den Thoren von Epheſus bemerkte er das Kreuz des Erlöſers; er ſah die Lehrer des Chriſtenthums frey und ungehindert einhergehen, hörte das Volk laut und öffentlich bey dem Namen Jeſu ſchwören: nirgends begegneten ihm Spuren des Heidenthums, nirgends ein Bekannter, alles war ihm fremd. Er glaubte

zu

zu träumen, oder vom Wege abgewichen und in eine andre Stadt gerathen zu seyn! Aber auch er mit seiner ungewöhnlichen Kleidung und ungewöhnlichen Sprache erregte das Staunen und die Neugier der dasigen Einwohner. Als er nun zu dem Bäcker kam und für das geforderte Brod eine Münze mit dem Bildniß des Kaisers Decius hinreichte, gab ihm der Bäcker Schuld, er habe einen verborgenen Schatz aufgefunden. Jamblichus sollte deshalb genaue Auskunft geben; aber er war verlegen; er verstand nicht, was der Bäcker wollte. Dieß bestärkte diesen in seinem Argwohn, und er führte ihn zum Richter, bey dem sich der Bischof Marcus oder Marinus befand. Und hier endlich wurde es durch wechselseitige Fragen und Antworten klar, daß Jamblichus mit seinen Freunden fast zweyhundert Jahre lang schlafend fortgelebt hatte. Ergriffen von diesem staunenswürdigen Wunder, begleiteten der Richter, der Bischof und eine zahllose Menge Menschen den Jamblichus zu seiner Höhle zurück. Ja selbst der Kaiser Theodosius der Zweyte kam auf erhaltene Anzeige schleunigst zu den wieder erwachten Schläfern; und diese erzählten ihr Schicksal, segneten die Anwesenden, und verschieden.

Es mag seyn, daß diese Sage aufgebracht ist, um die Zweifel an der Auferstehung der Todten, die damals im Umlauf waren, niederzuschlagen; aber gewiß hat sie nicht darum so allgemeine Ver-

breitung, so allgemeinen Beyfall gefunden. Vielmehr liegt etwas in ihr, was jeden Menschen anspricht. Ein jeder nämlich, der sie vernimmt, fühlt gleichsam das Staunen, das ihn selbst ergreifen würde, wenn er nach hundert und mehrern Jahren zurückkehren könnte in seine gegenwärtigen Verhältnisse, und alles Bekannte verändert, alles Alte neugestaltet erblickte. Sie erinnert also an den Wechsel alles Irdischen, den jeder einzelne Mensch in seinem Leben erfährt, und den die ganze Weltgeschichte predigt; kurz sie erscheint als ein lebendiges Bild des rastlosen Ganges der Zeiten und ihrer immer wechselnden Gebilde. Und so möge sie auch hier vorzüglich meine jüngern Leser zu der Betrachtung zurückführen, wie ganz anders war es im Anfang, und wie ganz anders am Schlusse der Periode, von der wir jetzt scheiden.

In-

Inhaltsverzeichniß.

Erster Abschnitt.

Darstellung der Hauptbegebenheiten von der Stiftung des Christenthums bis zur Auflösung des weströmischen Reiches.

Einleitung. Welches waren die Hauptvölker zu den Zeiten Christi? — Waren diese auf gleiche Weise gebildet? — Wie war ihr Religionszustand beschaffen? — Wohlthätigkeit des Christenthums. — Woher kam dessen schnelle Ausbreitung und dessen frühzeitige Entstellung? — Uebergang zur politischen Geschichte dieser Periode. S. 3 — 14.

I. Kap. Vom Kaiser Augustus bis zum Vespasian. 70. — Wie gelangte Augustus zur Regierung? Wie verwaltete er sie? Kriege an den Grenzen, mit welchen Völkern? Häusliche Verhältnisse und Tod des Augustus. — Tiberius. Lobenswerthe und tadelnswerthe Seiten seiner Regierung; endigt als Unmensch. — Eben so Caligula, Claudius, Nero. Was ist von jedem derselben zu bemerken? — Schneller Regierungswechsel: Galba, Otho, Vitellius. Wie erhielten und wie verloren sie die Regierung? Wer behauptete sie? — Woher kamen jene Unmenschen auf den Thron? Nachtheilige Folgen davon für Rom. S. 15 — 27.

II. Kap. Vom Vespasian bis zum Tode des Kaisers Marcus Aurelius, (70 — 180.)

Ves-

Vespasian stellt Ordnung und Ruhe wieder her. — Wodurch zeichnet sich Titus aus? — Domitian ein Tyrann, ohne Feldherrntalent, hält doch Ordnung im Innern. — Nerva ein achtungswürdiger Greis. — Trajans Menschenfreundlichkeit, Regentensorgfalt, Kriege. — Hadrians löbliche Staatseinrichtungen, Reise durch die römischen Provinzen, Geistesgewandheit und Fehler. — Antoninus Pius, edel als Mensch und als Regent. — Antoninus Philosophus (Marc. Aurel.) und Lucius Verus. Verschiedenheit ihrer Charactere. Kriege mit den Marcomannen. — Gute Folgen der in diesem Kapitel geschilderten Regierungen. — Fortdauernde Uebel im römischen Staat. — Verbindungen unter den deutschen Völkern, und Andrang derselben gegen Roms Grenzen. S. 27 — 42.

III. Kap. Von dem Tode des Kaisers Marcus Aurelius bis zu Constantins des Großen Alleinherrschaft, 180 — 324. Schlechte Regierung des ausschweifenden Commodus — kurze des redlichen Pertinax. — Didius Julianus kauft den Thron. — Septimius Severus ein wilder aber kräftiger Regent. — Regierung des Wütherichs Caracalla, des unbedeutenden Macrin, des lüderlichen Elagabal, des braven Alexander Severus. — Schneller Regentenwechsel. — Verfall des röm. Reichs unter dem nichtswürdigen Gallienus. — Wiederherstellung desselben durch Claudius II., Aurelianus, Probus. — Diocletian theilt die Regentschaft — viele Kaiser zu gleicher Zeit bis zum Constantin. — Innerer Zustand des römischen Reichs (fortdauerndes Sittenverderbniß und Uebermuth der Truppen). Völker ausserhalb des römischen Reichs; das neupersische Reich. — Vereine unter den deutschen Völkern. — Wohnsitze der Allemannen, Gothen, Thüringer, Franken, Sachsen, Vandalen, Burgunder und Alanen. S. 43 — 71.

IV. Kap. Von Constantins des Großen Alleinherrschaft bis zum Tode des Kaisers Theo-

do-

dosius des Großen, 324 — 395. Wie wurde das röm. Reich durch Constantin den Großen umgeformt? — kurze und stürmische Regierung seiner Söhne. — Julian der Abtrünnige, — Jovian, — Valentinian I. und Valens. — Schlacht bey Adrianopel. — Traurige Lage des römischen Reichs. — Theodosius führte Ordnung zurück. — Betrachtungen über die Erhebung des Christenthums zur herrschenden Religion — und über die sogenannte Völkerwanderung. — Entstehung und Wirkung derselben. S. 71 — 97.

V. Kap. Von dem Tode des Kaisers Theodosius des Großen bis zum Untergang des weström. Reichs, 395 — 476. — Theilung des römischen Reichs, — große Verluste des weströmischen Reichs unter Honorius und Valentinian III. — Einbruch der Hunnen unter Attila. — Eroberung und Plünderung Roms durch die Vandalen, — Odoacer. — Fortdauer des oströmischen Reichs. — Gründung neuer Staaten. — Betrachtungen über den Untergang des weström. Reichs. S. 97 — 118.

Zweyter Abschnitt.

Schilderung einzelner Begebenheiten und Charactere aus der Periode von der Stiftung des Christenthums bis zur Auflösung des weströmischen Reichs.

(chronologisch geordnet.)

I. Augustus und Cinna, oder: was vermag Milde. S. 119
II. Arminius, der Retter der deutschen Freyheit. 124
III. Arria und Pätus. 136
IV. Schandthaten des Kaisers Nero. 141
1) Ermordung des Britannicus. 143
2) Ermordung der Agrippina. 153
3) Ermordung der Octavia. 168
4) Feuers-

4) Feuersbrunst zu Rom. Erste Christenverfolgung. S. 176
5) Hinrichtung des Seneca. . . . 182
V. Tod des Nero. 194
VI. Sabinus und Epponina. 207
VII. Großmuth des Kaisers Titus. 213
VIII. Edelsinn des Papinianus. 216
IX. Zenobia, Kaiserin von Palmyra. . . . 219
X. Constantius Chlorus. 235
XI. Die Fahne des Kreuzes — oder Constantins Uebertritt zum Christenthum. 240
XII. Züge aus dem Leben des Kaisers Julianus. . . 247
XIII. Thronbesteigung des Kaisers Theodosius des Großen. 273
XIV. Leben des heiligen Ambrosius. . . . 281
XV. Antonius und Pachomius — oder Ursprung und Fortgang des Mönchswesens. . . . 305
XVI. Die Sage von den Siebenschläfern. . . 351

176
182
194
207
213
216
219
235

Zwölf Kupfer
zum
historischen Bildersaal.

Erster Band. Ordinäre Ausgabe.

240
247
273
281
305
331

Tafel I. Augustus und Cinna. — Ein vornehmer Römer, Cinna, hatte eine Verschwörung gegen den Kaiser Augustus angestiftet. Augustus erfuhr dieß, ließ den Cinna zu sich rufen und verzieh ihm, statt ihn zu strafen.

„ II. Arminius der Retter der deutschen Freyheit. — Arminius, ein edler Deutscher, in Rom gebildet aber voll glühender Vaterlandsliebe, führt seine Landsleute, die er vereinigt hatte, zum Kampf und zum Siege und befreyt Deutschland vom Joche der Römer.

„ III. Arria und Pätus. — Pätus verurtheilt, sich selbst zu tödten, zögerte aus Furcht vor dem Tode. Da gab ihm seine Gemahlin ein Beyspiel ihrer Liebe und ihres Muthes. Sie stach sich den Dolch durch die Brust und überreichte ihn dann ihrem Gemahl mit den Worten: Pätus es schmerzt nicht.

„ IV. Tod des Seneca. — Der Philosoph Seneca, vom Nero zum Tode verurtheilt, hatte sich die Adern öffnen lassen. Umsonst. Darauf ließ er sich in eine Wanne voll warmen Wassers heben, wo er, dem Tode nahe, eine Hand voll Wasser dem Jupiter weihte.

„ V. Sabinus und Epponina. — Vergebens hatte Sabinus dem Kaiser Vespasianus die Regierung zu entreißen gesucht. Er wurde geschlagen und flüchtete sich in eine künstlich ausgebaute Höhle. Seine Gattin Epponina, hiervon benachrichtigt, folgte ihm und lebte mit ihm neun Jahre in dieser Höhle, wo sie ihm zwey Knaben gebar. Endlich ward ihr Aufenthalt entdeckt und beyde wurden zum Tode verurtheilt.

„ VI. Großmuth des Kaisers Titus. — Zwey vornehme Römer hatten sich gegen den Kaiser Titus verschworen. Dieser erfuhr es und verzieh ihnen; ja er ließ sie sogar im Amphitheater neben sich setzen und gab ihnen die Waffen, die ihm von den Fechtern zur Ansicht überreicht wurden, in die Hände.

„ VII. Papinianus. — Kaiser Caracalla forderte den edeln Papinianus auf, den Mord seines Bruders Geta zu rechtfertigen; aber Papinianus weigerte sich. Hierüber erbittert, ließ ihn der unmenschliche Kaiser vor seinen Augen ermorden.

„ VIII. Zenobia und Aurelianus. — Zenobia, Kaiserin von Palmyra, hatte lange Zeit mit Tapferkeit und Glück den Römern widerstanden. Endlich ward sie vom Kaiser Aurelianus besiegt und als Gefangene in sein Zelt geführt. Auf die Frage: wie sie es habe wagen können, römischen Kaisern Trotz zu biethen? gab sie dem Aurelianus die feine Antwort: Dich allein, der du siegst, erkenne ich für einen Kaiser.

IX. Constantius Chlorus. — Kaiser Diocletian ließ dem Constantius Chlorus durch Abgesandte den Vorwurf machen, daß es ihm bey seiner Milde an Geld fehle. Kaum hatten dieß die begütertsten seiner Unterthanen gehört, als sie sogleich unermeßliche Schätze für ihn zusammenhäuften. Nun führte Constantius Chlorus die Abgesandten in seine Schatzkammer und deutete ihnen an, daß die Liebe der Unterthanen der sicherste Schatz eines Fürsten sey.

X. Tod des Kaisers Julianus. — Julianus war auf dem Rückzug aus Persien tödtlich verwundet worden. Gleichwohl verlangte er, wieder in das Treffen zurückzukehren. Er ließ sich daher seine Rüstung und sein Pferd herbeybringen; aber ein starker Blutverlust schwächte ihn, und er mußte in sein Zelt zurück gebracht werden, wo er kurze Zeit darauf starb.

XI. St Ambrosius. — Kaiser Theodosius hatte, von leidenschaftlicher Hitze hingerissen, ein schreckliches Blutbad zu Thessalonice angeordnet. Als Ambrosius dieß vernahm, hielt er den Kaiser von dem Eintritt in die Kirche ab, und belegte ihn mit dem Bann, bis er seine Sünde erkennt und bereut hatte.

XII. Abschied des Antonius von seinen Schülern. — Ein hundert und fünf Jahre hatte Antonius, der Stifter des Mönchswesens, gelebt, als er endlich seinen Tod herben nahen fühlte. Da versammelte er seine Schüler in der ägyptischen Wüste noch einmal um sich, gab ihnen seine letzten Ermahnungen, segnete sie und ging dann in seine Höhle auf dem Berge Kolzim zurück, wo er starb.

Nachricht.

Ueber die innere Einrichtung dieses Werks und dessen Fortsetzung hat sich der Herr Verfasser in der Vorrede erklärt.

Was das Aeußere desselben betrifft, so gebe ich den verehrten Theilnehmern die Versicherung, daß ich mir es zur Pflicht mache, auch dieses Werk bis zum Schlusse gut auszuführen und auf Druck, Papier und Kupfer alle mögliche Sorgfalt zu wenden.

Jeder Käufer der wohlfeilern Ausgabe wird leicht einsehen, daß zu dieser Ausgabe weder die ersten Kupferabdrücke noch dasselbe Papier, wie zu der bessern Ausgabe, gegeben werden können; gleichwohl würde ich zu den Kupferabdrücken der ordinären Ausgabe gern etwas weißeres Papier gegeben haben, wenn zu der Zeit, wo mit dem Abdruck der Platten angefangen werden mußte, eine etwas bessere Sorte aus Basel, wo die vorzüglichern Papier-Fabriken durch den Krieg gelitten hatten, zu erhalten gewesen wäre. Jetzt ist weniger Noth darum, und so sollen die Kupferabdrücke zu den folgenden Bänden der ordinären Ausgabe auf etwas weißerem Papier geliefert werden, obgleich auch das jetzige keinem Tadel unterworfen seyn kann

Auf den folgenden zweyten Band, den ich vor Ende dieses Jahres gewiß abzuliefern gedenken, nehme ich bis Ende September wieder Pränumeration an, und zwar, ebenfalls wie für den ersten Band:

3 thlr. 12 gl. sächs. oder 6 Fl. 18 Kr. rhein. auf die gute, und 2 thlr. 12 gl. sächs. oder 4 Fl. 30 Kr. rhein. auf die ordinäre Ausgabe.

Hätten manche Liebhaber den Pränumerations-Termin für den ersten Band versäumt und wünschten sie denselben noch um den Pränumerations-Preis sich anzuschaffen, so erbiete ich mich, ihre Bestellungen anzunehmen. Bey Verschreibungen von mehrern Exemplaren gebe ich auf 5 Exempl. das 6te frey, oder vom Geldbetrage 4 gl. Rabatt vom Thaler. Doch müssen Buchhandlungen, wenn bey ihnen pränumerirt wird, noch besonders für Mühe und Kosten entschädigt werden. — Die Namen der neuen Theilnehmer werden dem zweyten Bande vorgedruckt.

Sollte sich die Anzahl der Theilnehmer bedeutend vermehren, so sollen künftig mehr als zwölf Kupfer bey jedem Bande geliefert werden.

Für diejenigen, welche die mit der Vorausbezahlung verbundenen Vortheile nicht benutzen, bleibt der Ladenpreis unveränderlich, und zwar für jeden Band:

4 thlr. 12 gl. sächs. oder 8 Fl. 6 Kr. rhein. für die gute, und 3 thlr. 12 gl. sächs. oder 6 Fl. 18 Kr. rhein. für die ordinäre Ausgabe.

Wem Leipzig näher als Gotha liegt, kann an die dortige Benjamin Fleischersche Buchhandlung, zur Ersparung der Portokosten, alle Briefe und Gelder für mich absenden.

Gotha, den 31sten März 1815.

Justus Perthes.

Erinnerung an die Buchbinder.

Das Kupfer, Tafel II., wird als Titelkupfer dem Titel gegenüber gebunden.

Es ist durchaus nöthig zwischen jedes Kupfer und den Text ein Blatt Papier einzulegen, damit die Schrift beym Schlagen und Pressen des Buches nicht durch Abschmutzen die Kupfer verdirbt.

Anzeige.

Von

Loffius moraliſcher Bilderbibel. 5 Bände in gr. 8. mit 74 Kupfern nach Schubert'ſchen Zeichnungen

bin ich erbötig noch eine gewiſſe Anzahl Exemplare mit vollkommen guten Kupferabdrücken um den Pränumerations-Preis abzulaſſen:

die gute Ausgabe für 17 thlr. 12 gl. ſächſ. oder 31 Fl. 30 Kr. rhein. und die ordinäre Ausgabe für 12 Thlr. 12 gl. ſächſ. oder 22 Fl. 30 Kr. rhein., wenn man ſich deshalb an mich wendet. Doch werden auch manche Buchhandlungen ſie um dieſen Preis zu liefern bereitwillig ſeyn, wenn man ihnen Portokoſten und Mühe vergütet.

Juſtus Perthes.

Bey dem Verleger dieſes Bilderſaals iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Kurze Religionsſätze und Denkſprüche zum Auswendiglernen, beſonders zum Gebrauch für Töchterſchulen bearbeitet von K. Fr. Loſſius, Diakonus und Direktor der Töchterſchule in Erfurt. 8. Preis 5 gl.

Dieſe kleine Schrift wird in den Händen eines geſchickten Lehrers zu einem Leitfaden bey dem Vortrag der chriſtlichen Religionslehren und moraliſchen Grundſätze dienen, da der Verfaſſer mit Umgehung aller beſondern Lehrmeinungen, blos die allgemeinen Wahrheiten und Lehren der Bibel darin aufgeſtellt hat.

MAG 2023 SEO